in welche sie uns stürzet, abgemessen werden kan. Das hatte jene, ich weis nicht welche, Frau wohl gefühlet, welche, ob sie gleich von ihrem Liebhaber in den Armen seines Nebenbuhlers angetroffen wurde, sich dennoch unterstund, ihm die Sache, von welcher er ein Zeuge war, zu läugnen: **Wie!** sagte er zu ihr, **ihr treibt eure Unverschämtheit so weit . . . Ach Treuloser!** schrye sie, **ich sehe es, du liebst mich nicht mehr; du glaubest mehr das, was du siehst, als das, was ich dir sage.** Dieses läßt sich nicht auf die Leidenschaft der Liebe allein, sondern auf alle Leidenschaften anwenden. Alle machen uns stockblind. Wenn z. E. der Ehrgeiz zwey mächtige Völker wider einander bewaffnet, und die Bürger voll Unruhe, einer den andern um Neuigkeiten fragen: mit welcher Leichtigkeit glaubet man nicht auf einer Seite die guten! und wie ungläubig ist man nicht auf der andern gegen die schlimmen! Wie oft hat ein allzuthörichtes Vertrauen zu unwissenden Mönchen, die Christen nicht an der Möglichkeit von Gegenfüßlern zweifelhaft gemacht? Es verfliessen keine hundert Jahre, welche dem folgenden Jahrhunderte nicht, durch eine lächerliche Bejahung oder Verneinung, etwas zu lachen hinterlassen sollten. Eine vergangene Narrheit öffnet den Menschen selten die Augen über ihre gegenwärtige Thorheit.

Im übrigen sind eben diese Leidenschaften, welche man als den Ursprung einer unzählichen Menge von Irrthümern ansehen muß, zugleich die Quelle unserer Erkenntnisse. Führen sie uns gleich irre, so sind sie es auch allein, die uns die Kraft zum Gehen verleihen. Nur sie entreissen uns der Unthätigkeit und Faulheit, die allezeit drohet, sich aller unserer Seelenkräfte zu bemeistern.

I. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Erinnerungen bey dem Wechsel der Jahre.

§. 1.

In den gegenwärtigen Stunden, welche aufmerksamen Menschen, und noch mehr dem Christen höchstwichtig und denkwürdig sind, erinnere ich mich eines der traurigsten Fehler der verderbten Natur, der Vergessenheit. Ein Jahr, ein grosser Theil der Zeit, ein beträchtliches Stück des kurzen Lebens, sinkt wieder dahin; und wohin bey den mehresten? in die schlummernde Nacht einer fühllosen Vergessenheit. Dahin sinkt es mit allen seinen Wohlthaten und allen seinen Gerichten, mit seinen Segen und seinen Strafen; Dingen, deren keines unbemerkt, unerinnert und ungenutzt dem Menschen begegnen sollte. Aber nur allzuhäufig treffen sie ihn mit einer unwürksamen Berührung. Nicht daß der gegenwärtige Augenblick der verschiedenen Schicksale ohne Empfindung vergienge. Diese ist öfters nur allzulebhaft. Aber sie rauschet auch vielfältig nur gar zu eilig vorüber, und läßt in der Seele nicht das überlegende Andenken zurück, welches erst die flüchtigen Regungen heilsam machen würde. Ist es bey den Lehrern der Sitten schon lange ausgemacht, daß es vernünftigen Wesen unmöglich wäre, in ihrem Wandel so verkehrt, so thörigt und so gottlos zu seyn, wenn sie ihre Pflicht, ihr Heil, und das Glück der Tugend recht erkenneten: so ist es eben so ungezweifelt gewiß, daß die menschlichen Handlungen, daß die ganze Welt eine unendlich andere und bessere Gestalt gewinnen würden, wenn die Menschen auch nur die von jenen wichtigen Sachen ihnen würklich beywohnende Erkenntniß nicht so leicht vergässen, oder, nach einem andern geschickten Ausdruck, sich allemal recht besinnen könnten oder wollten. Können sie wohl zu oft erinnert werden? Zwar es mangelt, sonderlich um diese Zeit, nicht an heiligen Erinnerungen in den Versammlungen der Christen. Nur schade, daß die Gewohnheit sie da zu hören, daß der Gedanke, daß sie mit zum Ceremoniel des Neuen Jahrs gehören, sie oft so unkräftig

kräftig mache. Und wenigstens werden Erinnerungen von jener Art und Absicht in Blättern, die dem Andenken und der Erinnerung nützlicher Sachen gewidmet sind, weder unzuläßig noch verwerflich seyn. Uebrigens ist mein Zweck nicht, von der Vergessenheit überhaupt oder von ihrem Ursprunge, Schädlichkeit und Gegenmitteln zu reden. Dieses ist eine Beschäftigung in ausführlichern Sittenlehren. Ich wünsche nur einige Sätze ins Gedächtniß zurück zu rufen, die gar zu leicht in der moralischen Ausübung vergessen werden, da, wo sie am wenigsten vergessen werden sollten.

§. 2.

I. Es ist ein Gott. Dieser grosse Gedanke ist der Grund und Anfang der ganzen Religion. Allen Menschen ins Herz geschrieben, von keinem, bey dem mäßigsten Gebrauch der Vernunft geleugnet, ist er doch in vieler Menschen, in vieler Christen Wandel so unkenntlich. Ich bin nicht der erste, der es klagend behauptet, daß viele so leben, als wenn kein Gott im Himmel wäre. Ist es aber möglich, so zu leben, ohne jener angebohrnen Erkenntniß vergessen zu haben? Der Einsicht der mehresten würde Unrecht geschehen, wenn man zugäbe, sie wüßten nicht, von wie grossem Umfange obige kurze Worte seyn; und wie viel man zugleich denken müsse, wenn man sagt: Es ist ein Gott. Nicht allein seine aus den Lehrbüchern des Glaubens bekannte hohe Eigenschaften werden darin begriffen, sondern auch die zueignenden Wahrheiten. Er ist mein Schöpfer, mein Erhalter, mein Vater, mein Herr, mein Regent; auch über mich und meine Schicksale ist er allmächtig, allwissend, höchst weise, höchst gütig und höchst gerecht. Ist es möglich, hieran stets zu gedenken, ohne Gott vor Augen und im Herzen zu haben, ohne vor ihm zu wandeln und fromm zu seyn?

§. 3.

II. Gott ist die Liebe. Ein Satz, daran der Gerechte und der Gottlose gleich oft und gleich tröstlich denkt. Kan man den hieher rechnen? Ich würde sehr geirret haben, wenn alle Arten und Absichten der Erinnerungen gleichgültig wären. Aber so lange der richtige Begrif jener Wahrheit, so lange der Zusammenhang der Folgen und Pflichten, die daraus herfliessen, nicht von der Willkühr menschlicher Meynungen abhängt; so lange wird auch ein fleißiges Andenken und die Vergessenheit hier zusammen bestehen können. Der verkehrte Sünder denkt nicht selten an die Liebe Gottes, aber nur, um desto ruhiger und frecher ihn zu hassen; um desto sicherer das Gesetz zu übertreten, das diese Liebe gab. Was denkt er also, bey seinen irrigen und einschläfernden Vorstellungen weniger, als: Gott, die Liebe, gab das unwandelbare Gesetz meiner Wohlfahrt, das heilige Gesetz, den Bund der Liebe, das Liebe zur Erfüllung fodert, und dessen Haltung erst das Kennzeichen eines richtigen

Begrifs

Begrifs von der Liebe ist, darauf er sich verläßt a). Was denkt er weniger, als die grausende Gefahr seiner Unsterblichkeit, deren schreckender Spiegel selbst die Gröſse der Liebe ist, die alle Gedanken übersteigt b). Eine Gefahr, in der er zu schweben nicht aufhört, ehe er die erbarmende Rettung mit dem Glauben ergreift, der das Herz ändert; gleich wie die Noth eines Armen kein Ende nimmt, der die Gabe des Wohlthätigen aus den Händen läßt. O mögte er eher zu seinem Heil eine Zeitlang vergessen, daß Gott die Liebe ist, als sich dieser sanften Wahrheit zu Beschleunigung seines Untergangs erinnern; nemlich ohne Furcht, ohne Ehrerbietung, ohne Gegenliebe und ohne zärtlichen Dank daran gedenken.

§. 4.

III. Gott ist der einige Schöpfer und Erhalter unsers Glücks. Ein Gedanke, der so richtig als leicht aus den Begriffen der göttlichen Eigenschaften, der Schöpfung und Vorsehung folgt; den die Schrift so herrlich bestätigt; und den unzählige einzelne Erfahrungen so gewiß machen. Aber er wird noch mehr als vergessen. Man zweifelt gar daran. Jedoch, eben wie ein standhaftes Vertrauen auf die Vorsehung, (eine Würkung obiger Erkenntniß,) sich auf ein reges Andenken der Beweise unsers Satzes erbauet; so wurzelt und stützet ein unruhiger Zweifel sich dagegen blos auf deren unempfindlicher Vergessenheit. Das besonderste ist, daß der Glückliche mit dem Elenden gleich schlüpfrige Wege zu diesen Fehlern hat; und daß, so verschieden beyder Abweichungen sind, dennoch ein Mensch, nach der Abwechselung seiner Schicksale gar zu beyden fähig ist. Wie lehrreich wird hier die Entdeckung der Schrift: des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding, wer kan es ergründen? Hier sind die Quellen der unruhigen Ausschweifungen der Sterblichen; bald zur schwindlenden Höhe des vermessenen Stolzes, bald zu den immer sinkenden Abgründen der zagenden und kleinmüthigen Zweifel. Das in seinem Verfahren unergründliche Herz gefällt sich zuweilen in jenen verwirrten Abgründen, und wagt sich in noch unabsehlichere Tiefen, nicht um die wahre Ruhe zu suchen, sondern seine Neigung zum Murren, zum Forschen und zum frevelen Richten zu befriedigen, nemlich in die Tiefen der Weisheit und Erkenntniß Gottes, in die Unerforschlichkeit seiner Gerichte und die Unbegreiflichkeit seiner Wege. Wären seine Absichten lauterer und sein Gang richtiger, so würde es in eben diesen Tiefen, anstatt unglücklich zu straucheln und zu scheitern, würklich die sanftesten Wohnungen der Ruhe und die sichersten Hölen der Zufriedenheit antreffen. Denn wie viel weiß es zu seinem Glücke von jenem Unerforschlichen, von dem verborgenen Gott? Dieser Unerforschliche hat mich erschaffen, glücklich zu seyn; er ist mein Vater, mein ewig treuer und

 erbar-

a) 1 Joh. 4, 7. 8. b) S. Youngs Briefe über die Wollust.

erbarmender Vater. Mit diesen zärtlichen Gesinnungen ordnet er in den Tiefen seiner Weisheit meine Schicksale; Schicksale, die, auch unter dem gehäuftesten Elende, noch immer das ferneste Gegentheil von dem sind, was ich bey der reinesten Unschuld dieses Lebens verdiene. Und verbindet sich mit diesen Erkenntnissen eine von Vorurtheilen freye Erinnerung der vergangenen Führungen des Höchsten, wie leicht, wie natürlich ist es denn, die ruhige Bewunderung jener Tiefen der Gottheit mit der dankvollesten Verehrung zu beschliessen c)? Aber wie selten sind diese gerechten Loblieder, und welch ein trauriger Beweis ist dieser Undank von der Vergessenheit, die so sträflich an sich, als schrecklich in ihren Folgen ist! Denn diese gehen so weit, daß endlich Gottes gar vergessen wird. Zwar der Glückliche ist in der grösten Gefahr, dazu versuchet zu werden. Leicht betrachtet er sein Glück als die stolze Babel, die er erbauet hat. Leicht frägt der Reiche mit verläugnender Stimme: Wer ist der Herr? Aber auch der Elende kan in gleich verderbliche Abgründe fallen. Spricht er erst in seinem Zagen: der Herr hat mich verlassen, der Herr hat mein vergessen; so hält er sich leicht berechtigt, ihn wieder zu vergessen, und seinen Weg zu verlassen. Und mögte doch niemals der Erfolg zeigen, daß sein kläglicher Entwurf zur Reife gekommen sey d)!

c) Röm. 11, 33-36.

§. 5.

IV. Gott wird uns alle richten. Niemand, der ein Christ seyn will, wird diese Wahrheit leugnen; niemand wird sie für unbekannt ausgeben; ja niemand ist im Stande, sie gänzlich und auf sein ganzes Leben zu vergessen. Und täglich dennoch wird sie von den mehresten vergessen, die ernsthafte, die schreckliche Wahrheit. Schrecklicher und rührender, als die zeitlichen Gerichte Gottes selbst, machet sie doch so wenig Eindruck; erregt sie doch so wenig Aufmerksamkeit. Oft und laut genug wird ihr Andenken in den Gotteshäusern erneuert. Aber eben so kalt fährt ihr Schall über die trägen Lippen von dem Herzen weg, als die übrige wichtige und fruchtbare Stücke des Glaubensbekenntnisses. Eben so selten sind ihre Spuren in den Handlungen der Menschen. Und überall sollten sie doch erscheinen. Denn Gott, der Allwissende, der Gerechte, wird alle Werke vors Gericht bringen. Es giebt indessen einige nothwendige Geschäfte der Welt, und einige Pflichten, bey denen die Weisheit des Ewigen vorzüglich die Erinnerung des künftigen Gerichts empfiehlt. Vielleicht, weil sie sahe, daß die Menschen hier am meisten in Gefahr wären, von dem rechten Wege ihrer heilsamen Gesetze abzuweichen. Dahin gehören z. E. die Ausübung der Gerechtigkeit im Gerichte; die Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschenliebe im

d) Spr. Sal. 30, 9.

im Handel und Wandel; und das mitleidige und hülfreiche Erbarmen gegen den nothleidenden Nächsten. O mögten doch nicht so viel bedrängte Seufzer der unterdrückten Unschuld; so viel gerechte Klagen des vervortheilten Bruders; so schändlich häufige Beyspiele des ungesegneten Gebrauchs von Dingen, die dem Herrn ein Gräuel sind; und so manche wimmernde Thräne des verlassenen Elenden hier so traurig beweisen, wie leichtsinnig jenes gerechte, jenes unbarmherzig strenge Gericht auch in diesen Fällen vergessen wird. Vielleicht aber giebt es noch Brüder jenes gequälten Reichen, die mehr als die mächtigen Zeugnisse des prophetischen Worts zu ihrer Erweckung fodern. Und vergeblich erwarten sie zwar zurückkehrende Gesandten aus der Ewigkeit, um lebendigere Begriffe von der Zukunft zu erhalten. Allein, wie oft eröfnen sich gleichsam die Pforten der Ewigkeit von dieser Seite des Grabes! Die Blicke auf das Sterbebette der Freunde, auf das öftere feyerliche Gepränge, womit entseelte Sterbliche, auf den Achseln ihrer noch lebenden Brüder, gleichsam der Ewigkeit und dem Gericht entgegen getragen werden; sollten die viel weniger rührende Ermunterungen aus jenem Schlummer seyn, als wenn jemand von den Todten auferstünde? Freylich aber vergißt leider der Mensch auch nicht selten, daß sein Leben ein Ziel hat, und daß er seinen entschlafenen Brüdern auf dem Gange zur vergeltenden Ewigkeit in einer verdeckten Stunde gewiß folgen wird. Wie theuer würde ihm sonst die Lehre des Weisen seyn: Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun.

§. 6.

V. Wir sind Menschen. Und was hört man öfter und allgemeiner wiederholen, als daß wir Menschen sind? Dieses wird doch also keine Erinnerung erfordern. Es ist wahr, jener Satz ist wohl fast das erste, was ein jeder erkennt, und das letzte, was er vergißt. Aber er ist auch von so weitem Umfange, und hat so viel Seiten, darauf er entweder richtig und heilsam, oder irrig und verführend betrachtet wird, daß es eher zu wünschen als zu glauben steht, daß alle Menschen ihre Menschheit recht bedenken. Und sich eine Sache unrecht oder gar nicht vorstellen, wird vor dem Gerichte der Wahrheit eins seyn. Nur wenige von den vielen möglichen Betrachtungen werden es deutlich machen.

Wir sind Menschen; von dem Vollkommensten zur Aehnlichkeit seines Bildes erschaffen, und zur ewigen Theilnehmung seiner Seligkeiten bestimmt; gewissermassen höher geachtet als die Engel. Denn nicht derselben, sondern der Menschen Natur nahm der gnädige und barmherzige Herr an, als er zu ihrer Errettung ein Geheimniß seiner Wunder stiftete, wo auch Engel hinein zu schauen gelüstet. Das Wort ward

 Fleisch,

Fleisch, Gott ward ein Mensch und litte aller Menschen Strafen, um den grossen Zweck seiner ewigen Liebe wieder möglich zu machen. Um Menschen, die sich mit dem undankbarsten Frevel von ihm gerissen, und in unendliches Unglück gebracht hatten, wieder mit sich und ihrem Glücke zu vereinigen, war ihm sein Blut nicht zu theuer, und für ihr Leben starb er. Welche Hoheit, welche Würde für uns, die wir diese Menschen sind! O daß sie die ganze Seele erfüllen und sie zu der gerechten Achtung gegen sich selbst erheben mögte; da eben sie die wahre Menschheit ausmacht und, ihren Schaden zu ersetzen, der ganze Inbegrif der Schöpfung nicht zureichte. Aber Seelen, die sich dem Dienst der Creatur widmen, zu deren Beherrschung sie erschaffen wurden; die sich zur Leibeigenschaft körperlicher Lüste, des Lasters und des ewig verworfenen Geistes erniedrigen und dadurch ihr Geschick so kläglich herunter setzen; werden die noch den Besitz des hohen Gedankens behaupten: Wir sind Menschen?

Ueberhaupt trift man den Gedanken, daß wir Menschen sind, unter andern Begriffen häufiger an. Wir sind Menschen, heißt es, schwache unvollkommene Geschöpfe, unzähligen Irthümern und Verführungen bey Erkenntnissen und Entschliessungen ausgesetzt, beständig im Streit mit immer wachen Feinden und mit allerley Elend umgeben. Wahr, richtig und unvermeidlich ist diese Betrachtung an sich. Aber sie ist vielen nur gar zu angenehm, wenn sie ihre Fehler entschuldigen wollen, die sie oft unrecht aus einer unbezwinglichen Schwachheit herleiten; wenn sie die bequeme Trägheit beschönigen wollen, welche sie hindert, in dem ersten Verstande würdige Menschen zu werden. Denn sonst zeigen ihre stolze Einbildung, ihre weit aussehende Entwürfe und vermessene Anschläge nichts weniger; als daß sie sich erinnern, schwache Menschen zu seyn.

Wir sind Menschen; alle Geschöpfe eines Schöpfers, alle aus einerley Staub gebildet, alle Kinder eines Vaters und unter einander Brüder. Niemand verkennet diese Wahrheit bey ruhiger Ueberlegung und kaum sind die öftern Erinnerungen der Offenbarung nöthig, uns davon zu überzeugen. Inzwischen können wir eben aus ihr lernen, wie lange es schon Menschen gegeben hat, die jenen Gedanken vergessen konnten. Denn gar ein Schriftgelehrter konnte fragen: Wer ist denn mein Nächster? Und wenn noch jetzo der Stolze mit Verachtung und Eckel auf den Niedrigen herab siehet; wenn dieser Niedrige und Arme ungekannt unbemerkt, ungeholfen vor dem Reichen herum wandelt; wenn die glücklichere Welt von ihm sowohl die Augen als das Herz abwendet und dagegen ihm mit schimpflicher Härte begegnet: wie oft muß sich denn nicht zur Rechtfertigung vor dem innern Richter jene Frage erneuern?

Und

Und was beweiset diese unwürdige Frage, als die Vergessenheit, daß wir Menschen sind?

Wir sind Menschen, das heißt, wir sind sterblich; und ein in seiner Entfernung verborgener Tag wird uns dem Grabe überliefern. Und dann sinkt unsere Ehre in den Staub, unsere Schätze und Vergnügungen verschwinden, und verlohren sind alle unsere Anschläge. Gewiß, das Grab ist nicht blos ein Eingang in die Ruhe, nach den vollendeten Arbeiten und Mühseligkeiten dieses Lebens, sondern auch ein weiser Lehrer und Beförderer derselben, mitten in dem geschäftigten Laufe unserer Wohlfahrt. Seine aufmerksame Betrachtung wirkt die zufriedenste Mäßigung der zeitlichen Sorgen; sie giebt den unruhigen Entwürfen der Sterblichen die richtigsten Gränzen, den Entwürfen, die der Mensch oft über Jahrhunderte nach dem Ende seines Daseyns erstreckt, die er auf Dinge richtet, die ihn verlassen werden, und die er verlassen muß. Durch den Zusammenhang mit dem, was auf die Verwesung folgen wird, lehret sie ihn, auf der Welt seine Pflichten treuer und mit edlern Trieben erfüllen, aber auch einen Theil der Sorgen auf das Glück des Ortes wenden, wo seine jetzige Bemühungen weder Statt noch Einfluß mehr haben werden. Dieses ferne, dieses ewige Glück ist der Wunsch aller Menschen. Es ist der höchste Zweck und die würdigste Beschäftigung der Weisheit, der sich die Menschen doch so gern rühmen. Aber da wir Menschen sind, die sterben müssen, so ist diese Weisheit mit dem aufmerksamen Andenken des Todes in der engesten Verbindung. Wie reitzend betet uns also Moses vor: Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden! Aber eben dieses: lehre uns bedenken, lehret uns betrübt bedenken, wie wenig die grosse Lehre der Klugheit von denen bedacht wird, die da hin gehen zu den Sorgen und Wollüsten dieses Lebens. Und wie gar nichts sind doch alle Menschen, die doch so sicher leben!

§. 7.

Ich habe bisher zu zeigen gesucht, was für unendlich wichtige Wahrheiten, was für grosse Erfahrungen der Mensch zu vergessen fähig ist. Es sey mir erlaubt, zum Beschluß noch ein paar Kleinigkeiten zu berühren, die billig gar nicht im Gedächtniß haften sollten, und die der Mensch doch fast nie vergessen kan. Sie sind bis zum Erstaunen klein, ja sie verschwinden gegen die Grössen, damit sie in Vergleichung gestellt werden müssen. Die erste machen die **Beleidigungen unserer Nebenmenschen** aus. Dieser für ein aufgebrachtes Gemüth so beträchtliche, so sorgfältig zergliederte Gegenstand verlieret schon viel von seiner Schwere, wenn die erste Hitze der Leidenschaft verrauchet ist, und die besänftigte Seele Ueberlegungen anstellen kan. Und war vielleicht der Beleidiger von der

Zahl

Zahl unserer Freunde; wie viel müssen wir erst undankbar vergessen, wenn sein Fehler noch auf der Wagschale der Vernunft so wichtig und empfindlich bleiben soll, daß es schwer fiele, ihn zu vergessen? Jedoch bisweilen sind alle billige Ueberlegungen menschlicher Gründe nicht hinreichend, die Kleinigkeit der Vergehungen recht sichtbar zu machen. Allein, es ist dazu noch eine Vergleichung mit dem Unendlichen übrig; mit der unendlichen Erbarmung dessen, bey dem wir alle, wegen täglich gehäufter unendlicher Schuld, täglich mit beschämter Erniedrigung, Gnade und Vergebung erhörlich suchen; der eine undenkliche Menge der abscheulichsten Missethaten so vergessen will, daß ihrer in Ewigkeit nicht mehr gedacht werden soll. Und wir sollten uns unsers Bruders nicht erbarmen, und ihm seine geringen Fehler nicht von Herzen vergeben? O wären Menschen doch auch hierin Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder! Die andere Kleinigkeit bestehet in den **Leiden dieser Zeit**. Den Schmerz ihrer gegenwärtigen Empfindung zu verläugnen, stehet nicht in unserer Gewalt, und ist auch weder Gottes Befehl noch Absicht. Aber in einem quälenden Andenken ihr Bild immer zu vergrössern, ist nur denen möglich, welche gegen die unzählig grossen Wohlthaten des Höchsten theils ganz unempfindlich sind, theils leichtsinnig ihrer vergessen. Ueberhaupt wird auch bey dem Elendesten, wenn er nur mit einer gerechten und unpartheyischen Achtsamkeit auf alle kleine und oft unerkannte Vorfälle merkte, das vergangene Leben einer langen Reihe von göttlichen Zeugnissen der väterlichsten Liebe und der glücklichsten Wohlthaten gleichen, die nur an seltenen Stellen durch Trübsale unterbrochen worden. Doch indem ich das Heilsame der Trübsal erblicke, so hört mein Tadel über die zuvor gestrafte Unvergeßlichkeit auf. Ich will sie billigen, ja ich rathe sie an, aber sie muß mit Lobliedern verbunden seyn. Gleich den Lobliedern für die Wohlthaten, deren wir uns am innigsten freuen, muß der feurige Dank für die bitterste Züchtigungen und die schmerzlichsten Leiden seyn. Denn außer ihren Vortheilen für die Seele in diesen Stunden der Prüfung, wie glücklich sind sie uns für die Zukunft, wie beförderlich ist ihre zeitliche und leichte Angst zu der ewigen und über alle Maaßen wichtigen Herrlichkeit, die an denen dort soll offenbaret werden, die hier nichts von der Liebe Gottes geschieden hat.

Vorstehende Abhandlung ist von den wegen ihrer Gründlichkeit in dem grösten Ruf stehenden Hannöverischen gelehrten Beyträgen Num. 1. aufs Jahr 1760. entlehnet und wir hoffen, unsern Lesern dadurch nicht mißfällig zu werden.

II. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

I.
Gedanken
über die Schöpfung der Welt aus Nichts.

Obgleich die **Offenbarung** uns fest in der Lehre macht, daß die **Welt aus Nichts** worden, so ist es doch auch nach der **Vernunft** erweislich, daß die Welt von einem andern Wesen als von sich selbst hervorgebracht worden. Ihre **Zufälligkeit** führet uns auf ihren **Urheber**, der **nothwendig, ewig** und **unveränderlich** seyn muß. So bald man aber **einen solchen Schöpfer** setzet, so hat man **zugleich** dargethan, daß er die **Welt aus Nichts** müsse erschaffen haben.

Es ist nicht genug zu sagen, die **Welt ist nicht ewig**, oder es giebt nicht, wie einige **Peripatetiker** meynten, eine Folge und Reihen der Dinge ohne Anfang, so wenig als eine Anzahl ohne die erste Eins dazu, eine Kette ohne das erste Glied, einen Fluß ohne seine Quelle. Eine ewige Zeit ist ein Widerspruch. Ist das Ey eher oder die Henne? fragten einige Zweifler. Antwortet man das Ey; gut! so muß eine Henne es vorher gelegt haben. Sagt man die Henne; wohl! so muß sie aus einem Ey gekommen seyn. Und das wäre ein Beweis für die Ewigkeit? Sprich, die Henne ward im Anfang aller Dinge mit einmal geschaffen, so hast du nicht nöthig, dich durch den Unsinn einer blos spitzfindigen Frage verwirren zu lassen.

Eine **ewige Schöpfung** aus der **Ewigkeit** der **göttlichen Rathschlüsse** herzuleiten, ist ebenfalls widersprechend. Denn 1) gehöret zu dem Rathschluß auch das **wirkliche Hervorbringen** und

Machen. 2) Und mit diesen fängt die Zeit oder die Folge der Dinge an. Der wirklichen Hervorbringung der Welt kan ich nichts weiter als einen Punct in der Dauer Gottes einräumen, zwischen ihr aber und dem Rathschluß keine Zwischenzeit gedenken, weil keine Zeit war. 3) Die Ewigkeit der Rathschlüsse Gottes ist ganz ein anders, als die Ewigkeit einer Welt a). Jene bestehet in ihrem beständigen gegenwärtigen Daseyn in seinem Willen, dieser aber beruht in seinem Wesen, welches ewig ist, weil Gott es immer als dasselbe besessen. Das ist das πρῶ. Die Ewigkeit der Welt ist eine Folge von Dingen ohne Anfang. Beydes läßt sich also nicht vergleichen: Gott ist ewig, darum ist die Welt ewig. 4) Schaffen heißt, einem Dinge den Anfang geben; das kan also nicht ewig seyn. Eine ewige Schöpfung ist daher ein Unding. Ich habe gesagt, es sey nicht genug, die Ewigkeit der Welt zu läugnen; man muß auch zeigen, daß sie aus Nichts geschaffen sey. Aus Nichts schaffen, heißt weder aus dem Nichts Etwas, noch das Nichts zu Etwas machen, gerade als wenn das Nichts ein Object der Wirkung gewesen. Denn da spricht man recht: aus Nichts wird Nichts. Der Dichter mag so reden:

Befruchtet von der Kraft des wesenreichen Wortes
Gehar das alte Nichts, von Haller.

oder der Maler, der einen weissen Platz läßt, wenn er ein Nichts vorstellen will. Aber der Metaphysiker weiß nichts von Gebären, noch vom Alter des Nichts. Wenn wir das Wort: aus nichts schaffen, bey einem ewigen und allmächtigen Wesen brauchen, so schlüßt es dies ein; es habe dem Vorwurf, dem Bilde seines Verstandes, das er wirklich machen wollen, das also kein Daseyn außer ihm, weder an sich noch in seinen Elementen gehabt, (neque in actu neque in potentia) seine Wirklichkeit ertheilet, er habe, wie Paulus, recht tief es erschöpft, gerufen, dem, das nicht war, daß es sey, Röm. 4, 17. Bey diesem Begrif der Schöpfung fällt nicht allein der Traum des Epikurs von ewigen Atomen oder Grundstäubchen der Welt dahin,

a) Z. E. den jüngsten Tag weiß Gott von Ewigkeit her, ist er deswegen von Ewigkeit?

hin, die noch dazu ohne einen weisen Schöpfer durch ein blosses Ohngefähr sich geordnet hätten, wie jene überkluge Fliege den Bau des Tempels aus dem blinden Zusammenlauf der Steine b) erklären will, sondern auch selbst die Meinung des Plato, so leidlich sie noch unter allen wäre, eine mit Gott gleich ewige, von ihm aber abhängige und nachher ausgebildete Materie zu setzen findet nicht statt. Dies will ich eben näher beleuchten, weil ich diese platonische Ewigkeit der Materie noch nicht genugsam vernichtiget gefunden habe.

1) Eine gleich ewige vorher existirende Materie ist schon etwas, welchem Gott nicht die Wirklichkeit geben dürfen. Es schränket also schon die Allmacht Gottes ein, daß er nicht schaffen kan, was er will, und machet folglich, wie Crusius c) richtig anmerkt, Gott ohnmächtig. Ja, hienge sie auch von ihm ab; könnte er frey mit ihr handeln, und wäre sie nur ein leidendes Ding: (ens passivum) so hätte sie doch die Grundkräfte aller Dinge schon in sich gehabt. Wenn Gott gleich das wirkende Wesen geblieben: so wäre er doch nicht die würkende Ursache ihres Daseyns gewesen, das ist, alle Dinge in der Welt hätten ihren Grund nur in so weit in Gott, als Gott über die ewige Materie, in der sie schon gelegen, zu sprechen gehabt. Nur ihre Ausbildung wäre in Gott und seinem Willen, ihr Grundwesen aber nicht in ihm gegründet. Was hiesse das aber, einen eingeschränkten Gott denken? Und wäre eine solche Handlung nur ein Künsteln, aber keine Schöpfung.

Man kan eben nicht fragen, warum hat Gott die Welt eben aus Nichts, aus keinem vorhergehenden Dinge hervorgebracht, wenn dies so viel sagen will, als: ist denn kein andrer Weg übrig, ist es nicht möglich, daß Gott auf eine andere Weise die Welt hätte machen können, zu seyn? Aber so bald ich Schaffen von einem vor sich bestehenden ewigen Wesen sage: so bald leidet dieses keine Nebenursache (causa socia) ja auch keine nur gelegentliche Ursache. So ist also der Begrif der Schöpfung aus Nichts in dem Begrif des Schaffens eines unendlichen Wesens enthalten, und muß es nicht nur die Zusammensetzung in der Welt, sondern auch die Elemente, den Urstof ebenfalls aus Nichts hervorgebracht haben. Sonst würden wir

b) Gellerts Fab. 2 Th 8 Fab.
c) Nothw. Vernunftwahrh. §. 357.

2) Gott die Freyheit seines Willens benehmen. Es ist wahr, diese ewig schwärmende Atomen würden zwar von Gott abhängen, aber da sie gleich ewig wären: so würde sie Gott nicht vernichtigen können; denn sie sind nicht von ihm geschaffen. Ihre Ewigkeit machte sie zugleich im Daseyn unveränderlich. Gesetzt also, Gott hätte noch so viel Herrschaft über sie gehabt (wiewohl bey dem Begrif des Gleichewigen der Begrif der Abhängligkeit nur wie ein Compliment läßt); ich sage, Gott hätte ihnen befehlen können, sich zu ordnen, ja er hätte es selbst gethan, da sie nur leidende Dinge waren: so hat er doch keine Ursprünge und Anfangsgründe hervorgebracht, sondern er hat vielmehr sie so lassen müssen, wie sie waren. Er hat das Böse also in die Welt einflechten müssen; denn die einfachen Dinge waren außer ihm in ihrer eigenen Selbstständigkeit. Es kam nicht auf ein Zulassen des Uebels, auf eine weise Lenkung und Regierung an, sondern das Böse war ewig da, und da er keine andere Grundstoffe wählen konnte: so blieb es auch nicht in seiner Freyheit, ob er das Böse zulassen wollte oder nicht. Er hat zwar frey schaffen können, der Zeit nach, wann es ihm gefallen, aber nicht frey, dem Raum nach, oder wie diese Dinge in sich und zugleich seyn sollten.

Aber, möchte man sagen, das ewige Chaos legte Gott keine Nothwendigkeit auf, es auszubilden, folglich hätte das Uebel nicht entstehen dürfen. So wäre ja aber auch keine Welt entstanden, und das Chaos schliefe noch ewig tod. Da wir aber nun aus der Sache selbst (a posteriori) aus der wirklich vorhandenen Welt sehen, daß Gott sie dargestellet, so müßte er entweder gegen seine Weisheit gehandelt haben, oder er hätte, da er schaffen wollen, nicht anders als gebunden wählen können. Revolutionen in diesem Chaos zu setzen, hilft nichts. Denn entweder ist Gott der Urheber derselben oder nicht. Im leztern Fall hört die Materie auf, von Gott abzuhangen, das Chaos ist nicht mehr das ewig träge Chaos, es ist selbst Schöpfer. Denn ein ewig träges Ding kan überhaupt nicht schaffen. Im erstern Falle hätten diese Revolutionen doch so geschehen müssen, wie die unterliegende Materie, der nothwendige Gegenstand es erfoderte, folglich gezwungen. Setzet aber, daß, da von dieser Welt vorher nichts gewesen, Gott sich freywillig, aus besonderer Güte, zu seiner Ehre entschlossen, den Abriß seines Verstandes von der Welt außer sich zur Wirklichkeit zu bringen: so behält er auch

3) Da-

3) Dadurch das höchste Recht über seine Kreaturen. Seine Güte war ihr Leben. In der gegenseitigen Meynung hätte ihnen der Trotz überbleiben können, daß Gott sie zwar so und so geordnet, aber ihren Elementen nach nicht geschaffen hätte. Darum wollte Epikur lieber seinen Gott nur so bilden, als wenn er sich daran belustigte, wie die Welten von sich selbst entstünden, weil er sahe, daß es ein noch elenderer Begrif vom Schaffen wäre, der unter zwey gleichen Dingen statt habe.

4) Da nun Gott die Welt zu seiner Ehre, zum Preis seiner Vollkommenheiten hervor bringen wollen, diese aber bey einer solchen Erschaffung, als wir verneinet, leiden muß: so hat Gott keine Welt aus etwas vorhergehendem hervor bringen können, sondern er hat das, was nicht da war, wirklich machen müssen. Auch dieses macht keinen Zwang; denn das ist die Natur des göttlichen Willens, seinen Eigenschaften nichts zu vergeben. So wenig man sagen kan, Gott hat eine gute Welt Zwangsweise erschaffen, weil er keine böse darstellen können: so richtig behauptet man hier, Gott wäre kein Gott gewesen, wenn er die Welt nicht aus Nichts hervor gebracht. Ich thue daher dies noch hinzu. Neben Gott eine gleich ewige Materie seßen, heißt, ihm einen an sich rodten blinden Götzen zur Seite stellen. Eben so widersinnig redeten die Stoicker: Jupiter et fatum, und wusten nicht, ob sie den Jupiter über das fatum seßen oder ihn selbst demselben unterwerfen sollten. Allein — ich der Herr, das ist mein Name, und will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen, Jes. 42, 8.

Wenn jemand dächte, die platonische gleichewige Materie mit Gott dadurch zu widerlegen, weil eine Materie nicht Geister enthalten könnte, der irret sich. Denn hier bedeutet Materie nicht die Elemente der Körper und ihren Stoff allein, sondern das All, das Chaos, wie Moses es durch Himmel und Erde mit einem Worte giebt. So viel aber könnte man zur Bestreitung des obigen Satzes folgern, daß entweder die Geister, wie es auch an dem seyn muß, aus Nichts geschaffen worden, oder eben so ewig, wie Gott dem Ursprung nach, (a parte ante) seyn müßten. Denn sonst kan vom Geist nichts eher seyn; von Körpern aber wohl die Elemente, nach welchen diese auch ewig wären. Der Geister Ewigkeit aber wäre absolut, und da früge es sich, ob endliche Geister, deren Ewigkeit der Dauer nach, (a parte post)

man zugiebt, weil sie auf Gottes Rathschluß beruhet, auch ihrem Ursprung nach, (a parte ante) hätten ewig, und also **hierinnen Gottes einzige wesentliche Eigenschaft** besitzen können. Die Offenbarung muntert gleichsam die Vernunft auf, in diesen Untersuchungen durch Hülfe ihres Lichts schärfere Blicke zu thun. Macht euch eine **Idee** von einem Pallast in Gedanken, sprecht; **er werde**, und in dem Augenblick **sey er**; so seyd ihr **Schöpfer**. Aber was seyd ihr Monarchen, wenn ihr auch Städte baut, gegen Gott, der in einer Secunde sie zertrümmert, und mit einem **es werde**, Welten hervorruft, der nach **Popen**

- - Sees with equal eye as God of All
A hero perish or a sparrow fall
And now bubble burst and now a World. d)

Da dies nun über alle Naturkräfte steiget, so ist die **Schöpfung aus Nichts** ein wirkliches **Wunder aus der Vernunft**, dessen Art und Weise wir nie ergründen können, weil es Gott nur gekonnt. Man darf also der **Religion** nicht vorwerfen, daß sie Wunder habe.

Der **Herr** will jederzeit die **Ehre allein** haben. Er hat eben diese **Regel in der Erbauung der Welt, wie in der Haushaltung seiner Gnade.**

Der Mensch **kan** sich **nicht zu einer neuen Kreatur** schaffen, noch seine **Bekehrung** wirken. Der Allmächtige bringet sie hervor, schmelzt das Herz um, und wir sind sein **Werk** (ποίημα Eph. 2, 10.) Eine Uebereinstimmung in der ersten Schöpfungsart und in der Darstellung des Gnadenwerkes in einer Seele. Jedoch mit einem kleinen Unterschiede. Hier kan der Mensch **etwas** in den **wirklichen Vorbereitungsmitteln** dazu thun; allein auch diese sind ihm **zum Theil** durch die Erlösung **verstattet, zum Theil** werden sie ihm durch die **vorlaufende Gnade** dargereichet, auf daß sich **kein Fleisch rühme.** Und so hat der Mensch die neue Gestalt seines Geistes gar nicht sich, sondern einzig und allein der göttlichen Barmherzigkeit zuzuschreiben, die das Gute in ihm geschaffen, von welchem erst nichts war, die das Licht aus der Finsterniß hervor leuchten hieß, und das Herz nach ihrem Willen schuf. Der **Herr** ist es **gar** e). **Durch seinen Willen ist alles geschaffen, was geschaffen ist** f).

— — nd — r.

d) Ech. Epist. I. Er sieht mit gleichem Auge, als Gott, von allem, einen Helden oder einen Sperling fallen, hier eine Wasserblase und dort eine Welt zerspringen.

II.

Zum XII Stück der gelehrten Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1761.

Es sey erlaubt, zu diesem wohlgeschriebnen Aufsatz, von der Vermehrung des Getreides, folgende Anmerkungen hinzu zu fügen.

1) Theils das Publicum, theils andre Liebhaber der Natur würden mit Vergnügen die Versuche aufnehmen, wenn etwan in Liefland, diesem guten Korubodem, ein erfahrner und wißbegieriger Landwirth dergleichen angestellt hätte, als **Wergin** in **Schweden** probirt, aus **Haber Korn** und **Weitzen** zu ziehen. Sein Kunststück ist in mehr als einer Schrift vorgetragen. Ich gedenke nur des 13 St. im 2 Th. des **Hamb. physical** und **öconom. Patriot.** woselbst er die Art und Weise, Haber zu säen, ihn zu schneiden und Korn zu erhalten beschreibet. Da indessen dies besondre Spiel der Natur noch nicht recht bisher entschieden worden, wie davon in obangeführtem Buche das 48 und 52 St. des 3 Th. nachzulesen sind: so würde man in den Anschlägen zur Vermehrung des Getreides immer mehr Erfahrungen sammeln, sie möchten nun für oder gegen jene Entdeckung seyn, wenn einer oder der andre so neugierig gewesen, eine Probe damit zu machen, und die Erfolge der Welt mittheilen wollte.

2) Das Exempel einer Progression aus **Sturm**, wie auch bey dem Verkauf eines Pferdes, stellet eine so genannte **geometrische Progression** dar, von welcher man viele artige Aufgaben in den Algebren findet. Wer aber über die Grösse des letzten Gliedes einer solchen Progression, davon der **Exponent** doch nur

e) Sir. 43, 29. f) Offenb. Joh. 4, 11.

nur 2, oder das doppelte von 1 bis 64 ist, sich wundern möchte, dem kan man eine quadratische Progreßion (progr. quadraticam) vorlegen, die noch schneller in die Höhe läuft, z. E. man nehme 2, von 2 das Quadrat, oder die Zahl mit sich selbst multiplicirt, das ist 4, alsdann das Quadrat von 4 das ist 16, hierauf das Quadrat von 16 u. s. f. Man kan es eine quadratische Progression nennen, nicht in so fern eben derselbe Exponent bleibet, sondern als eine Reihe quadrirter Zahlen in einer ähnlichen Folge. Wenn also in einer geometrischen Progreßion, davon das erste Glied 2, der Exponent auch 2 wäre, die Glieder also fortgehen: 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256 u. s. f. so steigen sie nach der angegebenen quadratischen Progreßion also 2. 4. 16. 256. 65536. 4294967296 u. s. f. 256 ist 16 multiplicirt mit 16; so auch in den folgenden 256 mit 256 u. s. f. Ein Kenner der Eigenschaften der Zahlen wird gewisse Gleichungen in beiden Reihen leicht bemerken. z. E. das achte dort ist das vierte hier. Hievon ist indessen nicht die Rede. Genung, wenn die andre Reihe, so vier und sechzigmal fortgeführt würde, als die erstere Progressivrechnung: so würde das letzte Glied in jener noch unaussprechlich gröſſer als in dieser seyn.

— — nd — r.

III. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Betrachtung Von dem Herzklopfen.

Wenn hier eine Betrachtung des Herzklopfens angestellet werden soll, so werden meine hochgeneigte Leser alsbald einsehen, daß nicht von einer ordentlichen Bewegung des Herzens, sondern von einem außerordentlichen und widernatürlichen Zufalle desselben die Rede seyn müsse. Jene ist höchstnöthig zur Erhaltung des natürlichen Lebens, denn so bald sie aufhöret, höret auch das Leben auf; dieser aber ist ein recht gefährlicher Zufall, welcher zwar nicht so bald tödtet, jedoch, nach den Umständen, zuletzt auch tödlich werden kan. Die natürliche und ordentliche Bewegung des Herzens nun kan mit Recht ein perpetuum mobile seyn und heissen; weil sie vom ersten Anfange des Lebens, bis zum spätesten Alter eines Menschen und Thieres, beständig fort dauret. Wie viele grosse Männer und vortrefliche Künstler haben dieses unvergleichliche perpetuum mobile nicht bewundert und dem grossen Baumeister nachahmen wollen? aber bis jetzo hat es noch keinem geglückt, ein so wunderbares Werk zu Stande zu bringen, daß es nur zehen Jahre in einem fortgegangen, geschweige, siebenzig, achtzig, neunzig und über hundert Jahr dauren sollte. O! daß doch ein jeder, so oft er den Schlag seines Herzens oder dessen Bewegung empfindet, ja mit jedem Pulsschlage die Hoheit und Gröſſe seines allmächtigen Schöpfers erkennen und Ihm mit David danken möchte, daß er von Ihm wunderbar gemacht sey. Ach ja, wunderbar sind alle seine Werke, und das erkennet meine Seele wohl! Ps. 139, 14.

Da ich nun von der ordentlichen und natürlichen Bewegung des Herzens meine Betrachtung eröfnet, so schreite

ich zu den widernatürlichen Herzklopfen selbst.

Es ist dasselbe eine convulsivische krampfhafte Krankheit des Herzens, und, nach der ältern und neuern Medicorum Erfahrung, eine so grausame Bewegung, daß sie nicht allein offenbar zu fühlen, sondern auch mit Augen zu sehen ist und auf eine gute Weite gehöret werden kan; ja viele erzählen und bestätigen, daß das Klopfen so heftig sey, daß die Rippen davon zerbrechen, oder in jüngern Personen ganz ausgebogen werden. Dieser so grausame Zufall greift sowohl Manns- als Frauenspersonen an, und da das schöne Geschlecht, nach des Ur-Urälter-Vaters der Medicorum, des Hippokratis Ausspruch, alle Krankheiten doppelt vor den Männern leidet, so wird es auch von diesem Uebel am meisten beschweret und grausam mitgenommen. Mir selbst ist in meiner Praxi vor einigen Jahren ein nämlicher Casus vorgekommen, an einer noch unverheiratheten Person, die das Herzklopfen so heftig hatte, daß man immer meinte, das Herz würde sich durch die Rippen durcharbeiten; Sie wurde damals glücklich geheilet und lebet noch jetzo verheirathet, gesund und wohl.

Die Ursachen dieses so heftigen und excessiven Zufalls sind mancherley und, nach deren Beschaffenheit, greift es einige heftiger oder gelinder an als andere: es führet jedoch jedesmal eine ungemeine Herzensangst, Bangigkeit und Beklemmung bey sich, das Athemholen kan nicht recht geschehen, es geschiehet zu geschwind und wird dem Patienten recht sauer und beschwerlich, die Sprache vergehet ihm, die Glieder zittern und beben, der Puls schlägt unordentlich, bald stark, bald schwach, bald gar nicht, es tritt ein Angstschweiß im Gesichte heraus, und zuletzt bleibet eine grosse Mattigkeit zurücke, dabey ist meistentheils der Leib verstopft und der Abgang der Blähungen gehindert. Es sind demnach an diesem Herzklopfen schuld:

1) Alle hypochondrische und hysterische Zufälle.
2) Eine allzugrosse Vollblütigkeit.
3) Ein Polypus in und nahe am Herzen.
4) Ein dickes zähes Blut.
5) Ein scharfes Blut.
6) Eine Erhitzung und starke Bewegung des Blutes.
7) Ein Stück geronnen Blut, das im Herzen und in den Blutgefässen desselben sich aufhält.
8) Ein in Knochen verwandelter Stamm der Pulsadern am Herzen
9) Knorpel, Geschwüre, Auswachsungen, Knoten, die sich am Herzen befinden.
10) Eine Schärfe des Wassers in dem so genannten Herzbeutel.
11) Eine scharfe, in den Gefäßgen des Herzens stockende Materie.
12) Würmer oder Steine im Herzen.

Dieses

Dieses sind, nach aller Autoren Meinungen, die gewöhnlichen Ursachen des Herzklopfens; doch finden sich in den Wahrnehmungen gelehrter Medicorum noch mehrere andere Ursachen, die das Zergliederungs-Messer erst nach dem Tode solcher Elenden entdecken müssen.

Der hochberühmte und hocherfahrne Amsterdamer Bürgermeister und der Arzneygelahrheit Doctor Tulpius hat in seinen auserlesenen medicinischen Wahrnehmungen im 2 Buch 19 Cap. auf der 126 S. angemerket, daß von einer verhärteten Milz ein sehr öfteres Herzklopfen entstanden und endlich der Kranke durch einen kalten Brand um das Leben gekommen sey. Eben dieser vortrefliche grosse Mann und sehr fleißige Beobachter hat in seinem 4 Buch, im 20 Cap. auf der 309 und 10 S. noch einen Casum angemerket, von einem jungen Menschen, welcher durch eine Reise zu Fusse sein Blut so stark in Wallung gebracht und sich dergestalt ermüdet, daß er darauf den heftigsten Anfall von Schmerzen in der linken Seite empfand, der mit einer grossen Engbrüstigkeit und dem stärksten Herzklopfen vergesellschaftet war.

Da nun weder Blutlassen, noch andere Arzneymittel etwas vorschlugen, war es um ihn geschehen, er mußte unter diesem schweren Zufall sein junges Leben verlieren, und an einem auszehrenden Fieber, nebst Wassersucht des Unterleibes und dazu kommenden kalten Schweiß, sterben.

Die angestellte Oefnung des Körpers entdeckte nun die Ursache dieser so schweren und rebellischen Wirkungen. Man fand das Herz schlap, von ungewöhnlicher Grösse und eine Portion Wasser im Herzbeutel, die mehr als 15 grosse Löffel voll ausmachte, welche Menge Wasser, so ohnfehlbar von einer grossen Schärfe gewesen, das Herzklopfen verursacht hat. Der Verfasser giebt dabey diese Lehre: Man muß sich daher sorgfältig vor einer solchen zu starken Ermüdung hüten, die dem Körper ein so grosses Unglück zuziehen kan.

Man kan daraus zur Gnüge erkennen, daß es eine Wassersucht des Herzbeutels gewesen sey. Das Herz muß zwar, nach aller Zergliederer Geständniß, eine Feuchtigkeit des Herzbeutels, die beständige Bewegung desselben zu erleichtern, haben; aber es wird nur so viel dazu erfodert, als zur Befeuchtung nöthig, keinesweges aber so viel, daß der Raum desselben angefüllet und das Herz dadurch in seiner Bewegung gehindert werden könne. Galenus ist schon der Meinung gewesen, daß, wenn zu viel Wasser im Herzbeutel sey, daher ein Herzklopfen entstehen müsse; und die näheren Untersuchungen und Erfahrungen bestätigen seinen Satz. Sollte der berühmte Tulpius nicht genug bewiesen haben, so können die Nürnbergischen Geschichte der fleißigen Naturforscher den ferneren Beweis führen: denn in deren 3ten Theile in der 7 Be-

merkung auf der 17 S. stehet von einem Studioso, daß er viele Jahre mit grossem Herzklopfen beschweret worden, endlich aber an einem unmäßigen und unvermutheten Verbluten sein mühseliges Leben geendet habe. Nach der Eröfnung des Körpers, wurde eine doppelte Ursache des Herzklopfens entdecket: nämlich eine Wassersucht des Pericardii (Herzbeutels) die die ordinaire Bewegung des Herzens verhindert; und die zweyte, das extraordinaire Fett, so das Herz umgeben, daß es sich davor nur sehr schwerlich hat bewegen können. In eben diesen Geschichten im 10 Theil in der 39 Bemerkung auf der 140 S. ꝛc. lieset man von sechs Personen, die alle mit gransamen Herzklopfen von einer Herzader-Geschwulst, sowohl in der rechten als linken Kammer, und in beyden zugleich geängstiget worden, und endlich nach vielen daher entstandenen Zufällen gestorben sind. Wer siehet nicht, daß durch dergleichen Ursachen der ganze Umlauf des Blutes im Herzen aufgehalten und desselben zur Gesundheit und Leben höchstnöthige Bewegungen mit dem beschwerlichsten Herzklopfen verhindert werden? Was kan in solchen Fällen der erfahrenste und geschickteste Arzt mit aller seiner Kunst und Wissenschaft ausrichten? Nichts! der Patient leidet grosse Qual und der Arzt wird mit gequälet, er soll und will gerne helfen; aber er siehet und weiß, daß seine Mühe und Arbeit umsonst geschiehet, und daß nur der Tod den Patienten von seinem Elend befreyen kan. Indessen sind unter den zwölf angezeigten Ursachen des Herzklopfens, nicht alle so gefährlich, wie diese jetzt erzählten. Das einzige oben angeführte Exempel ist Beweises genug, daß auch ein gefährlich scheinendes Herzklopfen durch Aderlassen, erweichende und balsamische Lavements, antispasmodische Pulver und roborirende Mittel kan beruhiget werden.

Mehrere Mittel vorjetzo anzugeben, wird nicht nöthig seyn, weil eine vernünftige Cur, nach verschiedenen Umständen des Patienten, auch verschieden angestellet werden muß. Ueberhaupt aber ist noch zu erinnern, daß diejenigen, die zu dem Herzklopfen geneigt sind, nicht nur in Ansehung der Speisen und des Getränks eine genaue Diät halten und alles Weins und hitziger Liqueurs sich gänzlich enthalten, sondern auch in denen übrigen nicht natürlichen Dingen sich auf das sorgfältigste in Acht nehmen müssen. Der freye Umlauf des Bluts ist vornehmlich nöthig zu besorgen, und nicht im geringsten, weder zu verhindern, noch durch Heftigkeit zu erregen. Vor die Oefnungen des Leibes soll man täglich gehörige Sorge tragen und den Verstopfungen baldmöglichst suchen abzuhelfen, damit keine Blähungen und krampfigte Zusammenziehungen in denen Eingeweiden erreget werden können:

nen: denn wenn die gelegenheitlichen Ursachen verhütet werden, kan das Uebel, welches scheinet, daß es nicht zu heben sey, dennoch ungemein gemindert werden. Hier könnte ich nun wohl meine Betrachtung vom Herzklopfen schliessen, da mir aber bey Endigung derselben, eben die Sammlungen **auserlesener medicinisch. Wahrnehmungen** in die Hände kommen und in dem 1 Band dessen 3 Stück in dem 12 Rath ein meiner Betrachtung gleiches Stück finde, so trage kein Bedenken, es hier mit beyzufügen.

Der XII. Rath
Für das Herzklopfen.

Das blühende Alter und vielleicht die geistreichen Getränke, sammt dem Essen und Trinken, welches in der Nachricht mit Stillschweigen übergangen worden, sind die allerwahrscheinlichsten Ursachen von dem Herzklopfen.

Denn die geistreiche Getränke besonders, wenn man sich derselben entweder öfters oder unmäßig bedienet, richten, je nachdem sie in gewissen Theilen eine Stockung verursachen, verschiedene Unordnungen an; Die Stärke der Leibesbeschaffenheit, welche sich schmeichelt, daß sie alles vertrage oder von nichts, oder wenigstens nicht viel beschädigt werden könne, ist öfters Schuld, daß man vergisset, daß die Gesundheit in der Mäßigkeit bestehe; und daß man sich in denjenigen Dingen, welche einem angenehm sind, Zwang anthun müsse. Dieses sind, wie mich dünkt, die Ursachen der Anfälle des Herzklopfens, welches, je nachdem es heftiger oder gelinder ist, mehr oder weniger Zufälle noch sich ziehet. Denn die geistreichen Getränke setzen das Blut erstlich in eine starke Bewegung, alsdenn machen sie dasselbe gerinnen und sondern die wässerichten Theile von demselben ab: dadurch werden die Säfte verdorben, die Verdauung wird gehindert und der Milchsaft nicht recht ausgearbeitet, die Schläge des Herzens und der Pulsadern verdoppeln sich, und dieses um desto mehr, je grössere Mühe es kostet, die zähen Feuchtigkeiten fort zu treiben. Das Blut, welches seines wässerichten Theils beraubet ist, wird ein zusammen geronnenes Wesen; der Umlauf wird schwach, und die Lebensgeister werden sehr langsam und nur durch eine Reitzung abgesondert; daher entspringen die Gichter aus der Zusammenziehung der Backen-Musculn, das Sardonische Lachen und eine Art des Zitterns in den Gliedern, welche Zufälle sich, nachdem die festen Theile durch eine stärkere Verkürzung zusammen geschrumpfet werden, vermehren. Eine hinterlassene Ausführung z. E. des Harns, des Stuhlganges, der göldenen Ader, der monatli-

 chen

chen Reinigung, oder auch so gar der nicht sinnlichen Ausdünstung oder des Schweisses, oder einer unterlassenen Bewegung, ohne für diesesmal der Leidenschaften zu gedenken, welche öfters plötzliche und heftige Stösse verursachen, können zur Vermehrung des Herzklopfens etwas beytragen.

Aus diesem allen kan man leichtlich Folgerungen ziehen: Erstlich muß sich der Kranke, wofern ihm sein Leben lieb ist, der geistreichen Getränke enthalten; denn eine gute Leibesbeschaffenheit hält nur bis auf gewissen Grad aus, wenn dieselbe aber einmal geschwächet, so wird sie härter mitgenommen, als die allerzärtlichste.

Wein muß man sehr mäßig und so wenig trinken, als immer möglich ist: Starkgewürzte Brühen, scharfe, gesalzene, gewürzte Sachen, welche das Blut in eine allzustarke Bewegung bringen, müssen vermieden werden. Ein wenig Weins mit Reißwasser vermischt, wird sich am besten zum ordentlichen Getränke schicken. Alle Speisen, welche einen süssen Saft in sich haben, mildes Obst und andere leicht verdauliche Speisen, aus welchen ein flüßiger Milchsaft kan gemachet werden, sind dienlich.

Eine genaue Lebensart ist das einfältigste und allerbeste Mittel. Wenn aber der Kranke eine blutreiche Natur hat, so ist über dieses auch das Aderlassen höchst nöthig, welches öfters vorgenommen werden muß; sollte aber kein allzu starker Ueberfluß am Blute daseyn, jedoch zum voraus gesetzt, daß keine Neigung zu einer Wassersucht vorhanden, so darf man nur von Zeit zu Zeit aderlassen und sich hernach mit folgendem Lazier-Tranke ausführen.

Nehmt Sennes-Blätter,
Süßholz-Wurzel, von jedem ein halb Loth.
Auserlesene Rußische Rhabarber, ein Quentlein.
Salpeter-Täfelgen, 1½ Quentlein.

Brühet alles mit einem Schoppen, d. i. ½ Stof, siedendem Wassers an, und lasset es über Nacht in der heissen Asche stehen, alsdenn löset darinn auf

Manna, so gereiniget, vier Loth,

Seiget alles durch und theilet es in zwey Theile, wovon das andere drey Stunden nach dem ersten genommen wird, nachdem zuvor zween Gran Brechweinstein in dem letztern Theile aufgelöset worden.

Zur Zeit der Anfälle muß man dem Kranken zur Ader lassen, ihm viel Wasser zu trinken anbefehlen und, nachdem es nöthig seyn wird, einige Grane Brechweinstein in demselben auflösen, und ihn hernach auf nur beschriebene Art ausführen. Die hinterhaltenen Ausführungen muß man durch die dazu dienende Mittel wieder herzu-

herzustellen suchen und sich sehr genau an eine die Säfte versüssende und anfeuchtende Lebensart gewöhnen, welches bey dieser Krankheit höchst nöthig ist.

Sehen nun, meine hochgeneigte Leser, eine so strenge Diät und harte Lebensart wird erfodert, wenn man leben und gesund seyn will. Mir ist es lieb, daß es ein Franzose ist, der sie recommandiret; denn wenn sie ein anderer Medicus vorschriebe, würde man wenig darauf achten. Nun aber ein Franzose so frey und wohlmeinend die Wahrheit geschrieben; zweifle ich nicht an gewisser Folge und gütiger Aufnahme. Zuletzt setze ich diese poetische Betrachtung über das Herz noch hinzu.

* * *

So laßt uns stets ans Herze denken,
Das Gottes weise Wunderhand
Mit vielen Rädern und Gelenken,
Gleich einem Uhrwerk, ausgespannt;
Das stündlich, wenn mans wohl erwäget,
Sechs bis achttausend Schläge schläget,
Und, daß es keinen Anstoß kriegt,
In einem starken Beutel liegt.
Hier, dies ist nun dieselbe Stelle,
Von welcher alle Nahrung fließt;
Indem die rothe Lebensquelle
Von dar sich durch den Leib ergießt,
Von welcher alle Feuchtigkeiten,
Milch, Gall und Saamen herzuleiten
Und auch der geisterreiche Saft,
Der in uns die Empfindung schaft.
Zwo starke Röhren gehn hernieder;
Die eine führt im schnellen Lauf
Das Blut hinunter in die Glieder,
Die andre wieder sacht hinauf:

Von

Von diesen beyden Hauptcanälen,
Entspringen viel, die nicht zu zählen;
Hievon gehn etliche so gar
Durchs Augenweis, durch Zahn und Haar.
Das Herz nun selbst mit zweyen Ohren,
Die nicht sowohl, daß man mit hört,
Als, mehr zur Herberg, auserkohren,
Worein das Blut im Rückweg kehrt,
Die Kammern, Säulen, Wände, Stäbe
Und selbst das fleischige Gewebe,
Das in die Eng und Weite geht,
Beweisen Gottes Majestät.
Ihr, die ihr euch nur darauf leget,
Und bloß zu eurem Zweck erkiest,
Wie ihr ein Werk erfinden möget,
Das immer in Bewegung ist;
Was sucht ihr solches in der Weite?
Fühlt nur an eure linke Seite,
Da trest ihr dieses Kunststück an,
Desgleichen Niemand machen kan.

Triller.

IV. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Einige historische Fragen:

Ob Angelsachsen oder andere teutsche Völker, nach Taciti und anderer Geschichtschreiber Meinung, in Lief- und Kurland, in alten Zeiten gewohnet haben; und wie die alten teutschen sächsischen Wörter in die Lettische Sprache gekommen; imgleichen die griechischen oder andrer Sprachen Wörter.

§. 1.

Die Angelsachsen, von welchen die Aengelländer, Engelländer, ihren Namen bekommen haben, durch die Aussprache des Buchstaben A, wie ein Ae oder E, wohneten in dem Winkel, oder Angel des Sachsenlandes, an der Ostsee, welches itzo Holstein heisset, und Liefland an dieser Seite der Ostsee gegen über lieget; so, daß es wohl möglich gewesen, daß diese Angel- oder Aengelländer, gleichwie sie in näheren Zeiten, nämlich im fünften Seculo, und also vor dreyzehnhundert Jahren, als von den Britten erbetene Hülfsvölker, wider die Schotten, einen Zug nach Engelland thaten, sie auch lange vorher, von Ueberfluß an Menschen gereitzet, Ostwärts, nach Liefland gezogen, und sich daselbst Wohnungen bereitet haben, hernach aber, bald oder spät von den Wenden und Letten wieder verdränget worden, mit Hinterlassung verschiedener Wörter ihrer Sprache. Diesem ohngeachtet wird man aus diesem Grunde, Lief-

land so wenig als Preussen und Kurland, und weniger Lapland, mit dem Tacito zu Teutschland zu rechnen haben: weil die eigenthümlich gewordenen teutschen Völker sich so nachdrücklich würden gehalten haben, daß mehr als die noch übrige wenige Wörter würden nachgeblieben seyn. Derowegen ist zu glauben, daß, wann ja Angelsachsen unser Liefland bewohnet haben, es nur eine Bewohnung auf kurze Zeit gewesen.

§. 2.

Es ist dennoch einer Untersuchung werth, ob die in der lettischen Sprache noch vorhandene teutsche Wörter einige Glaubwürdigkeit geben können, daß in Liefland in alten Zeiten, und also lange vor der Ankunft der Teutschen, welche Anno 1157 in geringer Anzahl geschah, und von welchen wir wenigstens Nachkömmlinge, wann nicht Abkömmlinge sind, gewohnet haben. Man hat schon vorlängst das engelländische Wort Look, welches die Engelländer Luck aussprechen, und welches bey den Letten und bey den Engelländern Sehen bedeutet, zum Beweis der vormaligen Anwesenheit der Angelsachsen gebrauchet: es sind aber derselbigen noch vielmehr, obgleich die Aussprache zuweilen verändert worden. Wedge (sprich Wedsche) ist auf englisch, ein Keil Holz zu spalten, und wird auf lettisch Wadsis, in gleicher Deutung ausgesprochen. Gune ist Feur auf engelländisch: Uggun dasselbe im lettischen. Sew (sprich schu) heisset nähen auf engelländisch, und auf lettisch bedeutet schut dasselbe. Ale bedeutet Bier auf englisch, und Allus heisset Bier im lettischen. Wilie bedeutet in beyden Sprachen Betrug. String ein Strick, auf englisch, wird auf lettisch Streng genennet. Tarri aufhalten heisset im lettischen turret. Jou engelländisch ihr, ist das lettische juhs. Ber heisset im lettischen, aber, im engelländischen but. Kilt, schlagen, zu Tode, doch nur schlagen. Kilde zelt aber heisset im lettischen Schlägerey und Mord erregen. Barn heisset ein Kind in beyden Sprachen. Pille heisset im engelländischen die Schale einer Frucht eines Apfels, einer Rübe u. d. g. im lettischen aber Pelle Lokke, gebogenes Haar, Haarlocke, stimmt mit dem lettischen Lokt biegen überein. Rave heisset reissen in beyden Sprachen. Sel heisset im englischen bieten, im Kauf, und das lettische Wort sole bedeutet dasselbe. Them diesen, spricht man in beyden Sprachen. Child ein Kind im engelländischen, kommt mit dem Wort tschkilt überein, welches im lettischen das Auskriechen eines Hühnleins aus dem

dem Ey, wie ein junges Kind, bedeutet. Das lettische Wort Puhr, ein Lofmaaß, kommt vom engelländischen Pour, einschütten, her. Pink flechten, kommt mit dem lettischen pine, ſapint überein. Pinnakle ist den Engelländern eine geflochtene Bekränzung, und Pinnakle ist dem Letten, die Kette, mit welcher die Pferde an den Füssen zusammen geflochten oder gekoppelt werden, welches denenselben wie eine Bekränzung ist. Ceat ist laut Leibnitzen Collect. Etymolog. in altengelländischer Sprache, fest, und im lettischen bedeutet zert dasselbe. Affchieren heisset noch in Niedersachsen absondern, und die Letten nennen dasselbe im Worte noſchkirer. Lehkt bedeutet im lettischen Springen, und Leken bedeutet dasselbe im alten Niedersächsischen. Das lettische Wort Lehkerais ein Springer, könnte also leicht dem Lakai als einen hurtigen, springenden Diener, den Namen gegeben haben. Man könnte wohl das Wort Weep, die weisse wollene Bauerdecke, zum Teutschen rechnen, weil davon auch im Schwedischen, als einem teutschen Dialect, noch das Wort ſweep, etwas in ein Tuch einhüllen, vorhanden ist; allein solches beweiset nicht der Angelsachsen vormalige Gegenwart und Wohnung in diesen Landen: dann sonst konnte man wohl die lettische Benennung des Wachses in dem Wort Waßke anführen; ich glaube aber, daß dies Wort bey den Letten nicht älter sey, als die Ankunft der Bremischen Kaufleute, welche das Wachs bey ihnen auf dem Misthaufen fanden, und Erlaubniß und Dank erhielten, solches aufzuheben. Es scheint auch wohl gar, daß auch in Rußland der teutsche Name des Wachses angenommen worden, weil sie es Woſke nennen. Da Rußland mit den Griechen schon lange einen Handel trieb; das Wachs aber in Griechenland wegen der grossen Bienenzucht überflüßig war, auch nur etwas zu Pflastern, das übrige aber die vornehme Leichen zu übergiessen gebrauchet wurde, so wurde dasse be von den Griechen nicht so, wie von den Teutschen gesuchet, noch dessen Name anders als von den Teutschen, zugleich mit den Letten angenommen (*). Es war in alten Zeiten, ehe man Lichte von Wachs verfertigte, eine nicht sehr gesuchte

(*) Wenn die Griechen das Wachs bey Russen und Letten gesuchet haben würden, so würden diese Völker auch den griechischen Namen κηρος angenommen haben, wie Lateiner und Franzosen solches noch nach griechischem Dialect nennen.

Waare, daher auch Varro oder Columella zu ihrer Zeit klagten, est aeris exigui, es gilt wenig.

§. 3.

Es ist aber noch ein angelsächsisches holsteinisches Wort bey unsern Letten, im wesentlichen Gebrauch, welches Richey in seinem Idiotico Hamburgensi, im Worte Garvekamer anführet, die Kammer nämlich, welche am Chor der Kirchen zu seyn pfleget, und sonst die Dreß- oder Threßkammer, oder auch die Sakristey heisset. Er leitet es vom Wort Garven, Gerben, das ist, eine Haut oder ein Fell zum Kleid bequem machen, weil Kleider nicht anders als Häute anzusehen sind, und Adams erste Bekleidung eine Haut war, die er seiner beywohnenden grossen Wissenschaft und erleuchteten Verstande nach vermuthlich erst gegorben hatte. Allein es ist ein alt angelsächsisches Wort, welches bey den Letten noch das Hauptwort der Kleidung, in dem Gerbt sich ankleiden heisset, und die Gerbe oder Garvekammer ist der Ort wo die Ankleidung der Chorröcke geschiehet. Man könnte zwar aus den Hannöverschen Anzeigen von A. 1752. den Gruß anführen, welchen eine angelsächsische Prinzeßin ihrem Bräutigam, einem Könige von Engeland in den Worten Hlaford King, wese hal, gab, daß die Worte wese hal, salve, sey gesund, im lettischen Gruß Wessel, sey oder bis gesund, übrig sey; weil auch noch das Wort wese im Niedersächsischen für sey oder das alte bis gebrauchet wird: allein das Slavonisch-Rußische Wort Wesselò, frölich, macht mir es unstreitig, und vielleicht haben die Letten Wessel und Wesseliba, die Gesundheit, daher genommen. Doch, warum drücken die Letten die Frölichkeit nicht auf Slavonisch, sondern auf ihrer eignen Mundart durch Preeziba, Lighsmiba aus, so, daß die Derivation des Worts Wessel zweifelhaft bleibet.

§. 4.

Die Particul par bedeutet im lettischen eine mäßige Behandlung einer Sache, als par-warit heisset mäßig kochen und so wird im englischen solcher Particul auch gebrauchet, par-boil heisset auch im englischen etwas mäßig kochen. Der Buchstabe L wird vor viele engländische Wörter doppelt gesetzet, und obwohl solches im lettischen nicht geschiehet, so wird doch ein einzelnes l im lettischen mit einem doppelten ausgesprochen.

§. 5.

§. 5.

Diese angeführten teutschen Wörter, die in der lettischen Sprache vorhanden sind, haben den Schein gehabt, des Taciti Nachricht, daß Liefland in alten Zeiten von Teutschen bewohnt gewesen, zu bekräftigen. Es will solches aber dadurch nicht ganz erhärtet seyn. Der Herzog von Kurland Ernst Johann sandte etwa A. 1738. hundert Cabanische Tattern-Knaben nach Kurland; vielleicht ist ein Theil derselben wieder davon gelaufen, vielleicht aber haben sich viele daselbst beweibet: gewiß werden in dasiger Gegend hiedurch viele Tatarische Wörter zu finden seyn, dermassen, daß die Nachkommen glauben werden, das Land sey von undenklichen Jahren von Tattern bewohnet worden. Wann die Druckerey nicht wäre erfunden, und seit der Zeit so viele Begebenheiten nicht wären aufgezeichnet worden, wie würde die Nachwelt den langen Aufenthalt der Schweden in Siberien errathen haben, allwo ohne Zweifel viele schwedische Wörter itzo gelten und gangbar sind. Ob von diesen tatarischen jungen Colonisten in Kurland auch nur zufälliger Weise, etwas durch den Druck bekannt worden, weiß ich nicht.

§. 6.

Außer obigen teutschen Wörtern findet man auch einige französische Wörter, und zugleich die französische Mundart in der lettischen Sprache. Eine Leiter am Wagen nennet der Franzose Ridelle, und der Lette Reddel. Den Kuchen im Bienenstock nennt der Franzose Gateau, und der Lette Gating. Locquette ist im Französischen ein Stücklein Tuch, und lettisch heissets Lakkat. In der Mundart sind sie sich gleich. Abeilles se mettent sagt der Franzose von den Bienen, wann sie sich niederlassen, und die Letten sagen, bittes sew mettent. Par chemin bedeutet im Französischen über oder durch den Weg, und das lettische par Zelle ist von gleicher Bedeutung. Rien de tout gar nichts, drucket der Lette durch nauwe wiss eben so aus. Priser heißt im Französischen zerbrechen, und der Lette bedeutet dasselbe durch birse.

§. 7.

Vom Lateinischen ist wenig in der lettischen Sprache. Dews kan so leicht vom griechischen theos, als von Deus hergeleitet werden. Tu es, du bist ist zwar rein Latein, imgleichen sehde, sede sitze, aber wann man das Wort pecus falsch, statt pecuffis dabey setzet, so ist es schmuzig Latein, weil das pecuffis vom Wort kust, pekust zu derriviren ist, und der energetische Ausdruck davon

ist, du bist geschmolzen, angeschmolzen, das ist, müde, weil ein müde gewordener Mensch gleichsam zerschmelzen will. Das Wort Tannep mag wohl von Cannabis kommen. Niemand wird unterdessen sich einfallen lassen, daß in Liefland und Kurland vor alten Zeiten Römer gewohnet haben, sondern ein kurzer Umgang mit einigen Lateinern kan diese Wörter eingeführet haben.

§. 8.

Welches Weges aber die spanschen Wörter Casar, eine Haushaltung antreten, welches mit Casas eine Hochzeit, wohl einerley Bedeutung hat; und dem Wort Kaxa eine Höle, welches dem lettischen Kakts, eine Höle oder Winkel gleichet, das ist schwer zu errathen.

§. 9.

Wann wir in der lettischen Sprache griechische Wörter finden, so können wir doch deswegen nicht die Meinung einiger Gelehrten annehmen, daß die Letten eine griechische Colonie sind, oder, daß Kur- und Liefland in alten Zeiten, unter griechischer Bothmäßigkeit gestanden, weil es einen dritten Vorfall giebt, durch welchen die griechischen Wörter der lettischen Sprache einverleibet worden, nämlich die Kaufmannschaft und die ihrenthalben gethane Reisen. Die Griechen waren theils ihrer natürlichen lebhaften Eigenschaft wegen, theils der schweren bey ihnen oft vorfallenden Kriege halber, theils ihrer Vermehrung wegen, aus ihren Inseln getrieben, andere Gegenden zu suchen, und sich auszubreiten, theils waren sie auch genöthiget, ihren Mangel an Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten, durch Einkaufung verschiedener Waaren, sonderlich an Pelzwerken, Leder und Talch zu ersetzen. Sie breiteten sich deswegen theils westlich, auf der mittelländschen See, theils nordlich am schwarzen Meer, in der Krim, und in der Ukraine aus, in welchem letzteren noch heut zu Tage viele Griechen wohnen. Diese Griechen führten aber nicht alleine denen an der in Rußland entspringenden Düna wohnenden Russen, als denen Fürsten zu Polotzko, zu Kokkenois, zu Gercike, und denen an der Kurländschen Seite wohnenden Völkern, ja denen Preussen, denen Esthen, Oeslis ihre Waaren zu, und verkauften sie mit grossem Profit an Retour-Waaren, als Talch, Leder, Pelzwerk, und fürnemlich Bernstein, sondern sie giengen nordlich auch mit ihren Waaren, als Oehl, Wein, Gewürze, Weyrauch, Myrrhen, Pfeffer, Zimmet und dergl. welches alles sie durch ihren südlichen Handel, aus Arabien,

Arabien, Egypten und Indien erhielten, nach dasigen fürstlichen Residenzen der Russen, nämlich nach Novogrod, nach Holmegorod, nach Finnland und nach Schweden; ja nach denen an der weissen See, wo Archangel itzo stehet, wohnenden Völkern. Und was ist es Wunder, da man heutiges Tages Armenianer siehet mit Diamanten, Perlen, seidenen und andern Waaren den Weg nach Holland und England, und vielleicht nach America suchen. Strahlenberg erzählet, daß in alten Zeiten Indianer ihre Waaren über die Kaspische See und das Eißmeer, um den Nord-Cap, nach Europa geführet, um nicht so sehr Nothwendigkeiten als Ueppigkeiten an Mann zu bringen, und vor sich wieder zu besorgen: dabey auch durch solche Dinge, Grosse und Geringe, Reiche und Armen zu unterscheiden: worinne als einem grossen Angel, guten Theils die Kaufmannschaft von je her gewendet hat.

(Nächstens hievon mehrers.)

Den Liebhabern der Geschichte des Vaterlandes wird die Abwechselung der Materien nicht unangenehm seyn, wenn wir sie mit einer Nachricht von einer wichtigen Sammlung gedruckter alter Liefländischer Urkunden zur Veränderung unterhalten. Der Hochehrwürdige Pater Dogiel, Rector des Collegii Piarum Scholarum in Wilna hat solche aus den Reichsarchiven zu Warschau und Cracau, wie auch aus dem Hochfürstl. Radzivilschen zu Birsen mit allerhöchster Erlaubnis gesammlet, und nach geschehener Vidimation derselben auf Kosten des obbesagten Collegii in dessen eigener Druckerey herausgegeben. Dies ist der verkürzte Titel des schönen Werks:

Codex diplomaticus regni Poloniae et Magni Ducatus Lituaniae, in quo pacta, foedera &c. &c. aliaque omnis generis publico nomine actorum & gestorum monumenta nunc primum ex Archivis publicis eruta ac in lucem protracta exhibentur. Vilnae ex typographia Regia & Reipublicae Collegii C. C. R. R. Scholarum Piarum MDCCLVIII. In groß Folio 6 Alphabet.

Der Kupferstich ist von der sinnreichsten Erfindung, und so wie die auf dem Titelblatt befindliche saubere Vignette eine Arbeit der Madame Philippi, des berühmten Kupferstechers in Leipzig Herrn Sysang geschickten Frau Tochter. Diese ganze Sammlung wird aus 8 Folianten bestehen. Der erste Tomus theilt sich in zwey Abschnitte, davon der vordere die Documente, welche auswärtige Europäische Puissanzen angehen, der hintere die Briefschaften enthält von den unter Polen ehmals gestandnen Provinzen, als Schlesien, Pommern, der Neumark, der Moldau und Wallachey. Der andre Tomus betrift Rußland, die Türkey, Krimmische Tartarey und Schweden. Der dritte Litthauen. Der vierte Preussen. Der fünfte, welcher eigentlich unsre Aufmerksamkeit verdienet, Lief- und Kurland. Der sechste enthält die päbstlichen und königlichen Kirchenverordnungen; der siebende die bisher ungedruckten und ältern Verordnungen des Reichs; der achte und letzte das Supplement der ganzen Sammlung, nebst einem Register der Chronologie und der Sachen.

(Die Fortsetzung künftig.)

V. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Fortsetzung der Nachricht vom Corpore diplomatico Poloniae.

Außer der zierlichen Zueignungsschrift an Ihro Königl. Maj. August den Dritten, ist die Vorrede über die mangelhafte Beschaffenheit der Archive lesenswürdig, weil sie auf mehrere Archive gedeutet werden kan. Der Pater Dogiel beklagt sich, daß bey aller Vollständigkeit dieser Sammlung manche wichtige Briefschaften fehlen, die theils durch Krieg und Feuer verloren gegangen, theils bey den häufigen Unruhen der Republik aus Saumseligkeit oder Vergessenheit von ihren Commissarien nicht zurück gefordert worden und also in die Hände mancher Privatpersonen gerathen, die diesen Papieren das Garaus gemacht. Es sey dies um desto begreiflicher, weil vor den Zeiten Sigismundi des Dritten nicht einmal ein ordentlich Repertorium bey den Archiven befindlich gewesen. Diesem Verlust der Urkunden legt er auch die Schuld bey, daß bey dem Abzwacken der Provinzen die Neumark und Pommern mit verloren gegangen. Der Verfasser glaubt in einer eigenen Disputation ausgeführet zu haben, daß der Königl. Eid, alle entwandten Länder wieder an die Krone zu bringen, blos wegen Schlesien aufgekommen. Gleiche Ansprache der Republik deutet er auf Böhmen. Bald drauf beschweret sich der Pater Dogiel über Conringen und dessen Vorbeter Goldasten, und giebt sonderlich dem letzten schlechte Ehrennamen, weil sie beyde vorgegeben, Polen sey vom Kayser Otto

dem Grossen an bis auf Friedrich den Andern dem deutschen Reiche unterwürfig gewesen.

Der Verfasser bringt uns endlich einen starken Argwohn bey gegen manche Urkunden alter Zeiten, indem die Kayserl. Canzley dergleichen ausstellen konte, ohne sie dem Kayser vorzulegen, oder desselben Unterschrift zu erwarten. Die Kayser unterschrieben nichts. Sie liessen ihre Unwissenheit in den Documenten oft selbst mit den Worten niederschreiben: **Weil ich die Buchstaben nicht kenne**; oder **weil die Züge der Buchstaben nicht verstehe**, oder **aus Ungeübtheit in den Buchstaben**, und so weiter. Man konnte also bey den Notarien so viel Originalbriefe bestellen, als man wollte, weil man den Kayser nicht brauchte. Die Canzler richteten sich nach der Fähigkeit ihrer Regenten und stempelten mit dem in Holz oder Erz geschnittenen Namenszug, dem Monogramma, was ihnen vorgeleget wurde, denn ihre Herren waren Principes analphabeti, welche Worte nicht allemal wohl zu verdeutschen sind. Man ließ wohl bald dergleichen erschlichene Briefschaften in Transsumta einverleiben, und sie den folgenden Kaysern zur Bestätigung unterlegen. Ein solch Document findet sich von Kayser **Friedrich** dem Ersten unterm Jahr 1157, in welchem er den Herzogen in Böhmen nachgiebt, von dem Lande Polen Zins zu fordern, welche Urkunde **Carl** der Vierte bestätigen müssen. Der Verfasser merket ganz wohl an, daß Schlesien ehmals Polen geheissen, und eine im päbstlichen Rechte so genannte polnische Münze keine andre als eine Breslauische gewesen. So lange man aber keine allgemeinen Grundsätze und unfehlbare Kennzeichen untergeschobener Urkunden angeben könne, so lange würden auch die Herren Publicisten in Beurtheilung der echten und falschen Diplomaten sich nicht vertragen.

Aus obiger Erzählung wird demnach begreiflich, warum der Königl. geheimde Justitzrath und Archivarius in Hannover, Hr. **Gruber** die Urkunde des Röm. Kaysers **Heinrichs** von 1224, nach welcher dem Rigischen Bischof **Albert** die Freyheit zu münzen und eine Stadt anzulegen ertheilet wird, als unecht verwirft; ob solche gleich vom Kayser **Carl** dem Vierten in einem Transsumt bestätigt, und auch in allen historischen Beweisthümern von Liefland ehmals abgedruckt worden. Die Spitzmaus verräth sich mit ihrem Gepfeiffe. Riga ward 1200 angelegt. Sollte wohl der Bischof 24 Jahr nachher ein Privilegium beym Kayser zu ihrer

er Erbauung suchen? Es ist ein Glück für die Diplomatik, daß die wahre Historie die Merkmahle dieser Schlacken so gleich kenntbar macht.

Wir wenden uns nun zum fünften Theile, der Lief- und Curland eigentlich angeht, welchen man auch im Abdruck den übrigen vorgezogen, um diese Documente Sr. Königl. Hoheit dem Herzog **Carl** von Curland desto eher in die Hände zu bringen, an welchen auch die Zueignungsschrift verfasset worden. Der eigene Titul zu diesem fünften Theile heißt:

> Codex diplomaticus Regni Poloniae & Magni Ducatus Lituaniae. Tom. V. in quo vt vniuersae Liuoniae, ita speciatim Curlandiae & Semigalliae Ducatuum res continentur.

Wir wollen aus der Vorrede dieses Theils einen kurzen Auszug liefern: Liefland, davon Esth- Lett- und Curland Stücke ausmachen, hatte unter den Schweden und Dänen in sehr alten Zeiten mancherley Veränderungen erlitten, und stand damals, als der Segebergische Canonikus und nachherige erste Liefländ. Bischof **Meinhard** 1186. ins Land kam, und die Heiden bekehrte, unter dem König **Wlodomir** von **Polocz**, dessen Land einen Strich von **Reussen** ausmachte. Hier merkt der Pater **Dogiel** an dem **Pontan** einen Fehler an, daß er Liefland damals dem König von Dännemark **Woldemar** dem Ersten als unterwürfig angiebt, auf dessen Erlaubnis **Meinhard** am Ufer der rothen Düne (Rubonis) eine Capelle anlegen dürfen. Doch diese Unterwürfigkeit des Landes habe gleich aufgehöret, als die vom Pabst eingesetzten Regenten und geistliche Ritterschaft dasselbe zum christlichen Glauben gebracht, um welches Geschäfte ein ansehnlicher Theil von Deutschland, und sonderlich die tapfre Nation der Sachsen sich ein grosses Verdienst erworben.

Hier characterisirt der Verfasser den Bischof **Albert** vortreflich, als einen Mann, der beneficio rapacis industriae alles durchtrieb, der den Schwerdbrüder-Orden errichtet, Vestungen erobert, Provinzen eingenommen, Lehngüter gestiftet, Gerichtshöfe angelegt, und mit ganz besondrer Pracht **Wissewolden**, Könige von **Samogitien**, und den herumliegenden Landen, dessen Residenz **Birsen** gewesen, den Huldigungs- und Lehnseid abgenommen. **Wissewold** übergab sein Land der Kirche zu Riga, und der Bischof **Albert** übertrug ihm dasselbe wieder als ein Lehn der Kirche auf eine majestätische Art mit dem Pomp von drey vorgetragenen Fahnen.

Birsen hieß ehmals **Bercike**. Hier bemerkt der Vorredner, daß in der alt-Mönchsschrift ein würklich B stehet,

welches von dem G nicht sonderlich zu unterscheiden sey, daher auch in vielen Abschriften Gercike, nicht Bercike gelesen werde. Dieses Bercike legt er uns gegen den Augenschein der Landcharten und gegen das Zeugniß der Reisenden an die Düne, von der doch Birsen eine weite Ecke entfernet ist. Doch vielleicht hat das alte Schlos Birsen der Düne näher gelegen. Die Urkunde, worauf diese Leseart sich beziehet, liefert er uns in dem Werke selbst auf der andern Seite, und sie gehöret gewiß mit unter die schätzbarsten Stücke dieser Sammlung.

Sie entdeckt uns nicht nur das hohe Alterthum unserer Peterskirche, welches uns in der Geschichte bisher verborgen gewesen, sondern ist auch um desto merkwürdiger, je weniger der selgeheimde Justizrath Gruber selbst der Erzählung der alten Chronik völligen Glauben beymessen wollen, wie man bey der Note i) p. 75. unterm Jahr 1208. der deutschen Uebersetzung im ersten Theil der neuen Liefländischen Chronick ersehen kan. Herr Gruber, der zugleich ein starker Feudist war, mußte sich über eine Belehnung eines Bischofs an einen weltlichen Fürsten mit drey Fahnen um desto mehr wundern, da ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß auch nicht einmal der Reichsverweser oder Legatus Imperii bey erledigtem Kayserthrone ein solches Fahnenlehn zu ertheilen befugt war, sondern es der Person des künftigen Kaysers überlassen mußte. Er hielt es also mehr für eine kleine Pralerey, mit der sich die Männer und Diener des Bischofs unter sich groß gemacht, und welche dieser Letten-Priester Heinrich, der muthmaßliche Verfasser der alten Chronick, als ein Clerikus oder Geistlicher, so genau nicht verstanden. Allein das über diese wichtige Handlung errichtete Instrument beweiset nicht nur, wie feyerlich sie vollzogen worden, sondern hebt zugleich noch einen historischen Zweifel, den Herr Gruber macht, warum Eine Fahne nicht gnug gewesen, da doch nur ein einzig Schloß zu Lehn gegeben sey; oder ob der Bischof unter den drey Fahnen die heilige Dreyfaltigkeit symbolisch vorstellen wollen. Wir finden in diesem Document drey Schlösser Bercike, Antine und Zessow. Der Bischof Albert, der in diese sonst Kayserl. Belehnung einen Eingrif that, verstand ganz wohl, daß jede Lehnsprovinz bey der Belehnung ihre eigene Fahne erfordere.

Wir liefern hier ihrer Wichtigkeit halben die ganze Urkunde pag. 2. auf deutsch:

Im Namen der heiligen und unzertrennten Dreyeinigkeit!

„Albert, von Gottes Gnaden Bischof „zu Riga, der Heiden demüthiger „Diener im Glauben. Damit Sachen, „die ein ewig Andenken nöthig haben, „allezeit unvergeßlich bleiben, dafür hat „die kluge Bemühung der jetzigen Leute „zu unsrer Zeit heilsamlich sorgen helfen. „Weil wir nun das, was zu unsern Zeiten vorgegangen, auf die Kundschaft der „Nachkommen bringen wollen; so thun „wir allen sowohl künftigen als gegenwärtigen Gläubigen in Christo kund, „welchergestalt die reiche Barmherzigkeit Gottes, welche die neue Pflanzung „der Liefländischen Kirche errichtet, und „bey ihrer Errichtung ausgebreitet, uns „den König Wissewolodo von Bercike hat unterwürfig machen lassen. „Denn dieser ist nach Riga gekommen, „und hat im Beyseyn vieler Adlichen, „geistlicher Ritter, Kaufleute, Deutschen, Russen und Liven seine Erbstadt „Bercike nebst dem Lande und allen „seiner Stadt zugehörigen Gütern, „der Kirche der sel. Mutter Gottes „und Jungfrau Maria durch rechtmäßige Schenkung übergeben, diejenigen „aber, die ihm zinsbar waren, und den „Glauben von uns angenommen, als „freye Leute mit ihrer Gerechtigkeit „(cum tributo) und ihrem Ländchen „an uns abgetreten, nämlich die Schlösser (urbem) Antine, Jessowe und „andre zum Glauben gebrachte, nachher „aber, da er uns die Huldigung und den „Eid der Treue geleistet, obbesagte „Stadt mit ihren Landen und zubehörigen Gütern von unsrer Hand auf „feyerliche Weise (solempniter) mit „dreyen Fahnen als ein Lehn empfangen. Zeugen dieser Sachen sind: „Johann, Probst der Rigischen Kirche mit seinen Domherren, Graf „Ludolf von Halremund, Graf „Didrich von Werle, Graf Heinrich von Slade. Walther „von Almesleve, Diderich von „Adenois, Ritter Christi. Volquin „mit seinen Brüdern, Rudolph „von Jericho, Albert von Aldenvlet, Heinrich von Blandebock, Hildebert von Pemunde, „Lambert von Lünenburch, Diederich von Volphem, Gerlach „von Dolen, Conrad von Rkeskole, Philip Vogt von Riga, mit seinen Bürgern, und andre mehr. Dies „ist geschehen im Jahr der Menschwerdung unsers Herrn 1209. auf Peters Friedhof zu Riga, da Innocentius der Dritte auf dem Apostolischen Stuhl als Pabst saß, unter „Regierung des glorwürdigsten Kaysers Otto, im eilften Jahr unsrer „Bischöflichen Würde (Pontificatus „nostri.)

Bey einer andern Gelegenheit wird sichs zeigen, wie sehr der P. Dogiel oder seine Abschreiber die deutschen Namen, die man hier etwas in Ordnung gebracht, wegen ihrer Verkürzungen oder Abbreviaturen gemishandelt haben, welcher Umstand uns in Ungewißheit läßt, ob er in Bercike das B oder G genau zu unterscheiden gewust!

Wir wenden uns nun wieder zur Vorrede. Der höchstübermüthige

Trup der andächtigen Ritter, fährt der Pater Dogiel fort, zog mit einer unsinnigen Folge alles auf seine Vorrechte, und daraus entstand endlich nach so vielen einheimischen Unruhen der Untergang der Bisthümer und des Ordens.

Nun untersucht er die Regimentsforme der alten Ordens-Republik, und behauptet, daß die Herrschaft theils bey dem Hochmeister deutsches Ordens, theils bey dem Erzbischof von Riga und den Provinzial-Bischöffen doch jederzeit unter päbstlicher Obergewalt gewesen. Daß aber die Herren Meister mit ihren Rittern dem apostolischen Stul nicht in allem folgsam gewesen, sey ihrem Übermuth und Stolz bey ihren grossen Reichthümern beyzumessen. Was man von der Oberherrschaft des deutschen Reichs über Liefland beygebracht, sey entweder unbestimmt, oder gezwungen und verworren. Es habe zwar der dritte Bischof Albert von dem Römischen Könige Heinrich dem Sechsten die weltliche Macht in seinem Bisthum sammt den Regalien enthalten; dergleichen eben dieser König dem Bischof Hermann von Dörpt übertragen haben solle; man brauche aber einen Oedipus das unbegreifliche Räthsel aufzulösen, was ein Römischer König in Liefland, das ihm nie unterworfen gewesen, zu befehlen gehabt. Das sey aber bey der katholischen Kirche eine ausgemachte Wahrheit, daß das Recht der Päbste sich über alle Länder, die den Heiden abgenommen waren, erstrecket habe.

Es habe zwar der Rigische Erzbischof Henning 1446. dem Römischen König Sigismund durch seine Gevollmächtigten den Lehnseid geleistet, allein die Bestätigung dieser Verträge, die zwischen dem Erzbischof und Deutschen Orden über die Ausübung der Regalien und der oberherrlichen Macht geschlossen worden, wurde jedesmal nicht bey dem Kayser, sondern bey dem Pabst gesucht und erbeten. Liefland habe also unmittelbar unter dem Pabst gestanden, und Innocentius der Achte daher dem Großfürsten Jvan in einem Briefe Rom den 21 May 1485, der auch diesen Sammlungen einverleibet ist, sehr hart angelegen, Liefland zufrieden zu lassen, weil es unmittelbar unter den Apostolischen Stuhl gehöre.

Es lasse sich, heißt es weiter, nicht deutlich erweisen, das die deutschen Ordensländer in Liefland ein Reichslehn gewesen. Nach Anno 1500 finde sich keine Spur eines Lehneides mehr; daß sich der Orden aber vor dem Jahre 1500 auch nicht um die Belehnung gerissen, beweiset er aus einem in demselbigen Jahre verfaßten Reichsreceß, in dessen einem Artikel stehet:

„Ferner

„Ferner ist beschlossen worden, „weil der Deutsche Orden nur von „Deutschen und für Deutsche gestif„tet ist, auch zum Deutschen Reich „gehöret, so ist es zwar billig, daß „ihn das Reich schütze: es er„fordert aber gegentheils wider die „Billigkeit, daß der Hochmeister in „Liefland und der Orden diejenigen „Länder, so er in Preussen und Lief„land besitzet, von Uns und dem „heiligen Reiche eben so wie andre „Fürsten zum Lehn nehme, und die „Regalien empfange. Sie sollen „also ihre Gesandten mit Vollmacht „an die Regierung des Reichs ein„schicken, durch welche sie ihre Be„schwerden und Gesuch anbringen, „und die Uns und das Reich durch „Empfang der Investitur für ihre „Oberherren erkennen.

Hierbey will der P. Dogiel zeigen, daß weder der Kayser noch das Reich sich auf die Regimentsforme von Liefland verstanden, weil Liefland keinen Hochmeister hatte, und Plettenberg erst 1522. vom Hochmeister Albrecht seine Ununterwürfigkeit mit vielem Gelde erkaufen müssen.

Auch daraus sey kein gewisser Schluß zu machen, daß die Liefländer an das Cammergerichte mit ihren Streitsachen verwiesen worden. Dergleichen sey oft mit den grossen Städten in Preussen auch geschehen, kein Vernünftiger werde daraus aber die Folge ziehen, daß diese Städte ehmals ein Stück des Reichs gewesen.

Indessen leugnet der P. Dogiel nicht, daß manchmal ein Zusammenhang zwischen dem Reiche und Liefland statt gefunden, daher Kettler, weil er ein Reichsfürst geworden, und vor allen weltlichen Marggrafen, Landgrafen und Herzogen den Vortritt hatte, Liefland eine Provinz des Heil. Röm. Reichs genannt. Diese schwache und sehr entfernte Verbindung wolle aber nichts sagen; Riga habe bey seiner Reformation gegen die Kayserlichen Befehle nicht sonderlich freundschaftlich gehandelt, und Liefland habe dem Reiche wenig einbringen, wohl aber zu seiner Vertheidigung grosse Kosten verlangen können, worüber es vom Reiche im Stich gelassen, und von Polen bey seiner Subjection wieder gerettet worden sey.

Auf diese Abhängigkeit vom deutschen Reiche bezogen sich die Schweden nicht nur 1585. in den Tractaten zu Stetin, sondern auch 1660. bey dem Olivischen Frieden. Sie behaupteten, Liefland könne nicht ohne Consenz seines Oberhauptes veräußert werden. Kayser Carl der Fünfte aber, und Maximilian der Zweyte hätten den Königen Gustav

und

und Johann dem Dritten Liefland zu beschützen, schriftlich übertragen. Hierauf antwortet der P. Dogiel, daß die Könige von Polen noch mehr Kayserl. Briefe aufzuweisen hätten als die Schweden. Eben dergleichen Kayserl. Briefe wären an die Herzoge von Stetin und Pommern ergangen, ohne ihnen dadurch auf Liefland ein Recht zu verschaffen. Die Schweden wären zu Hause geblieben, nur die Polen hätten marschiren und Liefland von seinem Verderben retten müssen.

Zuletzt ertheilt der Verfasser uns noch die Nachricht, daß die Documente und Diplomate des Ordens von dem letzten Herrn Meister Gotthard Kettler an den Fürsten Nicolaus Radzivil übergeben worden, welche nebst den Ehrenzeichen noch auf dem Schlosse zu Crakau verwahret liegen, davon auch diese Abschriften genommen sind. Die Instrumente neuerer Zeiten sind aus dem Reichsarchiv, und dem Radzivilschen zu Niesswitz, auch aus der wichtigen Canzley des Grafen Joseph Zaluski entlehnet, und in Crakau umständlich vidimiret worden.

Vom dem Ersten und Fünften Theil, welcher letztere auch einzeln veräußert wird, sind bey dem Herrn Conrector Arndt in Riga noch etliche Exemplare zu bekommen.

VI. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Bedenken über die Versteinerungen und deren Erzeugung, besonders derer in Liefland.

Wenn wir die erstaunenden Veränderungen und Seltenheiten in dem Naturreiche aufmerksam betrachten; so werden wir zu einer angenehmen Bewunderung der Macht und Weisheit des Schöpfers gereitzet, dessen Wunder in der kleinsten Mücke und in dem Elephanten gleich groß sind. Gewiß! niemand kan die Kenntniß der natürlichen Historie, in der wir solche betrachten, für unnütze halten, als der sie zu bewundern unfähig ist.

Die Wasser bestehen niemalen nur aus ihren eigenen ursprünglichen oder solchen Theilchen, die ihnen die Anklebrigkeit oder anziehende Kraft und Flüßigkeit geben, sondern sie führen allezeit fremde Theilchen bey sich, die zu ihrem Element nicht gehören. Dieses zeiget sich alle Tage. Man mag ein Wasser so oft und so behutsam man will, destilliren, so wird doch, wenn das destillirte wieder lange stehet, sich etwas in demselben lösen, welches zum Wasser oder vielmehr zu dessen Flüßigkeit nicht gehöret. Dieses ist nicht allein in dem Flußwasser und in dem Wasser, das in den klarsten Quellen entspringet, sondern selbst im reinsten Regenwasser bemerket worden. Zwar sollte man denken, daß da die Sonnenwärme die wässerichten Theile schon einmal subtilisiret und in die Höhe gezogen hat, solches Wasser allerdings, von allem, das zum Wesen des Wassers nicht gehöret, rein seyn müßte: dennoch hat der erfahrne Chymicus Marggraf in Berlin gar einmal bey der Destillation, Kalk im Regenwasser gefunden. Einiges Flußwasser ist

zwar so sehr mit seinen fremden Theilchen verbunden, daß es lange zusammen bleibet. Ein Beyspiel ist das Wasser der Garonne in Frankreich. Von diesem saget man, daß es sich auch nicht unter der Hitze des Aequators absondere, sondern gut nach Ostindien geführet werde. Es ist auch von einigen Mineralquellen bekannt, daß, wenn ihr Wasser in guten Töpfen wider die Luft wohl verwahret stehet, es sich sehr viele Jahre lang durch keine Fäulniß trennen lasse. Diesem ohngeachtet zerstöret die Länge der Zeit endlich das Band, welches das Wasser den festen mineralischen Theilen, mit denen es sich verbunden, zu danken gehabt. Die größte Unzertrennlichkeit des Wassers bemerket man, wenn es in Edelsteine verwandelt wird, wenn nämlich in felsigten Bergen ein subtiler Dunst, von einem mineralischen Duft oder Schweiß sich wie ein grosser Tropfen, oder in grösserer Gestalt zusammen sammlet so daß er oft die Figur eines mineralischen Salzes bekommet. Wenn dieser mineralische Geist oder Wasserdunst rein vom Schwefel einiges Metalles ist, wird er ganz klar, und dann machet er den Diamant; wenn er aber etwas vom Schwefel des Eisens bey sich hat, liefert er den Smaragd; ist vom Golde oder Kupfer etwas Schwefel angeflogen, so ist das Edelgestein

roth und ein Rubin, oder das Kupfer hat dem Wasser eine blaue Farbe gegeben und es zum Sapphir gemacht. Die andern minder edlen Steine, als den Crystall, in dem man oft ein Tröpfgen Wasser findet, das sich in demselben concentriret hat, den Achat, den Jaspis, ja so gar die feinsten Kieselsteine und andere mehr, welche ursprünglich ein subtiles Wasser gewesen sind, in welchem sich seine erdigte mineralische Theilchen gesammlet, die dem Steine die Festigkeit gegeben haben, werde ich hier nicht anführen. Daß einiges Wasser sich in grossen Stücken und Klumpen erhärtet, und zu einem Stein von allerley Farben wird, siehet man an dem Marmor, der an einigen Orten unter der Erde von undenklichen Jahren her, sonderlich in denen heissen Ländern, Egypten, Griechenland und Italien verhärtet worden ist: imgleichen an dem Alabaster und dem weichen Marmor, den man auch in Teutschland und andern mehr nordlichen Ländern findet, welcher ob er gleich Politur annimmt, doch keine rechte Härte hat. Unterschiedene einzele Schnecken, besonders die vielen Ammonshörner die man in dem Marmor findet, beweisen, daß er vorher weich gewesen. Es ist merkwürdig, daß wie der Marmor und Alabaster in der Erde erzeuget wird, so auch dergleichen über der Erde, an der Luft und an der Sonne sich erhärte. **Chardin** meldet in seiner persianischen Reisebeschreibung, daß nicht weit von Tavris solche weisse durchsichtige Marmorbrüche sind, die in der Sonnenhitze entstehen, und dünne geschnitten, zur Betäfelung ihrer Moscheen gebraucht werden. Einige Liebhaber der Mineralien bey uns, können etwas von dem weissen Tavrischen Marmor aufweisen.

Es ist nicht so beträchtlich, wenn das Wasser selbst zu einem oder andern Edelgestein erhärtet, oder durch einen subtilen Schlamm oder Erde zu einem, mehr oder weniger harten Stein wird, oder ein Oel und Fett der Erden zum Bergpech oder Bernstein erhärtet. Viel merkwürdiger ist es, wenn es eine andere an sich harte Materie, als das Holz oder die Schnecken, oder weichere, als die Früchte, Kräuter, Fische, Insecten, Thierknochen und viele unzählige andere Dinge, so durchdringet, daß sie zu einem harten Steine werden, der dem härtesten Marmor und Kieselsteine gleichet. Man findet solches versteinerte Holz an vielen Orten. In dem heissen Ostindien auf der Insul Ternata ist laut D. **Grimms** Beschreibung ein Wasser, welches alles Holz versteinert. In Teutschland werden die Versteinerungen fast allenthalben gefunden. Im Coburgischen wurden vor einigen Jahren grosse versteinerte Bäume ausgegraben, davon auch bey uns in Sammlungen etwas zu finden ist. Diese waren so hart, daß sie Politur annahmen. Bey Chemnitz in Sachsen fand man im Jahr 1751. einen versteinerten Baum mit der ganzen Wurzel, die aus vielen Aesten bestand. Seine Höhe war, nachdem er ausgegraben war, und sich bey dem Umstürzen von einander gelöset hatte, nur 2 Ellen und 15 Zoll. In seinem ganzen Gewichte wog er hundert Centner. S. Dresdn. Magaz. 4 St. S. 41. dabey das Kupfer davon zu sehen ist. Man findet auch versteinertes Holz in nordlichen Gegenden. Die Hölzer, die ein hartes saftiges Wesen an sich haben, sind hiezu am bequemsten, weil ein Wasser, das harte salzige Theile hat, sich am leichtesten in den Raum dieses Holzes dränget, und seine Säfte verhärtet. Der harzige nordliche Lerchenbaum, die Listwenitza, Rußisch genannt, dessen **Strahlenberg** in seinem Buch von Siberien gedenket, giebt besonders solche Versteinerungen. Bey uns in Liefland finden wir auch unterschiedene. Um das **Nieratische** Kirchspiel fliessen viele versteinernde Gewässer, die dasselbe auswerfen. Insectennester, die sich von den Bienennestern nur in Ansehung der Grösse unterschieden, findet man dort

oft versteinert. Die sehr kleinen sechsseitigen Hölen, sind theils mit Spathblätterchen, theils mit einer harten Kalkartigen Erde angefüllet. Diese Versteinerung findet sich in grossen und kleinen Klumpen. Vor einiger Zeit fand man dort einen grossen Klumpen versteinertes Moos mit Farrenkrautblättern, desgleichen eine Birkenknospe. In England ist ein Wasser, um dessen Ufer keine Kräuter wachsen, welches eine solche versteinernde Kraft hat, daß wenn man ein Stück Holz hinein stecket, es, so weit es das Wasser berühret, versteinert wird. S. die Ephemerid. Nat. Curiof. D. I A. IV. In der Gegend um unser Riga giebt es verschiedene Versteinerungen, deren größte Verschiedenheit und Menge in dem bey Kirchholm befindlichen Kalkberge gefunden wird. Er ist mit versteinerten Ammonshörnern, Chamiten oder Mießmuscheln durch und durch angefüllet. Hie und da findet sich eine Druse grosser sechsseitiger Spath-Cristalle, welche mit kleinern abwechselt. Der Kalkstein an sich ist nicht hart und verwittert leicht an der Luft. Doch findet man weiter hin einen härteren; der zu einem ziemlich guten Marmor geschliffen werden kan, und rothe Streifen auf einem weißgrauen Grunde hat, aber an Härte dem nordischen und teutschen nicht, am wenigsten aber dem italiänischen gleichet. Die unter dem Kalkberge vorbeyfliessende Düna wirft eben dergleichen, obgleich in ihrem natürlichen Zustande, und in geringerer Menge aus. Man findet auch am Strande derselben eine Menge kalkartiger Tröpfsteine (Stalactites) welche mit kleinen Schnecken und Muscheln angefüllet sind, die man aber erst nach der Calcination erkennen kan, durch welche die Spathblätterchen, die sie bedecken, zu Kalk gebrannt werden, und also die Versteinerungen deutlicher zu bemerken sind. In dem am Kalkberg stossenden Walde finden sich viele aufgethürmte Berge von Schnecken und Muscheln. Unter den ersten sind die Neriten, runde Schnecken mit einer halbenmondförmigen Mündung, ziemlich rar. Da die Düna nun wie oben gedacht, dergleichen Schnecken und Muscheln als man in dem Kalkberge findet, in ihrer natürlichen Gestalt auswirft; so muthmasse ich aus diesem Grunde, daß da die Steinmasse weich gewesen, eine Ueberschwemmung entstanden sey, durch welche diese Dinge auf den Berg geworfen, sich nach und nach tiefer in den weichen Stein gesenket, und nachdem ihre Zwischenräumchen, von Zeit zu Zeit, von der subtilen kalkartigen Erde durchdrungen worden, endlich mit dem Stein zu gleicher Härte gelanget sind. Es haben viele Gelehrte und

und die meisten derselben mit ziemlich beweisenden Gründen darthun wollen, daß die meisten solcher Versteinerungen, durch die Verwüstungen, die die allgemeine Sündfluth angerichtet, auf die hohen Berge und unter die Erde gekommen. Man weiß bishero keinen eigentlichern Grund von denen versteineten fremden Thieren anzugeben, die in Europa zum Theil auf denen höchsten Bergen gefunden werden, und nach ihrer natürlichen Gestalt in einem andern Welttheile zu Hause gehören. Hieher rechne ich die Elephantenknochen, die in Europa an verschiedenen Orten, und insbesondere die Zähne und andere Knochen dieses Thieres, die in Siberien in Menge gefunden werden. In Frankreich schleifet man die Elephantenzähne, nachdem ihre blaue Farbe durch das Glühen erhöhet worden, wie ächte Steine. Dieses sind die Türckiße. Es wurden im Jahr 1751. auf dem Harz im Amte Herzberg unterschiedene Knochen des Rhinoceros gefunden, und die Vielheit derselben bewieß, daß mehr als ein dergleichen Thiere, hier sein Grab angetroffen hätte, wie es der Herr Professor Hollmann in denen Comment. Soc. Reg. Scient. Götting. T. II. ad annum 1752. p 215 beschreibet. Diese Stücke möchten freylich wohl von der allgemeinen Ueberschwemmung herrühren Merkwürdig ist es, daß in dem Mauerkalke des zerstörten Neuermühlischen Schlosses bey uns viele versteinerte Flußschnecken gefunden werden. Ob sich diese Versteinerungen durch eine Ueberschwemmung die sich nach der Zerstörung des Schlosses zugetragen hat, in den weichen Mauerkalk gesenket, kan ich nicht bestimmen, ob es gleich aus dieser Ursache glaublich scheinet, daß ganze Klumpen von der Grösse einer Faust in dem Mauerkalke stecken. Folglich scheinen sie nicht durch eine nachläßige Zerschlagung des Kalkes darinn geblieben zu seyn. Da nun alle diese Versteinerungen, durch die im Wasser aufgelöseten kalkerdigten Theilchen entstehen; so ist kein Wunder, daß viele derselben aus denen Flüssen und Bächen geworfen gefunden werden. Unsere Düna wirft an unterschiedenen Orten Pectiniten, (Kammmuscheln) und Chamiten aus. Die letztere Sorte habe ich zuweilen in der Gegend von Kattelkallen angetroffen, an welchem Orte ich auch verschiedene Wirbelschnecken im schlechten Kalksteine gefunden habe. Diese machen den größten Theil der Versteinerungen bey uns aus, wenigstens werden sie um unser Riga in einer unzählbaren Menge gefunden. Bey Groß-Roop habe ich an einem ganz kleinen Bache schöne versteinerte Pectiniten und Chamiten in einem rothen

und weissen Kalksteine gesehen. Von versteinerten Holze habe ich bisher in oberwehnten Gegenden fast nichts finden können, wohl aber versteinerte Knochen von kleinen vierfüßigen Thieren. Desto einen grösseren Vorrath von diesem versteinerten Holze hingegen hat das uns nahe Gravenheide, und es wär überaus gut, wenn auch andre Sammler natürlicher Merkwürdigkeiten dasjenige, was in ihren Gegenden Betrachtungswerth wär, genau beschrieben, und es der Intelligenz-Expedition zur weitern Bekanntmachung einsenden wollten.

Zuschrift.

Zuschrift.

Es ist im Hornung dieses Jahrs ein Brief vom 27 Jan. 1762. bey der Intelligenz-Expedition eingelaufen, mit der Unterschrift P--L--W, aus welchen Buchstaben sich der Zuname des Herrn Verfassers wohl möchte errathen lassen, wenn er nicht um Erlaubniß gebeten, verborgen zu bleiben, da ihn sein Schicksal ohnedem gnug versteckt habe. Um uns zu überführen, daß er unsre Blätter mit Aufmerksamkeit lese, hat er selbst eine Nachrechnung über das zwölfte Stück der gelehrten Beyträge von 1761. von Vermehrung des Getraides angestellt, darinne er zwar die Hauptsumme für richtig erkläret, in den mittlern Ansätzen aber ein grobes Versehen in den Zahlen bemerket; für welchen mühsamen Fleiß man ihm verbunden bleibet. Die Intelligenz-Expedition erwiedert hierauf nur dieses, daß die ganze Rechnung aus dem unrichtigen Text der angeführten Breslauer Sammlungen richtig abgedruckt worden, wo also der ganze Fehler stecket; ohne sich mit dessen Untersuchung oder Berichtigung zu befassen, der um so viel weniger schädlich werden können, da die Hauptsumme wahr ist, und die aus dieser Rechnungsart hergeleiteten Betrachtungen an ihrem Werthe nichts einbüssen. Außer dieser giebt uns dieser Freund noch einige andre Erinnerungen.

Er verlangt, wir sollen zeigen, wie man das Leben bequemer und vergnügter einrichten könne. Wir denken hierbey oben an sein Schicksal, und schlagen ihm des Sarasa Kunst sters frölich zu seyn, vor.

Er verbittet die theologischen und juristischen Abhandlungen. Warum? Weil ihn ein Mosheim, Young, Klopstock und Gesner vollkommen schadlos halten, welche die geoffenbarten Wahrheiten der Religion prächtig, schön und überzeugend vorgetragen hätten. Hier offenbart sich der Herr Verfasser mit dem Ueberzeugend, daß er kein Theologe sey, wenn es auf die letztern Namen gedeutet werden soll. Billig hätte er als ein Jurist einige Rechtslehrer mit anführen sollen. Doch vielleicht waren ihm obige Schriftsteller eben zur Hand. Allein dieser Vorwurf würde die Hallischen, Magdeburgischen und Hannöverschen Anzeigen so gut als die Rigischen treffen, wo theologische und juristische Materien in Menge abgehandelt werden.

Der Herr Verfasser erwartet ferner von uns die neuesten Entdeckungen, die in der Naturlehre und dem Feldbau von Frankreich, Engeland und Schweden gemacht worden.

Würden

Würden aber nicht Freunde, welche so viele ökonomische Beyträge aus Teutschland, oder die Schwedischen Abhandlungen, oder das Hamburgische, das Altonaische gemeinnützige, das Leipziger allgemeine, und wer weiß, was für Magazine zur Hand haben, mit gleichem Recht diese vorgeschlagenen neuesten Entdeckungen verbitten, indem sie durch diese lehrreichen Bücher vollkommen schadlos gehalten würden! Ueber dem liegen diese wirthschaftlichen übertriebenen Handgriffe unserm Gesichtspunct zu sehr aus dem Wege. In Liefland ist das nur zur Speculation, nicht zur Application brauchbar, was andren Ländern ihrer Einrichtung wegen nützlich werden kan. Wie viel betrügliche Versuche von der Verwandlung des Habers in Rocken oder Weitzen sind uns bisher aufgebürdet, mit deren Mittheilung dem Landwirth nicht sonderlich gedienet wäre. Was ließ sich hier nicht anbringen!

Bey dem Wechsel des Jahres findet der Herr Verfasser außer einigen falschen Gedanken namentlich diesen, daß wir die Vergessenheit für einen der traurigsten Fehler der verderbten Natur halten. Die Vergessenheit sey eine würkliche Wohlthat, die wir dem Schöpfer nie gnug verdanken können, daß unsre Empfindungen durch die Zeit geschwächet werden. Unmöglich hätte man diesen Widerspruch an einer Stelle erwarten können, wo alle Wohlthaten, (warum nicht besonders die göttlichen?) unvergeßlich bleiben sollten. Man kan das Andenken derselben erneuren, unterhalten und lebhaft machen. Wir sind aber hier in einem offenbaren Wortstreite, und brechen daher ab. Gewiß hat dieser werthe Freund mehr auf dem Herzen gehabt, da er sich entschuldiget, daß ihm der Raum fehle, obgleich das Postgeld nicht höher gestiegen wäre. Wir fordern ihn aber freundschaftlich als einen Gelehrten auf, da er den Kopf dazu hat, unsre Beyträge durch seine Beobachtungen zu verschönern. Eine gleiche Gefälligkeit erbitten wir von allen Gelehrten, und jedem geschickten Oeconom dieses Landes, der zu Experimenten und Bemerkungen fähig, behutsam und eifrig gnug ist, seine Aufsätze an uns einzusenden, wenn auch gleich einige Wortfügungen oder selbst die Schreibart zu ändern wäre. Um die Quelle alles Misvergnügens zu stopfen, werden wir allen Fleiß anwenden, so bald die Anzahl der Liebhaber zu diesen Blättern sich mehret, um einen gemäßigtern Preiß selbige gegen Pränumeration auszuliefern, um welchen patriotischen Beytritt wir unsre Gönner und Freunde gefliſſentlich ersuchen.

VII. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Beschluß der erstern im IV. Stück abgebrochenen Materie.

§. 10.

Daß aber die Griechen auch nach Preussen gereiset sind, und daselbst ihr Geld angewandt haben, solches hat Bayer in den Comment. Acad. Scient. Petrop. und fürnemlich in einer vorher schon gedruckten Dissert. de numo rhodio, als welche Münze in Preussen gefunden worden, bewiesen: und Montan bringet im Anhange seiner Hinterbergischen Lustbarkeiten alle Glaubwürdigkeit bey, daß sie die Reise dahin, die Düna herab, und durch Kurland, oder gar durch Domeßnes, längst dem Strande, und nicht zu Lande, von Griechenland aus, gethan haben. Diese Reise haben die griechischen Fabel-Schmiede mit der Fabel vom Phaethon theils verdunkelt, theils erhellet. Sie erzählten, als Phaethon die Regierung des Sonnenwagens über sich genommen, so habe er solche so übel ausgerichtet, daß Jupiter ihn mit dem Donner erschlagen, wobey er in den Eridanum gefallen, und ersäufet worden. Gedachter Bayer beweiset aus dem Marciano Heracleota, daß der Eridanus unsere Düna sey, und erkläret die Fabel dermassen; Phaethon wär ein griechischer Kaufmann gewesen, der mit Bernstein, welchen er in Preussen, und vielleicht auch in Kurland, an dessen Strand vor diesem so viel Bernstein war, daß man deswegen Aufseher besoldete, gekaufet hatte, und zwar in Gesellschaft mit andern. Da die Fabel nun auch angiebt, daß, als er erschlagen worden, seine Schwestern Bernsteinschöne Thränen vergossen haben, so wären sie in Bäume verwandelt worden, welche beständig den Bernstein tröpfelten. Ja, wann etwa dieses nicht von allen ihren Landsleuten geglaube

glaubet werden wollte, so sagten sie, um den rechten Ort, wo sie den Bernstein holeten, zu verheelen, sie holeten den Bernstein aus den electrischen Inseln, (Electridibus) denen Bernstein-Inseln: eben, wie sie es mit dem Zinn, das sie aus England holeten, machten, indem sie sagten, das Zinn käme aus den Zinn-Inseln, denen Cassiteridibus.

§. 11.

Es kan unterdessen dieser gründlichen Erklärung der Fabel noch mehr Licht aufgesteckt werden, wann man annimmt, daß **Phaethon** mit seinem Vater gleiches Namens, welches im Griechischen ein heller Stern, ja die Sonne selbst heissen kan, die Reise gethan, und sich von seinem Vater das Fahrzeug, auf welchem sie die Düna herab gefahren, das vielleicht selbst ein Zeichen der Sonne oder eines Sterns am Hintertheil geführet, (wie Griechen und Phönicier und alle zur See reisende zu thun von je her gepflogen haben) zu regieren sich ausgebeten, und als er vielleicht auf die in der Düna befindliche Steine, den **Kummel** gefahren, entweder von seinem Vater in Eifer erschlagen, oder auf Schiffbruchs Art ersäufet worden.

§. 12.

Man hat, eher **Bayer** unsere Düna zum Eridanus erkläret, von allen Zeiten die Radune bey Danzig dafür gehalten. Wann man aber, erstlich, den Namen Eridanus untersuchet, so siehet man, daß das Eri im griechischen etwas grosses bedeute, es sey ein Fluß oder ein Berg, oder sonst was, (daher auch der grosse Berg Erimanthus solchen Namen führet) und da das Wort Dan, wie Don, ja Dun denen Flüssen in alten Zeiten beygeleget worden, so lässet sich der Eridan, Eridun, ein grosser Fluß eher zum Namen unserer grossen Duna brauchen, als zum Namen der kleinen Radune bey Danzig. Zu dem alten Irrthum aber gab theils einiger Gleichlaut des Namens der Radune mit Eridanus Gelegenheit, theils aber auch, weil der Bernstein nicht weit davon in Preussen zu finden war, und noch ist, doch nicht anders, als an und unter dessen Ufern, und nicht auf Inseln, wie doch einige Historici den Sitz des Bernsteins, unrichtig für ihre Eridanos setzen. Es findet sich zwar etwas Bernstein an den Ufern der Mündung unsers Eridani, der Düne, es ist aber solches so wenig, daß davon keine Rede zu machen ist. Es bestätigen auch diesen, von Griechenland und Italien entferneten Eridanus unsere Düna, die Worte des **Ovidius**, wann er vom Grabe des **Phaethon** saget: quem procul à patria diuerso maximus orbe, Excipit Eridanus. Die Worte procul a patria, diuerso orbe, könnten noch wohl die Radune gelten, alleine das maximus Eridanus wird sich die Radune nicht zueignen. So wird auch des **Herodoti** Wundernehmung bey dieser Sache leicht gehoben, da er sich wundert, wie in einem Lande der Barbaren ein Fluß einen griechischen Namen haben könne. Seine Landsleute hatten unserer Düne dies nomen appellatiuum gegeben, welches er, und andere für ein nomen proprium gehalten. Der Don, und der Dnieper, zwey grosse, in den Pontum Euxinum sich ergiessende Ströme, waren ihnen, als bey nahe einheimische, nicht wunderbar: als sie aber die Düna herabgefahren waren, deren Name ihnen unbekannt war, und fanden, daß sie die Länge von beynahe dreytausend Stadien hatte, und mit einer breiten Mündung sich in einen grossen Meerbusen ergoß nannten sie ihn Eridanus, den grossen Strom, wie etwa unsere Letten einen grossen Bach, **Lele-Uppe** Großbach nennen.

§. 13.

Um aber aus den griechischen Wörtern, die vorige Gemeinschaft der Griechen, mit denen in Lief- und Kurland wohnenden Letten glaubbar zu machen, so wollen wir die Wörter hersetzen, die bey den Letten davon noch vorhanden sind. Von στελλω, ich schicke, haben sie noch **stellehr**. Von ἀροω, ich pflüge, ist **arr**, pflügen. Von βορα, das Futter, Speise, **barroth**, füttern, mästen. Von κνισις, das Jucken, ist **neese**: Von ἐρυσιβη, der vom Bliß entstehende Rost, haben die Letten dem Bliß den Namen **Sibbins** gegeben. Von ἐρσην, mas, haben sie den Hengst **Ehrsels** genannt. Von καραβος, nauicula, nennen sie einige Böte **Kahrbesa** das rußische karable, ein Schiff, mag davon entstanden seyn. Von νομος, das Gesetz, ist **nohma**, die Zinse, als ein Gesetz entstanden. Von πυλη, eine Pforte, ist gewiß **Pils** ein Schloß, das eine grosse Pforte hat. Von καπετος, fouea, eine Grube, das lettische Wort **Kaps** ein Grab. Von καραττω, figuras scalpo, das Wort **rakstikt**, schreiben, oder an Bäumen und Steinen einschneiden, daher ein Rigischer Schlitten, der hinten eingeschnitten ist, die Butte, ein **raksti kamma** heisset. Von καπρια, virus genitalium, pullulatio sind die Eyer, und die unreifen Bienen, **Kapre** genannt worden. Von τενθρηνη, insectum aculeatum, das Wort **Thräne** womit sie die grossen Bienenmännchen, doch abusiue benennen, weil sie keinen Stachel haben. Und was etwa mehres von gleichlautenden Wörtern in beyden Sprachen, und von einerley Bedeutung seyn mag. Die Letten wohnten lange unter denen Russen, unter welchen die Griechen in der Ukraine sich viel aufhielten, und wohneten, wie noch heut zu Tage. Die Religion verband sie nachher noch genauer, so, daß sie nicht

alleine im innersten Rußlandes, sondern auch mit denen, die Düne herabwohnenden Russen Gemeinschaft hatten.

§. 14.

Ich könnte hier aus Anleitung der Hannöverschen Anzeigen, vom Jahr 1753, anführen, wie in der teutschen Sprache gleichfall viel griechische Wörter zu finden sind, und daß man deswegen eben nicht festsetzen könne, daß solche durch ein Kauf-Commercium mit den Griechen hineingekommen seyn; alleine, es ist zu wissen, daß, da in vorigen Zeiten, die Gelehrten mehr auf Erlernung der griechischen Sprache sich legeten, so gar, daß bey uns Exempel bekannt sind, wie Prediger unsers Landes, ihren ordentlichen Briefwechsel, ihre epistolas familiares, in griechischer Sprache bestelleten ta in itzigen Zeiten solches, wann nicht von Predigern doch von andern Gelehrten, mehr oder so viel in der französischen als in der teutschen Sprache geschiehet, daß, nämlich durch solche den Gelehrten in vorigen Zeiten geläufige griechische Zunge, die griechischen Wörter, in gemeinen Gebrauch unter den Teutschen gekommen sind. Sie zierten etwa ihre Muttersprache mit einigen griechischen Wörtern, wie sie es itzo mit den französischen thun: die Römer zierten ja auch ihr Latein mit griechischen Wörtern. Es ist zwar wahr, wie es einige auch angemerket haben, daß bey einer überscharfen Untersuchung und Quälung einiger Wörter zur Aehnlichkeit, man leicht in allen Sprachen des ganzen Erdbodens Wörter von gleichem Laut, aber nicht allemal von gleicher Bedeutung finden werde: dann zuweilen haben zwey gleichlautende Wörter eine sehr verschiedene Bedeutung. Wann aber gleicher Laut und gleiche Deutung in vielen Wörtern einer fremden Sprache zu finden ist, so werden sich die Ursachen davon leicht entdecken lassen. Ich denke doch dem Leser nicht beschwerlich zu fallen, wann ich der Curiosität wegen, aus gedachten Anzeigen nur diejenigen Wörter anführe, welche am deutlichsten mit dem Gleichlaut, auch gleiche Bedeutung haben: Aechzen, kommt von αχθομαι, ingemo: jeder Mensch wird wann er klaget, Ach sagen, oder gleichen Laut geben, er wohne in welchem Lande er wolle. ἀυταρ, deinde, gleichet dem platteutschen, und englischem After. ἀγχομαι, moerore officior, hat das Wort Angst gemacht. παρα, coram, bedeutet baar, Geld; im Rußischen heisset es, die Zeit ist da. πυρ, ignis, hat das platteutsche für gemacht. χορτος, hortus, konnte den Garten gezeuget haben wie auch das Rußische gorad. πους, der Fuß. γνυξ, incurvatio genuum, hat den teutschen Knix gemacht. νυν, nunc, das Wort nun. τελος, vectigal, den Toll. Ein schlechtes Bier, das man Trüll nennet, kommt von τρυλλιμαι, vile & vulgatum esse. Ich dencke, es gehöre auch das

Wort καπς hieher, mit welchem man die Kinder abschrecket, etwas garstiges oder schädliches anzurühren, von καπος, malus. Der Verfasser dieser Wortforschung führet eine grosse Menge persischer Wörter an, die mit der teutschen Sprache gemein sind, und es bekräftigen auch solches viele, die sich in Persien aufgehalten: und die Berlinsche Memoires der Akademie der Wissenschaften von 1745. wollen beweisen, daß die teutsche Sprache aus dem Orient entstanden, und dieses zu bekräftigen, werden daselbst viele Ebräische Stammwörter angeführet.

§. 15.

Außer dem, im vorhergehenden §. angegebenen grossen Gebrauch in der griechischen Sprache, voriger Zeiten unter den Gelehrten, möchte noch wohl eine ältere Ursache gefunden werden können, wann man mit Tacito annimmt, daß die alten heidnischen Teutschen von dem griechischen Götzendienst nicht frey gewesen sind, indem sie den Mercurius, Hercules und Mars verehret haben. Die Gallier beteten den Apollo, den Mars, Jupiter und die Minerva an, und als sie ein Theil Teutschlandes bezwangen, brachten sie die griechische Abgötterey und auch etwas von der Sprache mit. Ueberdem, so ist nach Cäsaris Bericht Handel und Wandel mit auswärtigen Nationen, in Teutschland im Gange gewesen, und da keine Nation derselben mehr, von je her, ergeben war, als die griechische, so gar, daß wie oben schon erwähnet worden, sie zuweilen den Umweg über das nordliche Meer nach dem westlichen Europa, des Handels wegen nahm, wie sollten sie den nähern Weg nach Teutschland über die mittelländische See nicht genommen haben? Hiernächst ist zu glauben, daß, als die heidnischen mystischen Pfaffen, die Druiden, die ohne Zweifel des griechischen Götzendienstes kundig waren, aus Gallien von Tiberius verjaget wurden, und sie nach Teutschland flohen, viel von der griechischen Sprache dahin gebracht haben. Wir wollen aus gedachtem Stück der Hannov. Anzeig. zum Schluß von dieser Materie noch zwey Wörter anführen, deren eins im Griechischen und Teutschen ein ganz gutes, das andere aber, aus dem Griechischen, ein verdrehtes Wort ist, doch zu gleicher Bedeutung. Das erste ist das Wort Atta, Vater, welches Homerus in demselbigen Verstande schon gebrauchet hat. Das andere ist das Wort Sibürken, oder nach der von dem berühmten Critico Richey, angegebenen Hamburgschen Mundart, Zibürken: welches ein kleines enges Behältniß bedeutet. Die erste Silbe wird in denen Anzeigen, unerkläret gelassen, das Bürken aber, von Baur, Vogelbaur deriviret, und das Stammwort davon das griechische σιπυα oder σιπυη zu seyn geglaubet, welches einen kleinen Mehl- oder Brodkasten, oder Büchse bedeuten soll. Ja der Verfasser bringet an, daß das Behältniß einer geweiheten

Hostie vormals Siburke genannt worden. Gleichwie die metaphorische Redensarten zuweilen viele Gemeinschaft in Benennung der Sachen machen, so gilt es auch hier. Man könnte es fast sicher glauben, daß das auch bey uns geläufige Wort Zibürken einen Vogelbaur, oft aber im metaphorischen Verstande, ein enges Gefängniß bedeute Die erste Silbe Zi konnte leicht vom Vogel Zißchen, Zeisig, genommen, und es Zißchenbur, diminutiue Zißkenbürken genannt worden seyn. Man findet zwar auch eine andere Auslegung, an einem andern Ort der Anzeigen, dermassen, daß vormals im Mecklenburgischen ein Hund Zib genannt worden, und daß Zibbürken daselbst ein Hundeloch bedeute, welche Deutung man auch in seinem Werthe lassen muß. Unterdessen kan hierbey nicht umhin zu zeigen, daß dies griechische Wort σιπυα, welches den Griechen ein Brodkasten bedeutet haben soll, bey unsern Letten fast ohne Veränderung des Lautes, in gleichem Verstande und Gebrauch aufgehoben sey, in dem Worte Zibbe, Zibbit, dem kleinen hölzernen Gefäß, oder wie wir sagen, Spännchen, in welchem sie Brod, Käse oder Butter aufheben.

§. 16.

Wann es noch erlaubt ist, zwo übersehene lettische Wörter anzuführen, welche mit zwo teutschen Wörtern gleichen Laut und Bedeutung haben, und ihrer Merkwürdigkeit wegen, denen im 4 St. der Rigischen Anzeig. gel. Beyt. §. 2, 3. angebrachten, beygefüget zu werden verdienen, so ist es 1) das Wort Pehrn, welches in der lett. Sprache eine vergangene Zeit bedeutet; daher Pehrne-Radse, vorjähriger Roggen. Diesem gleichet das teutsche Wort Fern, in gleicher Bedeutung, dann Ferner-Wein ist ein voriger Jahre. Hiebey ist aber zu wissen, daß der Lette das F allemal wie ein P ausspreche. Das andere ist das Wort Mehrzet, einweichen, welches im Teutschen, in der Speise aufbehalten ist, die aus eingeweichten Brod und Bier bereitet, und eine Bier- oder Brod-Mehrte genannt wird. Eine genaue Untersuchung würde mehr Gleichheit an den Tag bringen. Das Wort Tiene, das den Letten einen ausgehölten Klotz, in welchem sie etwas unter einem Deckel verwahren, ist auch in Niedersachsen bräuchlich. Der Hr. Prof. Michaelis in Göttingen, hat vor einigen Jahren, nach Angabe der Zeitungen, in einer gedruckten Dissert. bewiesen, daß die wendische Sprache eine Mutter der meißnischen, hochteutschen Sprache sey. Man hat sich allhie viele Mühe umsonst gegeben, der Beschwerlichkeit des commercii literarii hieher nicht zu erwähnen, solche Dissert. zu erhalten Ob diese zwo Wörter auch in der Dissert. sind, oder ob die Dissert. mit ihnen bereichert werden könne, mögen diejenigen beurtheilen, die sie besitzen.

§. 17.

Diesen critisch-etymologischen Beytrag sollen zwo Wörter, die wie die vorigen

gen, ihren Einfluß in die Historie haben, schliessen. Das eine betrift den Namen der Scythen, und das andere die Phönicischen Seegötter, die Dioscuros Von den Scythen ist bekannt daß sie ein grosses Volk waren, welches in der itzigen Ukraine, und weiter hin Östlich wohnete. Sie bekriegten die Griechen, und von diesen wurden sie Scythen genannt. Der Ursprung dieser Benennung ist ungewiß. Bayer will mit vielen andern, daß man sie wegen ihrer Fertigkeit mit Bogen und Pfeilen umzugehen, so genannt habe: aber aus dieser Ursache müßten die Perser und Parther, welche auch sehr gute Bogenschützen waren, von den Griechen auch so benamet worden seyn, welches doch nicht geschehen ist. Da dies nun nicht geschehen, ein guter Bogenschütz aber im Griechischen σκυθοτοξοτης genannt wird, so können sie diesen Namen wohl verdienet haben, sind aber solcher Kunst wegen von den Griechen nicht σκυθαι genant worden. Schaut oder Skaut heisst zwar im Littauischen u. Lettischen, und vielleicht im Slavonischen mit einem Pfeil, und bey itzigen Zeiten auch mit einer Kugel schiessen: aber schaut heisset auch mit einer Ruthe hauen; alles wegen des Tons und Schalles, den ein Pfeil, eine Kugel und eine Ruthe machet. Eben wie im Rußischen, Strehl ein Pfeil, und strehlat schiessen heisset, es sey mit einem Pfeil oder mit einer Kugel. Also kan der Scythen Name nicht wohl von einer Fertigkeit mit einem Pfeil zu schiessen entstanden seyn. Es scheinet, daß das θ th, im Griechischen es mache, daß man seine Gedanken nicht auf das griechische Wort σκυτος, Leder, auch eine lederne Peitsche, oder auch nicht auf das Slavonisch-Rußische Wort thschit welches einen Schild bedeutet, und glaublichermassen, einen ledernen, gewandt habe. Dieser Art Schilde zu haben, war denen Scythen, welche in einem Lande wohneten, wo das Leder von zahmen sowohl, als von wilden Thieren, im Ueberfluß war, leichter, als den Griechen; ja, was noch mehr ist, die Scythen kleideten sich so gar in Felle und Leder der Thiere. Was wunder nun, da von je her, man die Völker nach ihrer Tracht und Kleidung genannt hat, z. E. die Pictones, Galli comati, togati & braccati, daß man auch denen Scythen von ihrem Ueberfluß an ledernen Kleidern einen Namen gegeben. Die Griechen haben auch wohl sehr oft das Wort Tschit, der Schild, von den Scythen gehöret, und also auch von diesem Wort ihnen einen Namen geben können: gleich wie wir in einem unserer vorhergehenden Beyträgen, das lettische Wort Waerzes, womit sie die Teutschen benennen, von den unzähligmale gehörten Fragen der Teutschen, Waer seggi, entstanden zu seyn geglaubet haben. v. 1761. p. 43.

§. 18.

Zu der Erklärung des Namens der alten Seegötter Dioscuri, bringet mich eine Stelle im historischen Anhang des oben gedachten Buches, des Monrans Der Verfasser will, daß das Meer, welches

ches wir jetzo im Lettischen Jahre heissen, in alten Zeiten Kure genannt worden. Er meynet, daß, wie man viele Dinge nach ihrem Schall und Laut benamet, also auch die an den Meeren wohnende, durch Anleitung dessen Brausen und Murmerns, ihren Namen in ure gehen lassen, daher das Jahre, Nure, Mure und auch Kure entstanden, wovon Kurland, Kur-semme, und Kure-saar entstanden. Man könnte hier noch den alten Namen, des Kurischen Hafs, den man noch beym Hartknoch in seinem alten und neuen Preussen findet, und wo er Kur-kona heisset, beyfügen, und es See-Haf erklären, dann es ist nicht glaublich, daß, da er nur mit dem engsten Freto an Kurland hanget, er deswegen Kursch-Haf genennet werde, und in Ansehung des Landes eher Preußisch Haf genennet werden könne. In Arndts Liefl. Chronik, II Theil, findet man noch die Benennung der Kurischen See, mit dem Wort Bure, welches sehr wahrscheinlich aus seinem alten Synonymo Astiserwe leuchtet, weil das Wort serwe auch eine stehende See bedeut. Wir bringen nun dieses Wort Kure zur Erklärung des Namens der alten Seegötter, des Castors und des Pollux, und vermuthen, daß diese Götter, welche als Schutzgötter von den Seefahrenden verehret wurden, und hernach eine Stelle unter den Sternen am Himmel bekamen, von dem Wort Kure nach welchem etwa die ältesten bekannten Seefahrer, die Phönicier, und andere Völker, das Meer benannt haben, ihren Namen erhalten. Die Fabel ist eigentlich diese: Zwo Söhne Jupiters, Castor und Pollux Dioscuri genannt, haben das Meer von Seeräubern gereiniget, und wären deswegen, nach ihrem Tode, zum ewigen Andenken, und zur Unsterblichkeit in der Historie, an den Himmel erhoben worden. Die gewöhnliche Auslegung des Worts Dioscuri ist von Διος Jovis vel Dei, und κυρος ein Knabe, so daß Dioscuri, Knaben oder Söhne Jovis genennt werden mußten. Da aber der gute Jupiter mehr Knaben gezeuget hatte, so wissen wir nicht, warum man nur diese für seine Söhne erkannt habe. Es ist uns also sehr wahrscheinlich, daß das Wort κυρος, bey den alten Seefahrenden auch das Meer bedeutet habe, und diese Dioscuri, so viel als Θεοι τῆς κυρου, Götter des Meers bedeuten mochten: welches vielleicht in den Fragmentis der alten Phönicischen Sprache ausfündig zu machen seyn möchte. Die Akademie der Wissenschaft in Berlin, hat in ihren neuern Memoires von 1746, es werth geachtet, das Wort Dioscuros auch zu untersuchen, oder vielmehr zu suchen. Sie findet es in dem Wort Patakes, welche Schutzgötter der Phönicier waren, deren Bilder sie am Hintertheil ihres Schiffes hatten. Weil diese Bilder nur kleine Figuren abgeben konnten, indem ihre Schiffe noch nicht die Grösse der unsrigen Schiffe hatten, so erklärten billig die Griechen sie auch für Knaben-Bilder, und zwar zu Dioscuris, Seegöttern, denen man nach überstandener Seegefahr Opfer brachte. Sie wurden um so viel mehr in dieser ihrer Abgötterey geblendet und gestärket, wann nach einem heftigem Sturm und Ungewitter mit Donner und Blitze, sich ein Meteoron an den Mastbäumen der Schiffe, mit einem Glanze setzte, und das Meer dabey still wurde: und sie glaubten alsdann von ihren Seegöttern, den Dioscuris, die ihnen in solchem Glanze erschienen, gerettet geworden zu seyn.

Von der zweyten Auflage des nützlichen Tractats de Senio, welche des Herrn Archiaters von Fischer Hochwohlgebornen, mit Dero eigenen sowol, als fremden Erfahrungen so glücklich bereichert, sind noch einige lateinische Exemplar gebunden bey dem Herrn Conrector Arndt zu haben.

VIII. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Urkunden
aus dem
CORPORE DIPLOMATICO POLONIAE,
welche
die Geschichte von Liefland erläutern.

Unsre Leser werden sichs heute gefallen lassen, daß wir sie zu den trucknen Reliquien der ältesten Geschichte unsers Landes führen, seit dem es durch die Hand der Sachsen erobert und zum christlichen Glauben gebracht worden. Diese Ueberbleibsel haben einen desto schätzbarern Werth, je seltner sie zum Vorschein kommen. Liebhaber der Historie machen sichs zur Pflicht, solche Drümmern des Alterthums aufzuheben. Der Codex diplomaticus Poloniae, daraus wir die erstern Urkunden jetzo anführen, zeiget sich nur auf seiner magersten Seite. Er ist auch seines Preises wegen nicht jedes Gelehrten Kauf. Was würden aber Beförderer der Geschichte des Vaterlandes dadurch verlieren, wenn sie zum Gebrauch der Gelehrten dies Werk in ihre Sammlungen anschaften. Manche um vieles Geld unrichtig geschriebene und sehr nüchtern gerathene Chroniken könnten ihm unmaßgeblich wohl Platz machen.

Die **allererste Urkunde** ist ein päbstlich **Breve** vom **Innocentius III.** aus dem Lateran unterm 5 Decb. 1199. Der Pabst ermahnet die Sachsen und Westphälinger, daß sie den Bischof von Liefland samt dessen Geistlichkeit und Kirche gegen die Heiden vertheidigen helfen sollen. Eben derselbe Schutz, den die Kreutzfahrer nach dem gelobten Lande von dem heiligen Peter genies-

sen, soll denen zu Theil werden, die gegen die Heiden in Liefland zu Felde gehen.

Wir führen daraus nichts weiter an, weil sie sich in der Gruberschen Silua documentorum p. 205. findet. Ein gleiches Schreiben ergieng an die Christen im Slavenlande, und an die Gläubigen über der Elbe.

Die andre enthält die wichtige Belehnungsacte an den König Wissewolodo von Berzike, der seine Länder nach geleisteten Lehnseide mit Ueberreichung dreyer Fahnen als ein Lehn der Kirche zu Riga zurücknahm. Sie ist im V. Stück der Rigischen gelehrten Beyträge vollständig aus dem Original angeführt und verdeutschet.

Die dritte ist ein Vergleich zwischen dem Rigischen Bischof Albert und den Brüdern der Ritterschaft Christi wegen des Landes Tolowe; ebenfalls aus dem Original mit drey Siegeln, doch ohne Datum. Die Brüder behalten nämlich nach der Verordnung des Herrn Pabsts, das Dorf an der Wiwa (Goiwa) die Gränzen der Güter des Rameke bis an die Astijerwe mit Kirchen, Zehnden und allen zeitlichen Einkünften. Die zwey übrigen Theile behält sich der Bischof vor, nämlich: Gibbe, Jovnare, Jere, Ale, Zlawke, Saweke, Unevele, Turegale, Oseftene, Curbane, Jarve, Pebalge. Von dem Lande Adzel, das der Brüderschaft gehöret, bedienet sich der Bischof Berezne, Poznawe, Adelene und Abrene. Die unterschriebenen Zeugen kennen wir aus andern Urkunden damaliger Zeit.

Dieser Rameke war ein Sohn des Thalibald, Landesältesten von Tricaten und ein Bruder des Waribul. Seine Mühe diese durch die Litthauer entführten Blutsverwandten zu retten, wird in dem ersten Theil der Arndtischen Chronick S. 105. beschrieben. Er machte sich durch seinen Einfall ins Dörptische bekannt, und erschlug den Rußischen Fürsten Waremar in Fellin.

In der vierten bestätiget Innocentius III. den zwischen dem Rigischen Bischof Albert und dem Ordensmeister Volquin getroffenen Vergleich wegen der Ländereyen. Sie ist aus dem Lateran den 19 Octob. datiret, im 13 Jahr seiner päbstlichen Regierung, welches 1210 oder 1211 ist, und lieget im Polnischen Reichsarchiv. Die Ordensbrüder bekommen vom Bischof den dritten Theil von Lett- und Liefland, und geben demselben nichts weiter davon ab, als daß sie die Kirche und deren Länder gegen die Heiden schützen. Der Ordensmeister gelobet dem Bischof steten Gehorsam; die Ordensbrüder und Clerici,

Clerici, die ihnen mit dem Geistlichen dienen, bezahlen weder den Zehnden, noch die Erstlinge, weder Opfergeld, noch Stuhlgeld (cathedraticum). Nur die Bauren müssen den Kirchenzehend geben, davon ein Viertel dem Bischof gehöret, wenn ers ihnen nicht aus triftigen Ursachen erlassen will. Die Ordensbrüder haben in ihren Kirchen bey sich ereignenden Vacanzen das Recht, dem Bischof tüchtige Männer zu präsentiren, die er zu investiren hat. Wenn der Bischof und seine Stuhlfolger eine Hausvisitation bey ihnen nöthig finden, so müssen sie ihm des Jahrs einmal 20 Fuhren bestehen, und ihn des Jahrs zweymal auf ihre Pfarren abholen. Für die außer den Gränzen von Lett- und Liefland erfochtenen Besitze geben sie dem Bischof keine Rechenschaft Weil sie die Regel der Tempelherren beobachten; so können sie sich ein andre Zeichen auf den Kleidern wählen, wodurch sie bezeugen, daß sie keinesweges den Tempelherren unterworfen sind. Sie haben für sich und ihre Leute das Begräbniß frey, auch für die, so bey ihnen begraben seyn wollen, nur werden an die Kirchen, worein die Leichen kommen, die Kirchengefälle ordentlich abgegeben.

Die fünfte beschreibet die Theilung von Lettland unter den Rigischen Bischof und die Ordensbrüder von 1213 aus dem Original mit vier Siegeln. Die Bischöfe B. ernhard von Paderborn, J. so von Verden, P. hilipp von Naßeburg, C von Leal, J ohann Probst der Hauptkirche in Riga. O. Abt von Dünenmünde liessen durch einen Menschen, der nicht lesen konnte, aus drey Papieren das Loos ziehen. Zwey Blätchen gaben sie dem Rigischen Bischof; auf dessen einen Zettel war das Schloß Asziire, das Schloß Lepene und die dem König von Berzeke ehmals zuständigen Höfe im Lande Bebnine; auf dem andern die Schlösser Aucenice, Alene und ihre Zubehörde. Das dritte Papier kam an die Ordensbrüder, auf dem die Schlösser Zerdene, Reyeste, Sessove standen. Das Schloß Alene gab der Bischof ihnen von seinem Antheil, zur Erstattung zweyer Dörfer, die er denenselben schuldig war.

Dieser Bischof C. vielleicht Conrad, von Leal, und der Abt O. etwan Otto von Dünemünde sind in der Geschichte uns bisher unbekannt.

In der sechsten wird das vorhergehende Loos der unbequemen Nachbarschaft wegen geändert. Der Bischof ließ Autine, Dunow, den zehnten Theil auf Ascheraden, und zwey Güter Sedger den Ordensbrüdern über, und behielt dafür das Schloß Alene. Dazu nahm er die Schlösser Kukanois, Berdine, Egesie, Marene, Thessow mit dem was zwischen denselben, der Ewest und der Düne liegt. Aus dem Original 1213.

Die siebende von 1713 steht in dem Grubnerschen Chronikon, in welcher Pabst Innocentius III. den Sachsen, Theodoricum Bischof von Esthland empfielet, und ihren Beystand für ihn fordert, gleichwie er in

Der achten die Ordensbrüder mit dem Verlust aller ihrer Privilegien bedrohet, wenn sie sich dieses Esthländischen Bischofs nicht annehmen.

Die neunte ist aus dem Archiv des Großfürstenthums Litthauen von 1216. Pabst Honorius III. hatte vernommen, daß der Rigische Erzbischof sowol als dessen Vorfahren die Erzbischöflichen Tafelgüter zum grösten Nachtheil ihres Tisches an Personen geistlichen und weltlichen Standes, theils auf Lebenszeit, theils auf ziemlich lange Termine, einigen gar auf ewig, andern gegen jährliche Arrende abgetreten, worüber manche eine päbstliche Bestätigung in Händen zu haben vorgäben. Er befiehlt also dem Bischof von Oesel und dessen Stifte hart, diese Güter gleich wieder zur Bischöflichen Tafel zu schaffen, sich an keine Eide, Lossagungen oder Verbriefungen zu kehren, sondern die Widerspenstigen mit dem Kirchenbann zu züchtigen. Rom, bey der heil. Sabine den 5 Dec. im ersten Jahr seines Stuhls.

Unsre jungen Herren, die künftig einmal Urkunden aus Archiven tractiren wollen, belieben hier aus dem Canzleystil des Römischen Hofes anzumerken, daß unsre Rien Grangiae, die Wohnstellen mit einem Fleckchen Landes, dergleichen unsre Bauren, haben Maneria heissen. Es ist zu verwundern, daß die päbstliche Canzley damals selbst nicht gewust, ob Riga ein Bisthum oder Erzbisthum gewesen, sonst wär nicht der Archiepiscopus und das Archiepiscopalis ihrer Feder zu frühzeitig entfallen, sondern bis 1254 oder 1255 versparet worden.

In der zehnten bestätiget Honorius III. dem Bischof von Seleburg die Gränzen seines Bisthums, wie solche ihm der Bischof von Liefland angewiesen. Viterbo, den 25 Octob. im vierten Jahr seiner päbstl. Würde 1219.

Die eilfte bestätiget den Ausspruch des Modenesischen Bischofs Wilhelms, als Gesandten des Apostolischen Stuhls, daß die Wahl eines Rigischen Bischofs und das Veräusserungsrecht der Güter unmittelbar vom Pabst abhange. Aus dem Lateran, den 1 Decemb.

Die zwölfte ist ein Transsumt des Lübischen Bischofs Johannis von einem Vergleich der Ordensbrüder mit dem Bischof Hermann von Leal über ihre Ländereyen.

Die dreyzehnte von Honorius III. confirmiret die Eintheilung des Seleburgischen Bisthums von 1225.

Die vierzehnte ist vom Rigischen Bischof, der dem Bischof Lambert von Seleburg, weil er durch die dazwischen wohnenden Heiden von Semgallien abgeschnitten war, und daher auf Seleburg resignirte, das ganze Semgallien übergiebt. Riga, den 21 März

1226.

1226. in Beyseyn des Revelschen Bischofs Gvicel und andrer.

Die funfzehnte zeiget den Vergleich auf, den der Modenesische Bischof Wilhelm zwischen dem Bischof Albert und dem Ordensmeister wegen des Kirchenzehnden gestiftet. Der Meister foderte die Ersetzung seines Drittels in Liefland, sonderlich an den Schlössern Ikeskole, Lenoard, Mezepole und an dem Bisthum Revel. Desgleichen 100 Mark für den Schaden, den er bey Gelegenheit des durch den Bischof an den König von Dännemark verschenkten Bisthums leide, und noch 25 Mark, die der Bischof von einem Ordensbruder ungebührlich empfangen. Hingegen prätendirte der Bischof von dem Meister 200 Mark, für den Schaden eines Esthländischen Districts, den sich der Meister ohne Recht angemasset; ferner 300 Mark für die Einkünfte zweyer Jahre in Lettland, die der Meister unbilliger Weise viele Jahre einbehalten; und nach 100 Mark für den vierten Theil des Zehnden, den der Meister in seiner Landesportion dem Bischof zum Schaden abgezwacket.

Der Vergleich geht dahin aus. Nachdem alles gegen einander aufgehoben und vergessen worden, verbindet sich der Meister, des Joh. v. Dale Frau und Kinder in dem Besitz der Lehngüter, die auf einer Insel der Düne, Königsholm genannt, liegen, ungestört zu lassen. Er besteht dem Bischof 17 Mark und noch 13, die ihm der Bischof sonst schuldig sey. Vierzehn Tage nach Ostern behält der Meister das ganze vierte Theil des Zehnden auf zwey Jahr ein, den der Bischof aus den Bruderkirchen zu Wenden und Sygewolde zu heben hat. Bezahlet aber der Bischof diese 30 Mark, so liefert ihm der Meister 9 Last Rocken fürs erste Jahr, und behält für 2 halbe Jahre 10 Last ein, die der Bischof an die zwey Kirchen des Meisters in obbesagten Schlössern schuldig ist. So viel Pfarrkirchen in der Landesportion des Ordens liegen, deren jeglicher giebt der Bischof jährlich eine halbe Last von dem vierten Theil des Zehnden ab, der ihm nach päbstlicher Verordnung zukommt. Der Meister aber muß jeder seiner Kirche alle Jahr 1½ Last reichen. Diese 2 Last zusammen hebet der Pfarrer des Orts nebst andern Einkünften. Zugleich entsaget sich der Bischof seines Antheils an einem District von Lettland, den der Meister als ein Aequivalent erobern will, für das, was der Bischof an Diedrichen von Kukenois in Warka gegeben. Riga den 20 April 1226.

Diese und die vierte Urkunde muß uns in der verhaßten Materie des Bischöflichen Zehnden ein Licht geben, die im vorigen Jahrhundert den Besitzern der Güter so viel Gefahr drohete, daß sie eine Belehrung darüber beym Pabst selbst holen wollten. Das Wort: Last filiginis bleibt in der einzelnen und mehrern Zahl unverändert.

In der sechszehnten billigt Gregorius IX. die Wahl, welche das Capi-

tel zu Riga mit dem Canonicus der heil. Maria von Magdeburg, **Nicolaus** vorgenommen, und cassiret die Wahl des Domcapitels und Erzbischofs von Bremen, weil sie unrechtmäßig sey. Aus dem Lateran den 8 April 1211.

Die **siebenzehnte** von eben diesem **Gregorius** IX. spricht dem Päbstlichen Legaten **Wilhelm** das Recht zu, die Bisthümer in Liefland zu vereinigen, oder zu theilen, und zu versetzen, weil manchmal kaum zwey Stifte bey der Armuth des Landes nicht zureichten, nur Einen Bischof zu erhalten. Aus dem Lateran 1234 den 28 Febr.

Die **achtzehnte** hat der neue päbstl. Legate u. Bischof von Semgallien **Balduin** ausgestellt, u. ist aus dem Litthauischen Archiv genommen. Der Legate meldet, daß ihm auf seinen Reisen durch diese Länder Pfarren vorgekommen, deren Priester nicht einmal einen festen Gehalt hätten. Er belehnt demnach die St. Peterskirche in Riga durch derselben Kirche Pfarrherrn **Jordan** mit 25 Haken und allen Zehnden auf **ewig**, behält sich die Obergerichtsbarkeit vor, und bedinget für die Neubekehrten die Freyheit. Diese 25 Haken sollen in dem Schloßbezirk oder der Castellaney **Lodgia** in der Provinz **Ugesse** liegen. Riga, den 28 April 1234.

Die **neunzehnte** ist eine Bulle von **Gregorius** IX. kraft deren er den Orden der Ritterschaft Christi mit dem Orden der Brüder des Hauses der Deutschen verbindet, aus dem Original, Viterbo 1237 im eilften Jahr seines Päbstlichen Stuhls.

Diese Bulle ist an den Poenitetiarius und Legaten **Wilhelm** von Modena gerichtet, und also von der etwas unterschieden, die Herr **Arndt** im zweyten Theil seiner Chronik S. 39. als eine Bestätigungsacte aus **Raynalden** anbringet, die an die Bischöf von Riga, Dörpt und Oesel überschrieben worden.

In der **zwanzigsten** übet der Legate **Wilhelm** die in der siebenzehnten Urkunde ihm bestandene Macht aus, und bestimmt den Bisthümern ihren Umfang. Weil das Rigische Stift über der Düne noch keine genau angewiesene Gränzen hatte, so setzet der Legate solche: Was zwischen der Windau und Düne liegt, längst der Windau von der See ab, bis an die Stelle, wo die Abau in die Windau fälle, und längst der Abau bis an ihren Ursprung. Von da geht die Gränze in gerader Linie nach der Düne zu bis an das Schloß Cocanſi (Kockenhusen). Nur muß die Marke der Stadt darunter nicht gekränket werden. Zum Bisthum Curland soll gehören, was zwischen der Memel und besagter Windau bis nach Litthauen zulieget, und von da an, wo sich die Abau mit der Windau vereiniget, bis an die Gränzen von Semgallien. Das Bisthum Semgallen hat diese Gränzen: Es begreift alles, was nicht zu jener beyden gehöret, und was zwischen der Memel und Düne diesseits der **Nigerix** und von der Quelle der **Nierz** in gerader Linie nach **Polocz** zu liegt. Riga 1237.

Die Flüsse heissen, **Memela**, **Venda** und **Wende**, **Aboa** und **Nigerix**.

Nach der **ein und zwanzigsten** tritt der Rigische Bischof **Nicolaus** sein viertes Theil von der Insel **Osmas**sare der Rigischen Kirche ab. Der Bischof **Albert** hatte solche einem gewissen Layen **Wiebert** von **Menenden** Lehnsweise vergeben, und dieser hatte sein Lehn von **Nicolao** lange Jahre her nicht bestätigen lassen. Weil nun der Probst **Wolbert** sagte, daß jener die Insel an die Kirche abgetreten, ob er gleich darüber nichts aufzuweisen hatte, so ließ doch **Nicolaus** des Friedens halben diesen vierten Theil gerne fahren.

Das Rigische Capitel heißt diesmal nicht Capitulum, sondern, wie es auch in einigen andern Documenten vorkommt, Capitolium Rigense.

Ehe wir die folgenden Urkunden, die uns bis daher unbekannte Nachrichten ertheilen, vornehmen, so wollen wir aus dem bisherigen noch ein paar Anmerkungen anbringen. Es ist uns noch immer verdächtig, wenn der Pater Dogiel aus Gercike, Berzike macht, und uns dasselbe an die Düne legt, da doch noch ein breiter Strich von Curland die Düne von dem Städchen **Birzen** absondert. Uns wunderts nicht wenig, warum er, bey so grosser Fertigkeit die alte Mönchsschrift zu lesen, viel andre deutsche Vor- und Zunamen so unkenntlich verrenken können. So richtig sonst der lateinische Text ist, so sind doch in den Namen der Oerter viel Buchstaben verwechselt, und unter dem c und t kein Unterscheid gemacht worden. Doch er hat die Ausgabe dieses Werks nicht selbst erlebt. Desto mehr hätten die Gehülfen dieser Arbeit die Augen aufthun müssen. Wem fällt das wohl erträglich, wenn der Magister Volquinus bald Votegnus, bald Valegnus geschrieben wird. Des Bischofs Schwager oder Schwestermann, Herr **Engelbert** von **Tisenhausen** heißt Engelbrus de Risenshusers und ein andrer Dn. Jacobus de Thiesenduseh. Wie veranstaltet läßt der **Bikishöfdische** Name: Joannes de Vikkeshovede, de Beskershomede, de Beckschonede, de Bekeschanede! Die Herren von Rosen würden sich wohl kaum in Otto de Roseth, und Woldemarus de Boseth wieder kennen. Wie geht es den Hrn. von Uxkül, denen schon ein wunderlicher Einfall des Menius den ersten Buchstaben abnehmen wollen, da er sie zu Herren von **Eindorf** gemacht. In diesen Dogielschen Documenten steht: Irad de Ikescole, Koniridus de Ikescole, wo aber der Taufname richtig getroffen worden, ist der Zuname desto verstellter, als Conradus de Ukeskola, oder Ikepzola und einmal gar Theschole. Bey dem eigenen Namen der Oerter haben wir aus Mangel der Kenntniß der Gegenden keine Verbesserung vornehmen können. Nur an zwey Stellen haben wirs gewaget,

und

und Theodoricus von Cocanſi oder Cokanis in Kukenois oder Kokenhuſen, und den Fluß Ceuſta in Eveſta, die Eveſt verwandelt. Ob dieſe Verbeſſerung richtig ſey, laſſen wir unbeurtheilt.

Die andre Anmerkung betrift den Geſchlechtsnamen des Biſchofs Albert. Viele Kenner der Liefländiſchen Geſchichte haben es bis itzo dem Herrn Gruber nicht vergeben können, daß er denſelben zuerſt zu einen Herrn von Apeldern gemacht, welcher bey allen unſern Geſchichtſchreibern bisher ein Herr von Burhöfden geweſen. Dieſe Documente geben warſcheinlich dem Herrn Gruber Recht, obgleich derſelbe mit andern überzeugend ſtarken Gründen ſeine Meinung zum höchſten Grad der Gewißheit gebracht. Wenn der Biſchof ſeine Zeugen anführet, iſt Rothmar, germanus noſter, nämlich ſein leiblicher Bruder die erſte Perſon. Darauf folget Conradus de Ikeskole, Engelbertus von Tiſenhuſen, und Johannes von Bikisbovede, als Ritter Chriſti, ohne den Beinamen eines Bruders zu haben. Die Herren von Burhöven laſſen ſich um dieſe Zeit alle aufrechnen. Von den ältern und neuern dieſes berühmten alten Hauſes iſt die Rede nicht. Es lebten damals drey Brüder ritterlichen Standes: Geltmar, Albert und Luder. Sie empfiengen von der Kirche zu Bremen den Hof Bekeshovede oder Bexhaven zu Lehn. Sie baueten auf ihre Koſten die erſte Kirche daſelbſt, die der Bremiſche Biſchof Sifrid, ein Sohn Alberts des Bären einweihete. Deſſen Nachfolger Hartwich II. beſtätigte dieſe Schenkung 1202, und im Jahr 1203 unterſchrieb ſich ein Henricus de Bekeshovede als Canonicus der groſſen Kirche, der auch endlich Probſt an der Hauptkirche zu Bremen ward, und 1241 nach einer anſehnlichen Stiftung an ſeine Kirche mit Tode abgieng. Der fünfte Herr von Burhöven war ein Johannes und hielt ſich 1208 am Hofe des Biſchofs von Minden auf. Ein Alexander von Bikesbovede unterſchrieb als Canonicus eine Schenkungsacte des Erzbiſchofs Gerhard II. aus Cloſter Lilienthal, und ein Engelbert und ſein Bruder Bernhard von Bikisbovede finden ſich als Ritter und Diener der Kirche zu Bremen unterm Jahr 1235. Unter dieſen Burthövenſchen Vornamen ſind nur drey, die mit denen Vornamen von Apeldern einerley ſind, nämlich Albert, Johann und Engelbert. Die andern Apeldernſchen Tauſnamen, Rothmar, Theodoricus und Hermann, die alle des Biſchofs Brüder waren, finden ſich unter den Burthövenſchen damals nicht. Nun kommt es drauf an, zu zeigen, warum die erſtern Tauſnamen der biſchöfl. Brüder auf die Herren von Burthöven nicht paſſen. Albert von Bikisbovede konnte der Biſchof von Liefland nicht ſeyn, weil er zwey andre Brüder Geltmarn und Ludern hatte, die in der Apeldernſchen Genealogie nicht vorkommen. Johann v. Bikisbovede konnte nicht des Biſchofs Bruder ſeyn, weil der Biſchof Albert ſeine andern Brüder Germanos, dieſen aber einen Ritter Chriſti nennet. Joh. v. Apeldern war die Hauptperſon des Feldzuges nach Ungannien und erſtieg die Wälle der Veſtung Dörpt zuerſt. Er wird als ein Laye ſich wohl die fettеſten Güter in Ungannien ausgeſucht haben. Joh. v. Bikisbovede war 1208 in Minden, und 1226 in Bremen. Engelbert von Bikisbovede war Ritter u. Diener der Bremiſchen Kirche und lebte bis 1245. Engelbert v. Apeldern, Bruder des Biſchofs, war ein Mönch Auguſtinerordens, und Canonicus im neuen Kloſter von Hollſtein, das nach ſeiner Verlegung Bordisholm hieß, und wurde Domprobſt in Riga, ſtarb aber ſchon im Jahr 1208. So genau laſſen ſich aus guten Urkunden die kleinſten hiſtoriſchen Umſtände berichtigen.

IX. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigiſchen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Wir machen nun den Anfang, die verkürzte Bengeliſche Erklärung der Offenbarung St. Johannis mitzutheilen, und widmen ihr heute ein eignes Blat. Wir meynen ſie aber auch Stückweiſe in den Anzeigen ſelbſt mit anzubringen; weil uns in demſelben manchmal einige Seiten frey bleiben, und niemand das gelehrte Blat hält, der nicht auch die Anzeigen leſe. Vielleicht erhalten wir dadurch die Abſicht, nicht nur dieſe Arbeit bekannter zu machen, die ohnedem einer eigenen Auflage werth wäre, ſondern auch die Stimme des Publici eher zu erfahren, und mehr Leſer mit dieſen Wahrheiten zu rühren, oder ihr Urtheil darüber nach dem richtigen Senſu communi zu vernehmen. Anſeichte und ſchwache Beſchuldigungen werden wir uns indeſſen nicht kehren. Hier iſt die Arbeit ſelbſt:

Des erleuchten Knechtes JEſu Chriſti, oder ſel. Johann Albrecht Bengels Verkürzte Erklärung der Offenbarung des Heil. Johannis in Frag- und Antworten abgefaſſet.

Vorerinnerung.

Das Verdienst des sel. Autors, als dessen Seele etwas mehreres denn anderer Sterblichen ihre an sich zu haben geschienen, * ist so erhaben; daß wenn ihm auch einige wenige Ausleger an critischer Gründlichkeit und Polyhistorie gleichen; so wird dennoch ihre Auslegungskraft gegen das Salbungsmaaß, aus welchem dieser Mann Gottes geschrieben, mehrentheils schwach geachtet werden müssen. Man kan die Probe stracks machen, und nur den Titel von Bengelii Buch: Erklärte Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi: mit dem ersten Worte des größten Critici dieses saeculi in apocalypsin ad Hammondum vergleichen: quamuis existimem interpretationem apocalypseos, ab Hammondo excogitatam, non minus facile posse defendi, quam alias quasuis &c. Da aber Bengelius noster mit keinem Ausleger der Offenbarung Johannis besser als mit unserm sel. Luthero zufrieden ist, nach p. 1109 sqq. so kan man auch keine andere wahre Ursache von ihrer Uebereinstimmung angeben, als diejenige Erleuchtung, aus welcher beyde nur Christum und sein Geheimniß, nicht aber ihre eigenen Geheimnisse und schönen Gedanken, die manche Ausleger über das Geheimniß Christi nicht gern umsonst haben wollen (vid. Luth. praef. ad Spangenbergii Post.) bestmöglichst zu forschen geflissen sind. Hieraus aber muß man selbst der neuen Bengelischen Uebersetzung des Grundtextes, da er die Version des sel. Lutheri verlassen, wider alle gehäßige Folgerungen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, denn man darf kühnlich glauben, daß kein Ungelehrter durch diese neue Uebersetzung verwirret werden kan: wie also jenes Perruquiers Tochter das Vater Unser nach Reitzens Version beten mußte: denn die Gelehrten stehen dafür, das Reitzens Uebersetzung undeutsch gerathen ist, weil der gute Mann sich geärget hat, daß Lutheri Version gar zuschönes Deutsch gehabt: bey dem Bengelio aber lautet die Uebertzung bisweilen undeutsch, weil Lutheri segenreiche Version, nicht allemal die mögliche Tiefe des Grundtextes ausdrücken können. z. E. Es ist doch etwas gesaget, und man denket auch was dabey wenn man saget: es

* Er verbittet darum, in der Vorrede seiner Auslegung über die Offenbarung Johannis §. II. die Vermuthung, daß er von einer Cabbala, von einer Punctirkunst, von einem astralischen Einfluß, und von einer Erscheinung etwas wissen müßte. †

† Diese Erniedrigung geht für einen wahrhaftig demüthigen Critcus zuweit. Ein Vernünftiger hat diese phantastische Erkenntnisquellen noch keinem Inspirirten, Quäcker und Enthusiasten Schuld gegeben.

es sey beym Zählen viel natürlicher, daß man nicht, wie im Deutschen geschiehet, die kleinere, sondern die grössere Zahl voraus setze; und darum hat Bengelius, wenn es rechnen gilt, nicht sechs hundert sechs und sechßig, wie doch Reitz und alle Deutschen thun, sondern sechs hundert sechsig sechs, als ein wahrhaftig demüthiger Criticus gezählet und übersetzet. Gleichwohl wird in dieser Epitome apocalypseos die Version Lutheri allein beybehalten werden, weil sie uns am brauchbarsten bleibet. Auch werden wir uns gelegentlich der Freyheit bedienen, die der Herr Autor seinen Lesern p. 1080 und anders wo gegeben hat. Die Gelegenheit aber zu diesem Auszuge haben die Worte auf der 620 Seite der Bengelischen Erklärung gegeben, da es heisset: Wem es gleich gilt, ob er sich von dem Grimm des Teufels ergreifen lassen, ob er der gegenwärtigen Beschirmung und des künftigen Sieges und Segens ermangeln; ob er ganz unbesonnen in die scheinbarste Verführung und in die grausamste Gewalthätigkeit hineinlaufen; ob er das Thier und dessen Bild anbeten, und folglich von dem lautern Wein des Zornes Gottes trinken, und in Feuer und Schwefel ewiglich ohne Ruhe gequälet werden wolle oder nicht: oder wer sich vermisset, daß er, ohne die besondere und eigene Verwahrung gegen diese Zeiten, die in das Wort der Verheissung geleget ist, mit dem ihm ohne das beywohnenden Esprit sich durchschlagen könne; der fahre hin: Je mehr sich aber die Erfüllung oder das Ende der Weissagung nahet, je mehr wächset zwar bey denen Spöttern die Spötterey; bey den Feinden die Verdrehung; bey den Zweiflern der Zweifel, aber auch bey den Gläubigen der Glaube, und zugleich bey denen die sich recht anschicken, die Einsicht in das Vergangene; der Nutzen aus dem, was jetzt im Gange der Erfüllung ist; die Zubereitung auf das nun bevorstehende; und der bescheidene, doch immer nähere Prospect auf das Uebrige. Denn obgleich es fast unmöglich scheinet, daß diese letztere Offenbarung Jesu Christi auch bey der schlimmsten Sorte der Unglaubenshelden, oder denjenigen etwas ausrichten könnte, die den Heiligen Geist in allen den ersten Alt Testamentischen Weissagungen von Jesu Christo bereits so weit betrübet und gelästert haben, daß sie sich auch beklagen dürfen, keine so deutliche Weissagungen von ihrem Erlöser zu lesen, als sie das Glück haben, eine klare Prophezeyung wegen der Entdeckung von America, und Grönland aus der Feder des unsterblichen Tragödienschreibers Senecä zu besitzen, * so werden doch alle Sclaven des Teufels, die von diesem verdammten Geiste gerne per praenu-

* v. la Bibliotheque Angloise T. XV, P. I. Art. II. p. 103 seq.

merationem lesen und hören wollten, daß er nach Mons. Bayle Sentiment, Victor praelio & Victor bello sey * seiner höllischen Triumphe so wenig froh werden, als sie sich ihrer eigenen verfluchten Siege schämen wollen, die sie über den ewigen Unterscheid zwischen Tugend und Laster, und über die Gerechtigkeit und Wahrheit Gottes, auch über die Keuschheit und Schwachheit anderer Menschen, ja über den Verlust ihres eigenen Lebens, ihrer Seele, und selbst des biegen guten Namens, so ihnen von der Taufe übrig geblieben, auch ohne Teufels Dank erhalten haben wollen. Wir versiegeln also dem sel. Autori sein Zeugniß, welches er diesem Buche in unsern Tagen gegeben, daß nur diejenigen, bey welchen solche Offenbarung Jesu Christi nichts zur Bekehrung von der Gewalt des Satans zu Gott ausrichtet, in ihrer Sünde sterben müssen; Siehe der Richter ist vor der Thür: Ja komm Herr Jesu, Amen!

Verkürzte Erklärung
der
Offenbarung St. Johannis.

Erste Frage:

Können wir uns wohl einbilden dieses geheimnisvolle Buch besser verstehen zu lernen, als bisher geschehen ist?

Antwort: Weil Johannes dasselbe offen und vor jedermanns Augen unversiegelt lassen müssen; er auch solches stracks an die sieben innen benannten Gemeinen zum öffentlichen Versammlungs- oder Kirchengebrauch herum verschicket hat; so muß diese Offenbarung um so viel mehr klar und deutlich seyn, als niemand daran das Allergeringste aus eigenem Lasdünkel zu krümmen oder gar zu verdrehen, bey der ewigen Ungnade Jesu Christi sich gelüsten lassen soll; nach dem 22 Kap. um 18 u. 19 v.

Zweyte Frage: Man ist aber doch in der Christenheit durch so viel Jahrhundert der Meynung verblieben, daß dieses Buch nicht als gemeinnützig anzusehen, wohl aber besondees schwer zu verstehen sey?

Antw. Eine Offenbarung von dieser Art, wie unser Herr und Heiland selbige

* v. Dict. Hist. Crit. voce Xenophanes lit. E.

selbige hier seinem würdigsten Favorit-Jünger mitgetheilet hat, kan unter keiner andern Gestalt, als nach aller Länge und Breite, Tiefe und Höhe ihres prophetischen Inhalts erscheinen, und in sofern bleibt sie auch bis zum letzten Zeitpunct ihrer Erfüllung, gewisser Maaßen schwer zu verstehen. Dieses aber hindert nicht, daß nicht die Offenbarung Johannis dennoch alle andern prophetischen Bücher an Deutlichkeit bey weiten übertreffen sollte; weil sie zugleich den Schlüssel ihres Selbstverständnisses in und bey sich führet; nachdem man selbige nicht erst durch andere Weissagungen, wohl aber andere Weissagungen der Schrift, durch diese allerletzte Offenbarung Jesu Christi besser verstehen lernen soll.

Dritte Frage: Nach welcher Methode ist denn diese Offenbarung Jesu Christi zu Buche gebracht worden, als wenn sie zugleich schwer und leicht; zugleich geheimnisvoll und sonnenklar gerathen können?

Antw. Gleich wie bey dem göttlichen Regiment im Himmel und auf Erden kein fatales Schicksal für die vernünftige Kreatur statt haben kan: darum man auch noch jetzo in der Welt der Könige und der Fürsten Rath verschweigen muß; so kan ja hieraus jedermann die Ursache begreifen, warum der allein weise Gott das Geheimnis Christi, nur also von Anbegin der Welt geoffenbaret hat, daß es zugleich seine dunkele und auch seine lichte Seite behalten müssen. Denn dieselben Gründe, darum Jesus Christus eine solche Conduite in den Tagen seines Fleisches geäußert, daß er weder von Teufeln noch Menschen ins Gelag hinein für denjenigen bekannt gemachet werden wollte, für welchen er sich als den Sohn Gottes gnugsam legitimirete, finden annoch im Himmel nach der Besteigung seines Thrones und unter der Bestätigung seiner Herrschaft statt. Darum können die Arcana imperii des Reiches aller Reiche (denn die ganze Welt ist nur um der Herrschaft Jesu willen erschaffen worden) oder es können die sämtlichen Folgen der Mühe und der Arbeit, des Sieges und des Triumphes Jesu Christi, zu keiner Zeit so lange dieser Weltbau bestehet, anders, denn nur unter Vermischung von Licht und Schatten, gezeichnet oder gemahlet werden; weil nämlich dieser König aller Könige immer noch ein glaubwürdiger, d. i. ein zugleich verklärter und auch verborgener König der Wahrheit seyn und bleiben will. So und nicht anders soll es mit seinem Namen und mit seinem Ruhme bestellet seyn von Kind zu Kindeskind zu, bis die Sonne und der Mond nimmer sey. Es schimpfet ihn gewiß nicht, daß Freunde und Feinde wissen, wie er sich veranlasset sehe, auf eine allerhöchst geziemende Art zu warten, bis daß alle Feinde zum Schemel seiner Füsse liegen

gen werden. Mitlerweile aber hat er hier dem Johanni, den ganzen Plan seiner Lebens- und Regierungsjahre von Anno hundert nach seiner Geburt bis in alle Ewigkeiten hinein dergestalt ausgehändiget, als wir von desselben göttlicher Richtigkeit, keine geringere als mathematische und bereits siebenzehn hundertjährige Gewißheit durch die allerglorreichste Erfahrung haben: obgleich dabey die durchgängigen Signaturen aller einzelen Theile und Sätze nicht nöthiger sind, als auf den Clavibus eines musicalischen Instruments die Buchstaben. Doch wird es keinen Leser der Offenbarung Johannis gereuen, eines besonders geprüften Gottesgelehrten, oder Sylvester Tappens Licht im Schatten zu vergleichen; dadurch wenigstens schon ein vornehmer Mann sich mit seinem verläugneten Heilande herzlich wiederum aussöhnen lassen.

Vierte Frage: Aus welcher Stellung aber kan man überhaupt das Klare und Dunkele in dieser Offenbarung Jesu Christi, am füglichsten zu unterscheiden anheben?

Antw. Ein jeder, der hier lieset, der merke, daß die Offenbarung Johannis eine solche Lebensbeschreibung Jesu Christi sey, die die Personalien seines Mitleramtes, nicht wie die andern Evangelisten von der Krippe bis zum Kreuz, sondern vom Thron bis zur Wiederkunft beschreiben wollen. Jesus Christus urkundet hiemit zum besondern Soulagement seiner Kirche, nicht nur für sich; daß es ihm wohl gehe, seit der Zeit, da seine Familiarität mit uns aufzuhören geschienen; sondern wir sollen auch, Kraft dieses Manifestes, zu aller Zeit wissen, wo wir selbst daran seyn, und wie er des langwierigen Widerstandes seiner Feinde ungeachtet, nicht manquiren wolle, sowohl der einige Gesetzgeber, als der verordnete Schiedsrichter der ganzen Natur zu beharren. Was nun in dieser Offenbarung aus den Acten und dem Tagebuche der unsichtbaren Ewigkeit vorkömmt, da auch tausend Jahre für einen Tag gezählet werden, und nach welcher Zeitrechnung droben das ungleich grössere Theil der Unterthanen Jesu Christi lebet; muß freylich unsern Erkenntnisgründen weniger faßlich und begreiflich seyn: als uns hingegen die apocalyptischen Anzeigen aus dem Sichtbaren oder der Welt- und Kirchengeschichte, nothwendig viel deutlicher fallen müssen, weil wir sie selbst erleben, oder gar manches davon bereits überlebet haben. Beydes aber, sowohl die unsichtbaren Begebenheiten im Himmel, als die sichtbaren Phaenomena der Kirche Jesu hienieden, wie selbige nunmehro zusammen unter der Herrschaft Jesu existiren, werden von ihm selbst in dieser Offenbarung so wundersam und höchst

höchst eigenhändig in einander geflochten, nach dem wie das Sichtbare bey uns aus der Region des Unsichtbaren entspringet, und dahin wiederum ein- und zurück fliesset, wenn es geschehen und vollbracht ist.

So mahlt der Schöpfer, wenn er mahlt.

Brockes.

Manchem dürfte auch darüber das Sehen und Hören viel natürlicher vergehen, als über eine Peinture des Reimes de Perse aux pieds d'Alexandre par Ms. le Brun, siehe des jüngern Hn. Zübners Geographie I. Theil p. 146.

Fünfte Frage: Welches ist aber der eigentliche Gesichtspunct, aus welchem man der dem Johanni geoffenbarten Zeit und Ewigkeit am nächsten tritt, wenn man seinen Abriß deutlich übersehen will?

Antw. Der Thron, oder derjenige, der darauf sitzet, und das Lamm ist gleichsam das Centrum in dieser Offenbarung, dem die vier Thiere und die vier und zwanzig Aeltesten am nächsten sind: die Peripherie aber machen alle unsichtbare und sichtbare Geschöpfe. Bisweilen gehet es a centro ad peripheriam; man höret da, wenn etwas publiciret wird: bisweilen gehet es a peripheria ad centrum; man höret da so gar etwas von der Liturgie der Oberwelt und dem Gottesdienste im Allerheiligsten. Die sämmtlichen Auftritte aber gewinnen durchgehends entweder eine zwiefache Realität, als Kap. 18, 20. 21 sq. oder stellen ein besonders reitzendes und unerwartetes Simultaneum vor; als Kap. 7, wo die in weissen Kleidern und alle Engel: Kap. 8, wo die Posaunen der sieben Engel und das Räuchern eines andern Engels: Kap. 12, wo der Sturz des Drachen auf die Erde und der Lobgesang des Himmels: Kap. 14, wo die himmlischen Stimmen und die Rede des Geistes: Kap. 15, wo die sieben Engel mit den sieben letzten Plagen, und der Lobgesang am gläsern Meer, wie auch der mit Rauch von der Herrlichkeit Gottes angefüllete Tempel, zusammen treffen.

Demnach ist die ganze Offenbarung Johannis nur eine einige Vision und Ausbildung eines einzeln Gesichts oder einer solchen Erscheinung Jesu Christi, die sich auf einmal in vier unterschiedenen Bezirken, Sphaeris und Kreisen, formiret und aufgeschlossen hat. Zuerst thaten sich die Ansprachen an die sieben Gemeinen und ihre Engel auf: bald und gleich hernach erschienen die sieben Siegel: und eben so bald mit dem siebenden und letzten Siegel, ergiengen die sieben Trompeten oder Posaunen: und endlich, doch erst unter der letzten Posaune, wurden die sieben Schalen

aus-

ausgegossen. Dabey überall die Gradation und Stufenordnung in die Augen fällt, wie immer das Gute und das Böse zugleich aufsteiget und zunimmt, bis beydes in das äußerste Treffen mit einander geräth, und endlich das Gute den ihm gehörigen Sieg davon trägt; mithin auch zuletzt die Deutlichkeit des Gesichts nur grösser und herrlicher wird. Wie denn auch durchgehends diese Offenbarung mit so mancherley Gelenken, Absätzen, Formeln und Handgriffen versehen ist, daß auch die Thoren auf diesem Wege nicht irren sollten. Und dergestalt ergiebt es sich ein für allemal sehr gewiß, daß diejenigen am wenigsten zum Ziel treffen, die ihre Auslegung der Offenbarung Johannis dahin abzwecken, als wenn das 20 Kap. und die tausend Jahre, die darinnen vorkommen, ganz allein die Offenbarung selbst ausmachen. Denn da das erwähnte 20 Kap. gleich den viel grösseren Theilen des ganzen Werkes aus dem Munde Gottes gegangen ist; so müssen wir auch solches, von allen judenzenden Meynungen, sowohl des fleischlichen chiliasmi als des ungeistlichen antichiliasmi, rein bewahren. Und dafür hat Jesus Christus stracks gesorget, indem er so gar die Instruction zur Anfertigung dieser Acten seines Ober- und Unterreiches, aus der Drangsal, und dem Königreich, und der Geduld datiret haben wollen, nach dem 1 Kap. im 9 Vers.

(Die Fortsetzung künftig.)

Corrigenda.

In dem vorhergehenden VIII Stück dieser Blätter muß Seite 61, Zeile 6, an statt: erlebt, gelesen werden: besorgt. Der P. Vogiel lebte allerdings noch, weil er die Dedication und Vorrede selbst verfertiget, und unterschrieben.

X. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Ein altes Küchen-A. B. C.

Es tritt diesmal unter den gelehrten Beyträgen unserer Rigischen Anzeigen ein Küchen-A. B. C. auf. Man wundere sich darüber nicht; dann man hat Ursache, oder mit den heutigen Philosophen zu reden, zureichenden Grund, solches darunter rechnen zu dürfen. 1) Weil man es unter einigen alten Schriften, als eine Handschrift des vormaligen Physicus dieser Stadt, D. Zacharias Stopius, (dessen Name noch in dem, vom Könige von Polen Sigismundo ihm geschenkten Gütchen Stopius-Hof vorhanden ist,) soll gefunden haben, und dessen wahrscheinliche Glaubwürdigkeit wir in der Vorrede unsers liefländischen Landwirthschafts-Buches lesen, in welcher einiger Abschriften von Stopiusischen, zu seiner, von ihm verfasseten, aber nicht, gedruckten liefländischen Oeconomie gehörigen Handschriften, und noch vorhandenen Abschriften gedacht wird. 2) Weil es nicht, wie die gewöhnlichen Kochbücher, Zunft- und Handwerksmäßig, oder mit genauer Anweisung bey jedem Gerichte, wie viel von jeder Sache, nach Zahl, Maaß und Gewichte zu nehmen sey, sondern nach Grundsätzen, die von der Natur der Speise genommen worden, und demonstrativisch verfasset ist, also daß gleichwie einer, der die Kenntniß der Buchstaben des A. B. C. im Kopfe hat, bald zum Lesen kommt, derjenige, welcher dies Küchen-A. B. C. wohl verstehet, auch bald ein geschickter Koch, oder Köchin werden, das ist, nach diesen Lehrsätzen, bey wenigen Nachsinnen und Proben, ein wohlschmeckendes, gesundes Essen zubereiten könne.

3) Um ein küchengelehrtes Urtheil vom klugen Frauenzimmer darüber zu erforschen. Es ist ein kurzer Begrif der Kochkunst, ars coquinaria in nuce, die Kochkunst in einer Nuß und darinn geschiehet uns ein Vorschlag zu einer theoretischen oder lehrsätzigen Kochschule, in welcher man nicht gleich die Küchenschürze vorbindet, noch den Kochlöffel in die Hand nimmt. Nem! in guten Schulanstalten giebt es erst Quintaner; und dieses scheinet der Verfasser, mit dem Küchen-A. B. C auch im Sinne gehabt zu haben, und erst für Küchen-Quintaner schreiben zu wollen, damit sie desto fähiger zur Real-Kochschule werden möchten. Die Chymisten müssen es gestehen, daß man von einem guten Koch, und einer guten Köchin sagen könne, daß sie die Scheidekunst verstehen, d. i. daß sie wissen, das Unschickliche abzusondern, das Gute zu sammlen, mit Reagentibus zu prüfen, und dann alles zu rafiniren.

Man wundere sich also nicht, daß ein gelehrter Arzt sich damit bemühet hat; denn es ist ja von je her der Aerzte Bemühung gewesen, dafür zu sorgen, und dahin zu rathen, daß die Speisen so zugerichtet werden, daß sie wohlschmeckend seyn können, ohne der Gesundheit schädlich zu werden. Man ist gewiß übel daran, wenn man ihnen die lateinischen Küchenzettel, die Recepte erbitten, und sie in die lateinische Küche bringen muß; darum mag dem Manne, der dem gemeinen Wesen zum Besten, das Kochwesen auf eine faßliche Art eingerichtet hat, in der Erde noch ein Dank, und gutes Andenken bleiben, daß man bey einer kleinen Handanlegung und wenigem Nachsinnen, ein wohlschmeckendes gesundes Essen zubereiten könne.

Hat nicht der vormalige Churbrandenburgische Leibarzt Elsholz, mit seinem Diaetetico, und der darinn gegebenen Anweisung, wie alle zur Speise gewidmete Thiere, auf dem Lande und im Wasser, und jede Feld- und Gartenfrucht gesund und wohl zubereitet werde, und wie weit sie nahrhaft, und nicht nahrhaft, oder gar schädlich seyn könne, verdienet, daß seine davon handelnden Bücher, noch heut zu Tage, in besondern Werth gehalten werden. Anderer berühmten Aerzte, voriger und neuer Zeiten, nicht zu gedenken. Wer also dieses Küchen-A. B. C. inne hat, der wird leicht sehen, was sich zu einem guten Essen zusammen schicke, damit er keine Widrigkeit oder Antipathie darinne bewerkstellige. Es wird ihm leicht seyn eine Olyporeide, Bratillen und dergleichen künstliche Mischungen, zu erfinden und zu machen. Dann es ist nun einmal, und vermuthlich in der Haushaltung der alten

alten Patriarchen, schon Mode gewesen, daß man nicht einfach, sondern vielfach die Speisen zugerichtet hat: daß man die Speisen nicht lediglich aus Wasser und Salz gekochet, sondern einige wohlriechende schmackhafte Kräuter, und was sich sonst zu denselben geschicket, zugeleget, und nicht nach dem lateinischen Vers: alla elixis, conchylia turdis, d. i. gebratenes mit dem gekochten, Muscheln mit Krammetsvögeln in einer Schüssel angerichtet. Ob nun wohl so dumm und grob niemand es mag versehen haben, so ist doch auch eine gute Anweisung dienlich, wie man am klügsten bey solcher Vervielfältigung, ohne Schaden der Gesundheit, und des Geschmacks Widrigkeit zu verfahren habe, als welches sich in folgendem Küchen-A. B. C. zulänglich und gründlich zeigen wird. Es ist zwar ein sehr kurzes Alphabet, in welchem man nicht einmal den Buchstaben D. X. Y. Z. findet; allein, der Leser siehet bald, daß es diesen Namen bekommen habe, weil die drey Hauptmaterien der Speisen, nämlich das Fleisch, die Fische und die Gewächse, von welchen man die Speisen zu zubereiten pfleget, mit den drey ersten Buchstaben des A. B. C. bezeichnet sind.

Man dachte zwar in diesem alten Document eine Nachricht von der Fastenspeise, welche dem Revalschen Bischof vor etwa mehr als drittehalb hundert Jahren vorgesetzet worden, und sonderlich, wie das Juchendüng, welches man nach teutscher Mundart eine Jauchtunke nennen möchte, oder ein Beyguß, oder nach französischer Sprache eine Sauce, zu finden, allein das Alterthum hat es vor sich behalten. Es möchte wohl dabey nichts versehen seyn: dann, wenn wir erst anfangen werden frischen Sehlhund zu speisen, so werden wir auch wissen ein Juchendüng zu erfinden, das nach itziger erhabener Kochkunst das Bischöfliche weit übertreffen muß. Und weil diese bischöfliche Mahlzeit in Relchens rar gewordener Chronic beschrieben ist, auch die heutige Welt sehen mag, wie weit der itzige Geschmack von dem alten unterschieden sey, so wird der Raum nicht unnütz angewandt seyn, wann wir das ganze Tractament als ein Muster alter sparsamer Lebensart hieher setzen.

A. 1501. des Freytags vor Lätare, iß de Bischof von Reval, Herr Nicolaus Rottendorp in unse Kerken geweſt, un heft alldar na Päbstlike Art sien Werk verrichtet, un iß em to ehren gegewen, als folget: Den ersten Dag, dat erste Gericht, Hennep-Moos met Safrahn, Peperkörner met Honig darin. Söhten Hering, solten Laß mit Ehtig un Sibollen daröver. Dat ander

Gericht: Stockfisch mit Oehlige un Rosinen, frische Schlhund met Juchendünge, frische Fisch met Juchendünge. Un ondern Dage, iß em to eten gegewen. Dat erste Gericht: Gebraden Häring, frische Strömlinge uht dem Solte, frische Fische met Ohlige un Rosinen. Dat ander Gericht: Frische Ahle met Juchendünge, frische Ahl gebraden, kolde Fische gebraden, de des vorigen Dages áver gebleben, frischen Schlhund met Juchendünge, frische Flundern met Öhle gebraden. Een Fatt met Gallerie.

A. 1501. des Dingesdages na der hilligen Dreyfaltigkeit iß avermal de Bischep in unser Kerken gewesen, un de heft sik damalen nich tracteren laten, darum heft man em up sinen Hof gesant, to einer Verehrung wegen unser Kerken: 2 Tonnen Beer, so met der Tonnen gekostet, 3 Mark 16 Schillinge, een Verendel vom Ossen, kostet 16 Schillinge, noch Weggen vor 18 Schillinge, unde hiemit was siener Gnaden ganz wohl to freden.

Wann wir hiezu noch eine Erklärung beyfügen dürfen, so bedeutet das Wort Gericht wohl so viel als eine Tracht zur Tafel; und das Wort Gallerie so viel als eine Gelee von Fischen; weil, was man sonst Gallerie nennet, die Tracht gar zu groß würde gemacht haben. Man nennet es auch wohl sonst eine Gallerte *. Wir kommen nun mit dem alten Küchen-A. B. C.

* * *

Die Kochkust gründet sich auf eine Wissenschaft die Speisen zuzurichten, daß sie einen guten Geschmack bekommen, ohne der Gesundheit schädlich zu werden.

Die Speisen werden genommen I. von Fleisch, II. von Fischen, III. von Gewächs, und zwar dem Getreyde, als dem fürnehmsten.

I.

A. Gründliche Anweisung die Speisen von Fleisch zuzurichten.

Das Fleisch ist entweder frisch, oder gesalzen, oder nach dem Salzen geräuchert, und solches wird entweder gekocht oder gebraten, oder geräuchert roh gegessen.

Vom

* Der Herr Landrath von Ceumern hat in seinem Theatrido Seite 138 aus dem Kirchenbuche zu Reval dieses Fastentractament umständlicher beschrieben, und jeden Tag drey Gerichte oder Trachten etwas verändert vorgelegt, auch die ganze Rechnung, was jedes gekostet, beygefüget.

Vom Kochen des Fleisches.

1) Frisches Fleisch, das gekochet werden soll, muß zwölf und nach der Stärke des Fleisches mehr Stunden vorher geschlachtet worden seyn, damit sich dessen Fäsern im kochen desto besser lösen, und ermürben: zu welchem Ende die Einweichung mit hilft. Solche Ermürbung kan auch bey einigen Stücken, als bey einer Schöpskeule, bey einer Gans, und andern durch das klopfen bewürket werden. Was man vorher einige Tage in Eßig hält, oder nur mit steter Anfeuchtung eines Tuchs mit Eßig feuchte hält, das ermürbet auch. 2) Hiernach muß es nicht zu viel, oder zu weich, noch zu wenig, oder zu hart gekochet werden; wobey zugleich das Alter des Thiers, von welchem das Fleisch genommen worden, in Betrachtung kommt. 3) Es muß nicht zu wenig, noch zu viel gesalzen, und gewürzet seyn. 4) Je mehr es verdeckt gekochet wird, desto kräftiger wird die Brühe oder Suppe, doch muß sie deswegen nicht wider Willen, tummig, und noch viel weni er schmutzig werden.

II. Es müssen einige zum Geschmack, zur Gesundheit, und zur Nahrung dienliche, sich schickende Zubehöre mit dem Fleisch gekochet werden, wie man solches einzurichten beliebet. Die Zubehöre zum Geschmack, die sich zum Fleisch schicken, sind fürnemlich das Salz, hernach die wohlschmeckenden Kräuter und Wurzeln, als Saurampf, Majoran, Spinat, Porro, Selerie, Petersilie, Spargel, Portulac, Kohl, Lactuc, und andere dergleichen mehr. Ferner das Gewürz, als Ingber, Pfeffer, Muskatenblum, Muskaten, Galgan, Zwiebeln, und dergleichen, wie auch Oliven, Kopern, Meerrettig, Limonen, Citronen, Aepfel, Pflaumen, und andere mehr, als Nietzchen und solcherley. Die Zubehöre zur Gesundheit, sind theils, und vor allen abermal das Salz, die oben benannten Stücke, theils der mäßige Gebrauch der Gewürze. Die Zubehöre zur Nahrung und Sättigung aber sind der Reiß, die Graupen, Grütze, Erdäpfel, Castanien, und die süssen Gartenwurzeln, Burkanen, Mohren, und andere.

III. Es können bey dem kochen des Fleisches, nach kluger Wahl und nach dem Zustande der Gesundheit dessen, der die Speise genieſſen soll, alle drey Absichten, nach den drey Zubehören statt finden, doch, daß nicht, wie in der Vorrede erinnert worden, das unschickliche mit dem schicklichen zugleich angerichtet werde; dann gleichwie viele Köche den Brey zu verderben flegen, so kan auch ein ungeschickter Ueberfluß die Speise

verderben. Bey Rind- Schaf- und Schweinefleisch, Gänsen, Enten und Kalkunen, kan man schon schärfere Gewürze: bey Kalb- und Lammfleisch aber, und jungen Hünern mildere Gewürze nehmen: auch schicken sich hiebey die säuerlichen Sachen, als Kapern, Citronen und Weineßig.

IV. Ausser dieserley Zubehör, machet man bey dem gekochten Fleisch kleine Klöße, die man Fricadillen nennet von Reibbrod, oder von fein gehacktem Fleisch, vermittelst der Eyer oder etwas Mehl, und prägelt sie in etwas Butter. Man leget auch Klöße von Eyern und Mehl und Milch allein daran, zu welchen man Korinten und gelindes Gewürz, und feines Lauch zumischet.

V. Man kochet das Fleisch entweder mit einer langen Brühe oder Suppe, oder mit einer kurzen Brühe. Die lange Brühe wird oft zu einem besondern Gericht genommen, und der Kohl, Kümmel, Nesseln, Kersel und andere Sachen, darinne angerichtet. Die kurze Brühe aber bleibet bey dem Fleisch, mit welchem sie gekocht, und nebst dem Zubehör verbunden wird.

VI. Zum kochen des Fleisches gehöret auch das **Stoven**, da nämlich das Fleisch mit einer kurzen Brühe, nebst etwas Gewürz und Salz, zuweilen etwas Wein, Anfisch oder Hering, gelinde gekochet wird. Ein saftiges Stück lässet auch wohl in einem Topf, bey gelindem Feuer, eine kräftige Brühe von sich, die mit etwas von gelinden oder starken Gewürz angenehm kan gemachet werden. Wann man schon gebratenes Fleisch, mit seinem Saft oder Brühe, etwas Anfisch oder gesalzene Bretlinge, und andere beliebige Zubehör an Kräutern, Limonen und Kapers, und etwas Wein und Gewürz wieder **stovet**, so wird es ein Ragu (Ragout) genannt.

VII. Hieher gehöret auch das **Fricassiren**, da man vom Lamm, Kalb, Huhn oder anderen zarten Fleisch etwas in kleine Stücke hacket, und mit einer kurzen Brühe, nebst etwas Gewürze, und einigen beliebigen Kräutern, säuerlich vermittelst Wein oder Eßig, oder Citronen anrichtet: gemeiniglich mit einem Eydotter, welcher doch wenn er zuviel dazu kömmt, die Verdauung bey Fleisch und Fisch schwer machet: etwas von einem guten fetten Käse verbessert es. Wenn man die kleinen Stücken des Fleisches vorher in Butter oder Speck mit ein wenig Mehl bratet, so sind sie von bessern Geschmack.

VIII. Zum kochen gehören auch die Geleen oder Gallerten, die steif gewordenen Brühen, die man von frischen Kalbs- oder Schweinefüssen, oder auch von Hirsch- und Elendshorn, oder Hausblasen, oder Fischen, oder andern Sachen, mit vielem Wasser kochet,

kochet, und sie erkalten, und gallern lässet.

IX. Das gekochte Fleisch wird zuweilen mit allem seinen Zubehör in einen harten Teig geleget, und auch damit bedecket; hernach in einem Ofen beydes durchgebacken: welches man eine **Pastete** heisset.

X. Man hacket auch wohl allerhand gekochtes Fleisch, Leber und andere Sachen, mit Speck, Grütze, Blut, Salz und Gewürz zusammen, und drücket sie in Gedärme, zu **Würsten**, um einige Tage, oder wann sie geräuchert worden, auf lange Zeit aufzubehalten.

Vom Braten des Fleisches.

XI. Frisches Fleisch wird auf sechserley Weise gebraten: als 1) am Spieß 2) Im Ofen. 3) Im Topf oder Grapen. 4) Auf dem Roste. 5) In der Pfanne 6) Unmittelbar, auf glühender Kohlen.

1) Am Spieß bratet man allerley grosses und kleines Fleisch, gespickt oder ungespickt, mit Salz bestreuet, auch nachher mit Reibbrodt, wann man will; und dabey mit Butter, Schmant oder Rindfleischsuppe, oder settem Bier begossen: das Ferkel ausgenommen, welches nur mit einem reinen Tuch abzuwischen ist, damit die Haut spröde werde. 2) Im Ofen: allda wird das Fleisch eher gar gebraten, als am Spieß, weil die Hitze das ganze Stück umgiebt; es siehet aber nicht so ansehnlich aus, als das am Spieß gebratene. 3) Im Topf oder in der Grape, bratet es auch wohl durch, es erfodert aber mehr Vorsicht, daß es nicht anbrene. 4) Auf dem Roste wird es am geschwindesten gahr; es muß aber der Saft des Fleisches durch eine stete Anfeuchtung mit Butter oder Speck, oder Mehl und Eydotter, oder Rohm beybehalten werden, damit es nicht trockne. Es hilft aber ein vorhergegangenes Einweichen des Fleisches in Weineßig und Salz, nebst etwas Zwiebeln und Pfeffer, auf zwölf und mehr Stunden, welches die Franzosen **mariniren** nennen, zum saftig bleiben. 5) In einer Pfanne werden nur in Scheiben geschnittene Stücke Fleisch, oder zuweilen kleine Vögel, vermittelst Speck, Butter, Mehl und einigen andern schicklichen Zubehör gebraten. 6) Unmittelbar auf glühenden Kohlen bratet man ein Stückchen Fleisch an einem hölzernen oder eisernen Spieß, nach Kriegs- und Tatarischer Manier.

XII. Die Braten werden oft unter der Haut mit Reibbrodt, Eyer, Peterfihe, Zwiebeln, oder andern Sachen gefüllet. Gänse, Enten, oder auch Hüner aber, wann man will, mit Aepfeln, Pflaumen, Castanien, braunen oder sauren Kohl und zerschnitte-

nen

schnittenen Hering, Ansosisch oder gesalzenen Brettlingen im Bauch gefüllet.

XIII. Man hacket auch wohl das gebratene fein, mischet es mit Kapers, Korinten, Wein und etwas Gewürz, und leget es in kleine Pasteten, die man in einem Ofen bäcket.

Von gesalzenem Fleisch.

XIV. Das gesalzene Fleisch ist entweder Rind- Schaf- oder Schweinefleisch; oder es sind auch die Gedärme des Rindviehes. Wann es stark gesalzen ist, so muß man es vorher zwölf oder mehr Stunden in genugsamen Wasser liegen lassen, damit das Salz sich etwas heraus ziehe. Wann es mürbe gekocht ist, so giebet man es entweder wie es ist, auf den Tisch, oder mit einer Brühe von Pflaumen, oder sauren Stachelbeeren, oder sauren Kohl. Was aber auf eine kurze Zeit an Schweinefleisch, Kopffleisch und Rindsüssen, Gänsen und Enten, mit gnugsamen Salz gekochet, und mit einer Salzlacke, zur Sulze eingeleget worden, solches wird kalt aufgetragen: doch kan man davon, wenn man einige Scheiben in laulichtem vielem Wasser vorher etwas ausgalzet, mit Wein und Eßig Citronen oder Limonen, und dem Fleisch der Oliven bald ein wohlschmeckendes Ragu machen; auch in ganzen Stücken, etwas überkochen, und mit Rüben, oder Meerrettig, oder mit einem säuerlichen Beyguß anrichten.

Vom geräucherten Fleisch.

XV. Das geräucherte Fleisch wird gleichfalls auf gewisse Zeit in Wasser geweichet, damit es etwas von seiner Härte nachlasse; sonderlich das Rind- und Schaffleisch. Das geräucherte aber, die geräucherten Gänse und Enten erfodern keine Erweichung sondern werden so ohne Erweichung roh gegessen, oder das Schweinefleisch auch wohl gekochet.

(Die Fortsetzung künftig.)

XI. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Fortsetzung

des alten Küchen-A. B. C.

Vom Beyguß, oder Tunke, bey dem Fleisch.

XVI. Eine gute Tunke erhebet den guten Geschmack des Fleisches, und hilft zugleich der Verdauung, das Fleisch sey frisch gekocht, oder gebraten, oder gesalzen, oder geräuchert. Bey dem gekochten frischen Rind- und Schaffleisch ist der gebräuchlichste Tunke der Senf oder ein Beyguß von Meerrettig. Der Senf auch wohl der Meerrettig. Man setzet den Senf auch wohl bey gesalzenen und geräucherten Fleisch auf, doch nicht schicklich, weil er deren Schärfe, die sie vom Salz und Rauch haben, erhöhet, da doch etwas milderndes, angenehmer und gesunder wäre. Aller Beyguß, oder Tunke läuft auf dreyerley Sorten aus:

1) Wann man der Suppe, oder dem Saft, der vom Fleisch im kochen oder braten kömmt, mit einem Zusatz von Gewürz, feinen Kräutern und Saamen, als Selerie und Peterstilie, Kraut und Saamen, Ansosisch, Zwiebeln, Lorbeerblätter Mehl, Wein, und auch fettem Bier, und dergl. in der Pfanne schon einen andern Geschmack giebet, und es zum Beyguß brauchet.

2) Wann man von rothen oder weissen Wein, zerriebenen Limonen und Kapern, Korinten, Himbeeren, Johannsbeeren, Krahnsbeeren, Kirsch- oder Pflaumenmuß, oder andern Saft, (an welcherley Saft oder Muß es in einer guten Küche so wenig, als an Salz und Butter fehlen muß) etwas Butter und Reibbrod, wie auch etwas weniges an gelinden Gewürz, Kräutern, als feinem Lauch, Schalotten, Porro, Muscheron, Brunnkreß, Dragun, Timian, u. d. g. eine Tunke, durch eine gelinde Aufwallung über Feuer machet.

3) Wann man eine stets fertige Fleischsuppe, die mit etwas gebrannten Mehl und gebratenen Zwiebeln, und Ingber oder Galgan gekochet worden, mit allerhand feinen Kräutern, als Kerfel, Basilge, Selerie, Lorbeerblätter, oder einiger

ger deren Saamen, nebst dem zerriebenen Fleisch der Oliven und Limonen zur Tunke machet. Kapern, Oliven und Limonen müssen in einer steinernen Schüssel zerrieben werden, weil sie einen messingen Mörser angreifen, und dadurch ungesund werden.

Die alten Römischen Leckermäuler hatten vielerley Tunke, wie solche bey Elsholz zu finden sind, die sie von gepeckelten Fischen, (worunter auch die Stinte, die Apui unsere Salaki, waren,) oder nur von dem Eingeweide derselben machten, und sie Garum nannten. Vermuthlich haben sie den gesalzenen Rogen, den man Caviar nennet, dabey nicht vergessen. Der Rogen von Meer-Quappen und Karpen wird noch in Italien unter dem Namen von Botargo gebrauchet. Der Franzosen gebräuchlichste Tunke ist die Sause à la Robert, die von Senf, Salz, Weineßig, Pfeffer, und geschnittenen Zwiebeln gemacht wird.

B. Gründliche Anweisung die Speisen von Fischen anzurichten.

I. Die Fische sind entweder frisch oder gesalzen oder geräuchert, oder getrocknet; und solche werden entweder gekocht oder gebraten, oder roh gegessen.

II. Frische Fische, die gekocht werden sollen, und nicht fett unter den Schuppen sind, als Hechte, Barse, Kaulbarse, und andere, werden gemeiniglich erst geschuppet; diejenigen aber, welche unter den Schuppen fett sind, als der Brechsen, der Lachs, und die Karpfe, werden nicht geschuppet. Welche aber gar kleine Schuppen haben, als der Schley und der Aal, werden nur mit Salz berieben, oder letzterer auch abgezogen. Der französische Koch aber saget, man benehme ihm mit der Haut das Allerdelicateste.

III. Wann man die Fische lebendig mit kalten guten Eßig bereibet, so werden sie blau; wann sie aber eben schon verstorben sind, so muß man den Eßig warm machen. Je frischer der Fisch ins siedende Wasser kömmt, desto besser blättert er sich, und wird eher gahr: todte blättern sich nicht, und werden weich.

IV. Von blutreichen Fischen, als vom Schley und vom Lachs, hat man das Blut mit Salz und Eßig aufzufangen, zur Brühe, und zum Beyguß, wann sie gekocht werden sollen; in Mehl aber, wenn man sie braten will. Bey Ausnehmung der Eingeweide aber, verletze man die Galle nicht. Man sammle aber die beyliegende Leber, sonderlich wann etwas Fett daran lieget, wie es sich auch wohl an den Barsen, im Herbste, zeiget.

V. Frische Fische werden auf fünferley Weise gekocht: 1) mit einer säurlichen Suppe oder Brühe von Eßig, Salz Citronen, Limonen, Kapers, säurlichen Wein, und andern säurlichen Säften, nebst Butter, welche bey Fischen nicht kärglich, so wenig als das Salz, aber auch nicht überflüßig und verschwenderisch zuzulegen ist, nebst etwas Ingber, Galgan, Muscatenblume, Pfeffer, und dergl. Gewürze. Bey fetten Fischen aber, als dem Brachsen, Schley Karpfe und andern brauchet man guten Pontac, nebst einem Löffelvoll rothen Portugiesischen Wein, oder Kirschwein, oder Braunschweigische Mumme, oder englisch Bier, mit zerquetschten wenigem Fleisch der Oliven. 2) In einer salzigen Brühe, mit gnugsamer Butter, ein wenig Caviar, Zwiebeln, feinem Lauch, Peterßilie- Selerie- und Kerfelblättern, und der erstern Wurzel, mit etwas Ingber oder Galgan; und zum Tummigwerden hausgebacken Brod, oder auch etwas gebrannt Mehl. 3) Man kocht sie rein aus dem Salz nebst etwas Gewürz, mit gnugsamen Peterßilie- und Selerieblättern. 4) Oder sie werden, wie allemal, gnugsam gesalzen gekocht, und mit Milch und Schmant, Eydotter, doch nur ein weniges, fetten Käse, Muscatenblume, und Kerfel und Peterßiliekraut oder feinem Lauch übergossen. 5) Oder mit Meerettig, oder Senf und Butter, etwas Spinat und Kerfel, oder gekochten und zerriebenen Erdäpfeln, oder Castanien, weil solche gelinde Sachen die Schärfe des Meerettigs und des Senfs mildern, übergossen. Man streuet wohl zum Zierraht etwas von hartgekochten und zerhackten Eyern über. Wann man nicht obgedachten rußischen Caviar hat, so kan man den von grossen Hechten oder andern Fischen eingesalzenen Rogen zur Noth brauchen, und zerrieben beymischen.

VI. Im Kochen muß man Maaß halten, daß die Fische nicht roh bleiben, noch von den Gräten fallen.

VII. Wie man ein saftig Stück Fleisch in seinem eignen Safte mit Salz zur Gnüge gahr kochen kan, so gehet es auch mit einigen kleinen saftigen Fischen an, als Strömlingen, Bretlingen, wie auch mit denen Krebsschwänzen, durch Hülfe von etwas Salz und Butter.

VIII. Man machet auch wohl von den Fischen, die nicht sehr grätig sind, Fricadillen, etwa von Hechten, und noch besser von Schleyen und Aalen, ihres Fettes wegen. Der französische Koch fricaſſiret die Schleyen, wie die junge Hüner: er reibet sie wohl mit Salz ab, schneidet sie in kleine Stücke, und prägelt sie stark in Butter oder Speck, mit etwas Ingber und Zwiebeln. Wann er aber vorher das Eingeweide ausnimmt, so fängt er das Blut mit gnugsamem Mehl auf. Er machet eine kurze Brühe dazu von Wasser, rothen Wein, Beerensafte, Lauch, und dergl.

Von gebratenen Fischen.

IX. Bey dem Braten der Fische, ist das obige, wegen der Schuppen in Acht zu nehmen. Wann sie klein sind, bratet man sie 1) in einer Pfanne, entweder mit Mehl alleine; oder mit Eydotter, oder sauren Schmant bestrichen; nebst Butter oder Fett, worinne vorher etwas Zwiebeln, Porro oder Peterßilieblätter geprägelt worden, doch, daß die Fische nicht hart werden. Die grössern bratet man 2) auf dem Rost, auf welchem sie

stärker durchbraten, dabey aber mit Butter, oder fein geschnittenem Speck, und sauren Schmant, wobey man auch dicken Beerensaft zuthun kan, bestrichen werden. Man bedienet sich auch hiebey des vom Fische aufgefaßtem Blut. Den Schley spaltet man auf, reiniget ihn und bindet die auswendige Seiten einwärts zusammen, damit das Fleisch auswendig auf dem Rost wohl durchbrate. 3) Am Spieß, welches mit einem grossen Hechte, den man vorher geschuppet und gespicket, am besten angehet; dermassen, daß man erst die eine Seite, hernach die andere gahr bratet. Man bratet auch einige kleine Fische über glüenden Kohlen am Spieß. Von den grossen lässet man das Fett in die Pfanne auf geröstet Brod triefen, welches man hernach mit Porro, Schalotten, rothen Wein, und etwas gebrannten Mehl zur Tunke brauchen kan. Dergleichen Tunke schicket sich bey allen gebratenen Fischen, die man besonders von weissen oder rothen Wein, Eßig und Wasser, der gekochten und zerriebenen Leber der Fische, Limonen, Kapers, und dem Fleisch der Oliven machen kan. Die Franzosen machen zu gebratenen Fischen nur eine Brühe oder Tunke, von Butter, Eßig, Salz und Muscaten. Man leget die gebratenen Fische auch wohl auf sauren Kohl, oder dickes Aepfel-Muß. Ohne dergleichen Begleitung, und ohne eine säurliche Tunke, stopfen sie den Leib.

X. **Gesalzene Fische** müssen lange vorher zulänglich ausgesalzen und erweichet, hernach aber nicht gekochet, sondern nur in einer sauren, und von Butter fetten Brühe, die man mit weich gekochten Rüben oder Burkanen tummig machen kan, aufwallen, und in der Brühe auf einer Glutpfanne eine Weile stehen. Einige, als der Lachs, können kalt mit Eßig, Oehl und Pfeffer gegessen werden. Andere, als der Strömling und der Bretling, können nach der Aussalzung etwas in der Pfanne mit Butter und Mehl erhitzet, und mit einer säurlichen Brühe, mit Rüben und Burkanen gegessen werden. Wie man den gesalzenen Hering, fein geschnitten, mit Oehl und Eßig, in Rossol esse, ist bekannt. Man füllet ihren Bauch auch mit groben saurem Brod und sauren Schmant, nebst etwas Butter, bebindet sie mit Papier, und röstet sie auf dem Roste.

XI. **Geräucherte Fische**, die fett sind, werden entweder so kalt, wie der geräucherte Lachs mit Pfeffer und Eßig gegessen, oder mit Eßig, sauren Schmant und Mehl überstrichen, und geröstet, oder in einer Pfanne mit etwas Butter erhitzet, und mit einer säurlichen Brühe von Schmant und zerriebenen Kapern, zur Tunke, gegessen. Die dürren geräucherten Fische, als die Butten, werden in Bier oder Eßig geweichet, daß man die braune Haut leicht abziehen, und sie sodann auf dem Roste mit etwas Butter und Reibbrod überstreuen, braten und essen könne. Alle fette geräucherte Fische sind leichter zu verdauen, als die magern.

XII.

XII. **Getrucknete Fische**, als Stinte, Strömlinge, Hechte, und dergl. werden mit laulichem Wasser erweichet, dann gekochet, und mit einer säurlichen Brühe eine gute Weile, in einem Topf, über gelindem Feur gebähet. Schollen und Stockfische wollen nach der Weichung, noch eine gute Lange haben, die sie wohl erweichet, damit sie mit reichlicher Butter, und etwas Mehl über gelindem Feuer durchgebähet werden. Man kochet auch getrucknete und geräucherte Fische in Grütze und Milch, mit Rüben und Burkanen zusammen und nennet es **Soost**. Dennoch sind alle getrucknete Fische schwer zu verdauen, und obgleich sie verdauet werden, so verstopfen sie doch die Gedärme etwas. Die hie und da angerathenen fetten Biere mögen solches wohl verhindern, man muß ihnen aber, damit sie nicht vorschmecken, einige starke Gewürze, als Galgan, Pfeffer, Ingber, Lorbeerblätter und Zwiebeln beymischen.

C. Gründliche Anweisung die Speisen von Gewächsen zuzurichten.

I. Das Gewächs ist von unendlicher Art. Es giebt Feld- und Garten-Gewächse, und dieser letzten an Kraut und Wurzeln und Früchten unzählige Arten. Es würde also für ein **Lehrgebäude in der Nuß** zu weitläuftig seyn, von solchen allen den Küchengebrauch zu bestimmen: deswegen wollen wir unsern Leser an Elsholzens Gartenbuch und Diaeteticon weisen, allwo hievon weitläuftig gehandelt wird. Wir wollen bey dem fürnehmsten Feldgewächs, dem **Weitzen** bleiben, ohne dabey auszuschweifen, weil er uns das nahrhafteste Mehl zum **Brod** und zum **Backwerk** darreichet.

II. Das gesundeste Backwerk wird nach vorhergegangener Gährung gebacken, da man nämlich zu dem Teig etwas von guten Hefen thut, und es in der Wärme eine Weile gähren lässet: obwohl gute Hefen auch in der Kälte einen Teig erheben; dann, wann man z. E. einen Teig von gleich viel genommener Milch, Eyern und geschmolzener Butter mit genugsamen Mehl machet, gute Hefen dazu thut, den Teig in ein Tuch bindet, und ihn in kaltes Wasser leget, so wird der Teig nach einigen Stunden in die Höhe kommen, vermittelst der Gährung, und ein gutes Brod geben. Der Brandwein, wie auch der saure Schmant erlockern auch manchen Teig, gleich denen Hefen. Doch backet man vieles Weitzenmehl, ohne es in die Gährung zu bringen, als die gewöhnlichen Pfannkuchen, die Plinzen, die nur von Mehl, Milch, Eyern, Schmant, oder in Ermanglung der Eyer, mit fettem Bier gebacken werden: imgleichen die dünnen Eisen- oder Anieskuchen, und andere. Auch werden die so genannte Butterteige von Mehl, Milch und Wasser, mehrentheils ohne vorhergegangene Gährung verfertiget.

III. Man backet auch wohl ohne Mehl, ohne Butter, und ohne Gährung einige Sachen, als da sind die Mandelkuchen, die von fein gemahlenen Mandeln, mit Eyer und Zucker gehörig vermischet, und wohl durchgearbeitet, im Ofen gebacken werden. So backet man auch von Reibbrod, mit einem Ey und Schmant, in einer Pfanne, lockere Kuchen, und dieses Backwerk konnte man auch Backwerk ohne Mehl heissen, weil kein frisches Mehl dazu kommt: zu welcher Art die Armenritter auch gehörten.

IV. Es ist zwar in diesem Küchen-A. B. C. obwohl es ein gelehrter Beytrag werden sollen, alles Latein vermieden worden, um es gemeinnützig zu machen; weil es aber doch zuweilen curiöse Kuchenbecker, ja wohl Kuchen-Professores giebet; wir auch vormals so gar einen lateinischen Becker in Riga gehabt haben, sich auch vielleicht künftig wieder einer finden möchte, so hat man für nützlich gehalten, aus Elsholzens Diaetetico, alles bekannte Backwerk mit seinem lateinischen Namen anzuführen, und diese alte Stopiussche Abhandlung mit der Sprache der Gelehrten zu zieren. Elsholz saget bey der Abhandlung von Kuchen, die alten Römer und Griechen haben sehr viele Arten von Kuchen zu backen gewust, wie solches Athenäus und Pollux bewiesen: sie haben die Kuchen auch mit dem Namen Panis beleget, daher sind ihr panis dulciarius, echarites, agoraeus, artologanus, und andere entstanden. Von dem grossen Verschwender, dem Apicio, wären Placentae Apicianae erfunden worden. In Frankreich wären vor etwa 150 Jahren, schon allerhand Kuchen gebacken worden, die einen lateinischen Namen gehabt, als Katones, Popelini, Gasteres, Foliati, Calseones. Die nun in neuern Zeiten bekannte Kuchen, theilet Elsholz 1) in Pfefferkuchen, die er panis dulciarius, auch piperatus nennet: die Pfefferplätzchen, rotulae dulc. Pfeffernüsse rhombuli dulciarii. 2) In Brod mit Zucker gebacken, Panis saccharatus oblongus länglicht Zuckerbrod, Weinsauger, (sie geben auch wohl Coffesauger ab) Rotulae saccharatae, Zuckerplätzchen. 3) in grosse Kuchen, Placentae majores, als Placentae butyratae, Butterkuchen, Spirae butyratae, Butterkringlein, Placentae foliatae, Blätterkuchen, Placentae syringitae, Spritzkuchen, Placentae pyxidatae, Büchsenkuchen. 4) in kleine Kuchen, Placentae minores, als crustulae crassae, Waffeln, Crustulae tenues, Eiserkuchen, Obeliae, Holipchen, Liba, Plinzen, Scriblitae, Krausekuchen, Cornutae, Hörnchen, und dergl.

V. Wir haben zwar oben gesetzet, daß wir keine kunstmäßige Beschreibung von Anrichtung einiger Speisen, in diesem kurzen Begrif wollten einfliessen lassen, werden aber doch hiemit um Erlaubniß bitten, bey dieser Abhandlung vom Backwerk, aus gedachtem Französischen Bäcker, unter allen seinem Backwerk

werk die Oublies, Obelias, Holhipchen die wir Eyerkuchen nennen, zu erlesen, und her zu setzen. Wir glauben nicht, daß wir der Kuchenbecker ey hiedurch eine grosse Raffinirung anbringen werden, weil diese Kuchen vielleicht bey uns auf die beste Art gebacken werden: es ekelt uns aber zu dieser Mittheilung der französische Name Oublies und ihre beygefügte teutsche Benennung, Neujahrskuchen. Die Mythologi sagen, die Obeliae, welche die Griechen gebacken, wären dem Baccho gewidmet gewesen: es wären Brodte gewesen, die am Spiesse gebacken worden, und hätten den Namen von Obelos ein Spieß, bekommen. Dies schicket sich in unsern Oublies nicht, man mochte dann das runde Holz, um welches sie billig alle zu wickeln sind, einen Spieß nennen wollen. Wir lassen die griechische Benennung, so wie wir gewohnt sind, das griechische zu übersehen, halten uns nach der Mode ans Französische, und behalten den erbaulichen Namen Oublies, und den dabey gesetzten teutschen Namen Neujahrskuchen. Wir haben in dem I St. gelehrt Beyträge dieses Jahres, ein erbauliches Neujahrsstück unter dem Titel: Erinnerungen bey dem Wechsel der Jahre gehabt, in welchem uns die Vergesse heit aller in dem vergangenen Jahre erlittenen Widerwärtigkeiten angerathen worden. Hätten die Franzosen wohl das griechische Wort Obeliae besser als zu Oublies verstümmeln können, und die damit benahmte Kuchen zu einer guten Deutung Neujahrskuchen werden lassen? weil der Name Oublie so schön mit Oubli, die Vergessenheit, übercin kommt; die teutsche Verstümmelung zu Holip, Holhip, giebt uns zu keiner Moral Anleitung, wir möchten sie aber auch zu gleichem Nutzen, um Neujahr backen, und sie Kuchen der Vergessenheit, oder der Versöhnung heissen, wann uns dergleichen Widerwärtigkeit wiederfahren, welche uns die Vergessenheit, und die Versöhnung bald lindern kan. Weil unsers Erachtens, nicht leicht ein ander Backwerk uns mit seinem Namen zu solcher moralischen Betrachtung leiten kan, so wollen wir die Weise, diese Friedens- und Versöhnungskuchen zu backen, obgleich solche in allen Kochbüchern zu finden sind, aus dem bey Elsholz befindlichen Französischen Becker, ihnen zu Ehren hersetzen. Sie stehen daselbst unter dem Namen Rollkuchen, und werden nur gleichsam gelegentlich dabey angeführet also: „Von Rollkuchen. Die Zurichtung dieses „Teiges geschiehet mit einem Pfund schönes Mehls, einem Pfund Zucker, zwey „Eyern, und einem Nössel Wasser. Der „Zucker wird in das kalte Wasser geschüttet „und das Mehl mit dem Zuckerwasser ein„gerühret: hernach werden die Eyer zuge„than, und alles wohl geschlagen: so wird „auch das übrige Wasser allmählich dazu „geschüttet. Hernach nehmet eine Unze gu„ter frischer Butter dazu, welche mit ein „wenig Wasser geschmelzet wird: dieses „rühret man warm unter den Teig, und „vermenget alles schleunig, daß es eine „Gleichheit bekomme. Thut hernach einen „Versuch damit, auf eurem Kuchen- oder „Oblat-Eisen. Ist der Teig zu fliessend, „so verstärket ihn mit Mehl: ist er zu hart, „so erweichet ihn mit Wasser. Und damit „alles wohl aufgehe, so müsset ihr es mit „dem Handballen stark rollen und ausdehnen, auch bald wieder an euch ziehen: hernach an einen trocknen Ort verwahren. „Die Oublies, oder französischen Neu„jahrskuchen macht man auch also, nur „daß für den Zucker Honig genommen wird, „viel Unkosten zu ersparen. (Diese französische Sparsamkeit würde mancher unserer Zuckermünde wohl nicht gefallen.) Hiernächst beschreibet der Franzoß sein Eiserbrod, welches wir des Unterschieds wegen, und ob es mit unserm Eiserbrod übereinkommt, auch hersetzen wollen, weil er über dem im 1 Cap. schon sagt, daß von jedermann

mann es bekräftiget werde, daß zu Paris das allerbeste Brod gebacken werde. Worüber unsere neueste von da zurückkehrende Herren zur Bestätigung zu befragen wären. Das Eyerbrod aber lehret er so zu backen: Nehmet acht Eyer, mehr aber das Gelbe als das Weisse, ein Pfund Zucker, und ein Pfund geschmolzene Butter: mischet und schlaget alles wohl zugleich untereinander, hernach thut drey Mäßlein Mehl daran, welches ihr allgemach gleichsam darein stäuben lasset, bis der Teig ein wenig stärker, als der zu den Biscuiten wird. Thut alsdann einen Versuch, wie er sey, ist er nicht gut anug, so verbessert ihn mit Zucker und Butter. Ihr reibet das Eisen zuvor mit einem Bißlein frischer Butter in einem Papier, und giesset hernach einen Löffelvoll Teig auf das Eisen: solchermassen wie bey den Oublies geschiehet: wendet und backet dann diese Kuchen, bis sie eine röthliche Farbe bekommen. (Es ist bey beyden Kuchenbeschreibungen nicht angewiesen worden, wie man ihnen die gehörige Gestalt eines gerollten Kuchen geben solle, solches wollen wir zusetzen, und anweisen, daß man die aus dem Eisen genommene Kuchen gleich auf ein rundes Holz wickele. Diese Form gäbe ihnen auch eine natürlichere Benennung im Worte Rollkuchen, als ein Holtp.) Der Herr Prof. Bock führet in seinem Idiotico Prussico einen Mohnkuchen unter dem Namen Mohnsansen an, der in der Fastenzeit gebacken wird, und setzet davon unter andern vermuthlichen Ursachen, auch diese, daß man das vormals verbotene Fleischessen, durch den Gebrauch des Mohns in Vergessenheit bringen wollen. Wann Oublies dieses wäre, so verdienten sie den Namen noch mehr als jene, weil der schlafmachende Mohn dazu bequemer ist.

VI. Diese ganze Abhandlung verdienet mit dem Urtheil, welches der um die Diaetetic wohlverdiente Elsholz, vom Kuchenwerk gegeben, zum Schluß gekrönet zu werden. Er saget mit dem Celso, das Backwerk nähre zwar sehr stark, weil es aus dem besten Mehl, Zucker, Milch, Eyern, u. d. g. kräftigen Dingen bereitet werde: allein seine Meinung ist dabey, daß es Verstopfungen, und den Stein verursache: ja, führet zuletzt des gelehrten Juden, Philo, Worte an, nach welchen dergleichen Schleckwerk, nicht alleine den Leib krank mache, sondern auch das Gemüth verderbe, oder wann die Worte, conciliant morbos, tum corpori, tum animo insanabiles, treuer übersetzet werden, sowohl dem Leibe, als dem Gemüth unheilbare Krankheiten zuwege bringe. Solches ist auch in so weit, vielmal richtig: dann wer sich von solchem Schleckwerk den Stein, oder die Verstopfung des Gekröses zuwege bringet, und diese Krankheiten ihm unheilbar werden, dessen Gemüth wird auch eine unheilbare Unlust und Unruhe, statt der vorigen Munterkeit und Ruhe leiden. Wer nun diese Gefahr nicht laufen will, der gehe behutsam bey diesen Schleckereyen zu Werk. Die Kuchen sind einmal ein wesentlicher Theil der Kochkunst geworden, und haben nicht vorbey gegangen werden können; zumal da einiger Stücke, auch öfterer Genuß, als des leichten Zuckerbrods, des Weinsaugers, der Pfefferkuchen, und einiger andern Stücke, weder den Stein machen, noch das Gekröse oder den Leib verstopfen werden, welches doch das übrige Kuchenwerk, welches von Eyern, Butter, Mandeln, Mehl, u. d. g. sein gröstes Theil nimmt, leichter thun kan. Es bleibet aber dennoch richtig und wahr, daß eine Ueberfüllung an allerley Speisen, sie seyn gebacken, gekocht oder gebraten, oder roh genossen, den Leib und das Gemüth krank, und zuweilen unheilbar krank machen könne, u. daß man dieserwegen des weisen Syrachs an mehr als einer Stelle seines Buchs, diesen Punct, und die Diät betreffende Warnungen, zu Gemüthe zu nehmen, und zu folgen Ursach habe.

XII. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Erste Fortsetzung

Der verkürzten Bengelischen Erklärung der Offenbarung St. Johannis.

(Siehe IX Stück)

Sechste Frage:

Würde daraus keine Ungereimtheit für der Menschen gegenwärtiges Land- und Stadtleben erwachsen, a) wenn wir auf eine erste oder letzte schriftliche Offenbarung Gottes uns einzulassen weiter fortführen: ehe und bevor daß nicht die sämtlichen Weltstände oder wenigstens alle unsere Mitbrüder, die nicht gerne mehr als eine Comödie, eine Briefsammlung, einige Poesien, ein paar Satyren, und höchstens ihren Clim und Perer Paars zu lesen pflegen; gleichwol von den noch übrigen dieser Zeit Philosophis ecclesiasticis et politicis genannt cum Sacco, besonders nach Stand und Würden öffentlich eingeladen worden, die Nothwendigkeit einer göttlichen Correspondenz mit uns ah quel conte! zu erkennen? wo es anders wahr ist, daß Salomon im Pr. B. 4, 2. 3. die Todten für glücklicher als die lebendigen ausgegeben habe; weil derjenige, der nichts denkt, besser als alle beyde sey!

Antw. Wenn der weise König, dessen getrostes Herz war, wie der Sand der am Ufer des Meeres unbeweglich bleibet, b) die Todten für preiswürdiger

a) On sait bien leur Ton insultant et raillant.

b) Die Türken nennen ihn Solimann, und machen noch heutiges Tages viel aus ihm. Die Abissinier aber, als das grösseste Theil von Africa führen ihre

ger als die Lebendigen erkläret, so hat er wahrhaftig nicht dran gedacht; daß der Tod nach des Hn. Doct. Paullini c) oder vielmehr des Hymenäus und Philetes 2 Tim. 2, 17. 18. erstes Erfindung, ein alt albernes Mährlein sey. Der Herr v. Fontenelle wird ja seiner Marggräfin nimmermehr beygebracht haben, daß es droben in den Monden solche Practicos vel non bullatos gäbe, die mit dem unsterblichen Rest ihrer organisirten Maschine, eben so gut den Landes- oder Sternkindern jegliches Ortes und derselben sieben mal sieben Sinnen, zu entwischen necessitiret wären; als wie unsere Menschenkinder schon einmal aus Wollust quoique la bayonette au bout du fusil künftighin zu sterben intentioniret seyn; weil sie nunmehro den Tod theils für ein philosophisches Heimweh, theils für ein demantelement von einem Planeten en Masque zum andern, bis in den Saturnus hinein, da der Brandwein so hart gefrieret als unsere Diamanten sind, ausfindig gemachet haben wollen. Denn zu Salomons Zeiten wuste bey unser aller Treu niemand etwas von einer Sorte seliger Ungläubigen, die sich mit der Quintessenz ihres wurmstichigen Leibes, so bald als nur die Leidtragenden Lerm zu machen anfiengen, in den Stern-Welten, wo die Leute ohne Gesetze leben, auch gar keinerley iura stolae im Gebrauch wären; nieder zu lassen pflegten. Unsere Vernunft empfindet allemal, wenigstens so gut als die animae sensitivae empfinden müssen, daß unsere Natur blos darum sterblich sey, weil sie wider Gewalt nichts kan. Der einfältigste Tropf kan deutlich denken, wie die offenen Köpfe ihre philosophischen Manoeuvres im Tode am miserabelsten unter allen Sterbenden wegmachen werden; wenn sie es auch so gut als der Caius beym Seneca, ceu viri inprimis magni, mit der Argenide in der Hand zu machen, verständiget wären: denn die Zeiten sind

ihre christliche descendence von ihm her, und haben deswegen einen Löwen im Reichswapen oder Insiegel mit der Beyschrift: Es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda. s. *Fabricii* Not. hist. chron. lit. et geogr. p. 703 seq.

c) Wir gestehen also gleich mit dem weltberühmten Herrn Canzler Pfaff, daß das exilium mortis Leibnitzianum bey weitem nicht so tröstlich, als des Herrn D. Paullini Kurzweile mit dem Tode gerathen ist. v. eiusd. Zeitverkürzende erbauliche Lust P. I. Art. 14. Dieser war der Inventor medicinae vniuersalis omnes fere morbos vrina et stercore iugulandi, darauf der S. T. Herr D. Gerding in Riga gedeutet hat, bey der Abhandlung de essentia particulari; und hat also den Tod in seinem rechten Element zur lezten Resolution gebracht.

sind vorbey, quibus magna quondam capitis reuerentia cani et in pretio ruga senilis erat. Ovid. man vergleiche nur den Prediger Salomons im 8 Kap. und 12 v. mit dem Proph. Esaia 65, 20; Und Salomon hält so gar aus Consideration für dergleichen Planetenjäger einen lebendigen Hund besser als einen todten Löwen Kap. 9, 4. Also auch nun, wenn er denjenigen, der noch nicht ist, der aber doch à son tour in rerum natura seyn wird, für besser denn allerseits Nit. unglückliche Todten und Lebendigen taxiret hat; so läßt sich die raison, die er dabey giebt, ganz wohl hören: denn heißt es, er wird nicht innen des Bösen, das unter der Sonnen geschicht: welches Böse also, ob es gleich zu allen Zeiten möglich und wirklich wird, doch dergleichen Glückskindern kein Haar krümmen mag; nach dem Beyspiel eines glücklichen Jaebez, mit welchem es der Herr also schaffete, daß ihn das Uebel nicht kümmerte, 1 Chron. 4, 10. d)

Auf unser Vorhaben aber zu antworten, so mögen wohl manchmal Ursachen, doch nur ganz schlechte und niederträchtige statt haben, derhalben die Findelkinder im Torno zu Hamburg, ehe sie mit den Gesetzen des Vaterlandes zufrieden seyn wollten, auf den sinnreichen Einfall geriethen: ob man sie nicht en depit ihrer vornehmen Herkunft und grossen Naturgaben bis zur Belästigung ihres Witzes und ungezwungenen Wesens, von den Strassen aufgenommen habe? Wie sollte auch ein ehrlicher Mann nicht wenigstens einmal belehret zu seyn wünschen: ob es sich wohl z. E. von wegen Ezechielis 16. recht eigentlich schicke, daß Gott also rede? nachdem wir bey unsern Ehren von niemand, als ihm, dergleichen Anzüglichkeiten zu vertragen nöthig haben! Man frägt auch nur hoffentlich, wenn man nach der Nothwendigkeit

 einer

d) Diesen bey uns so seltenen Vögeln, kan so gar der Tod ein Uebergang von einem Vergnügen zum andern werden. Weil die Offenbarung das Sterben nie darum für fürchterlich ausgegeben hat, weil wir diese Welt verlassen, wohl aber weil wir alsdann zur Rechnung erscheinen müssen. Keinem Philosophen aber kan die Sterbenslust natürlich seyn, der unsere Vernunft vor seinem eigenen Tode noch mit dem Satz, wo ich nicht irre, bereichert hat: Es würde niemand, der auf seinem Todbette die Wahl hätte, von vornen an noch einmal das Unglück durchzuleben, welches er jetzo endigen könnte, ungeneigt seyn, lieber hier zu bleiben, als wegzureisen. Denn Cicero hat ja gesagt: ne vero velim quasi decurso spatio a calce ad carceres reuocari. Der Mensch weiß gewiß, das sein Zustand auf Erden besser als er es nicht verdienet hat. *Mentor* T. III. Disc. CXLI.

einer näheren Offenbarung fräget: ob ein Original-Instrument von der Gemeinschaft des Sünders mit Gott von Anbegin der Welt und durch alle Zeiten auf den Fall nöthig sey, wenn die Menschen ihre Religion nicht anders denn für eine Gemeinschaft des Sünders mit Gott, auf eine zu Recht beständige Weise ausgegeben haben wollen? Da sie nun dieses durchgehends wollen und aller Gottesdienst, sowohl der innerliche und blos geistliche als auch der äusserliche und ceremonialische, in der vermeintlichen Gemeinschaft des Sünders mit Gott beruhen muß. Denn alle Wirthschaft auf Erden ist von undenklichen Zeiten her, und ganz unwidersprechlich von anno 1. nach Erschaffung der Welt dergestalt beschaffen, daß nirgendwo unter der Sonnen einige, auch nicht einmal die bestmeritirten Weltstände für l'airs des Himmelreichs oder als solche kronengleiche Geschöpfe mit dem unbekannten Könige, vor dem auch ein Barbar mit Furcht zur Erden fällt, angesehen werden dürfen; wohl aber tituliret sich alles von gestern her, und die grössesten Monarchen sterben mit der Declaration: Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht. So darf sich dann nunmehro keine Seele der respective Religionsverwandten wenigstens in Europa und den Nordländern, bey solchem allgemeinen Kummer-Processe, da wir ex carcere antworten und das Vaterland räumen müssen, weiter entziehen keinen Mitbruder ferner aus der Universal-Sünderschaft unter uns zu dulden, der seinen Pardon selbst ersinnen, oder per id quod erat demonstrandum zu reguliren gedächte: Vielmehr müssen die besten Ingenia am ersten zu bekennen geschickt seyn, daß aller l'anchant der gesittesten Nationen ganz übernatürlich darauf falle, Gnade anzunehmen, wenn sie ihnen angeboten worden: und es sey, als ein tollkühnes Unternehmen, lange unter uns die Weise abgekommen, sich selbst zu privilegiren; dahingegen man kein anderes corpus priuilegiorum vidimatum e) mehr

e) Dergleichen sind der Alcoran; l'enthousiasme chimerique; L'esprit brillant; Sapientia Sinensium cum notis summi nostri temporis philosophi; L'air du monde neuf; Institutions politiques par l'esprit d'un grand-homme; La vraye philosophie; Les Moeurs du siecle; Le genie du peuple; la Chronique scandaleuse; das studium sectae, und endlich alle Unsehlbarkeit der Conciliorum und Particulair-Kirchen durch die ganze Welt. Denn die Königin Christina hat sehr wohl selbst in Rom geurtheilet; daß Jesus Christus seine Kirche allein regieren müsse, nachdem sie vier auf einander folgende Päbste von Person gekannt, denen es doch an natürlichen Verstand gemangelt habe: wie solches der englische Geschichtschreiber, dem man kühnlich glauben kan, aus ihrem eigenen Munde gehöret hat.

auſſer demjenigen erkenne, welches mit der Staatsverfassung des göttlichen Regiments über die Geister und derselben unveränderlichen Gesetzen also übereinstimme, wie es von Gott selbst im Paradiese am Abend der feriae primae post festum, da man sich den Tod negotiiret hatte, in bester Kraft Rechtens gegeben, bestätiget und promulgiret worden ist.

Wir reden also zum letztenmal mit der so sehr gefälligen Bescheidenheit eines Schriftstellers und vermuthlich doch raisonabler vom Tode, als man wohl denselben auf die unerlaubteste Art bey dem Grabe einer hofnungsvollen und schon etwas französisch sprechenden Tochter in den Leichengedichten abzuleuchten pfleget. Denn es ist das bannissement de la mort, damit der Herr von Leibnitz wider seinen Willen, die Welt recht kräftiglich gegen die Schrecken des Todes getröstet hat, wie man aus dem abgeschmackten Sendschreiben des Briefstellers vom Tode der Engel ersehen kan; nur ein sündlicher und böser Traum eines alten und grossen Mathematik-Verständigen, welchen er nicht vor dem Schlafengehen, sondern allererst nach dem Wiedererwachen von den Todten dem Gros unserer Scharfdenkerey hätte mittheilen und erzählen können. Wie er denn auch denselben in seinem eigenen Sterben so gewiß selbst bedauret hat, als er bereits das Misvergnügen in seinem Leben gehabt hatte zu erfahren, daß der Graf Shafrsbury überall keinen guten Traumdeuter auf seine Bitte abzugeben gemeinet sey. Und die Bibliotheque ancienne et moderne hat so gar seine ganze Theodicée nicht recensiren wollen, weil er dem Hn. Kanzler Pfaff in einem Briefe selbst bekannt hatte, daß sein Systeme die Bayliſchen Vernunfts-Maximen mehr befördere als vernichten könnte. f) Indessen ist doch der Fortgang der menschlichen Vernunft durch die Denkungsart des Herrn von Leibnitz als eines Teutschen, so groß worden, daß viele der angesehensten Anhänger der christlichen Religion, um bey Ehren zu bleiben, und daß ihnen nicht, wie jetzo leicht geschehen könnte, aller Menschenverstand glatt abgesprochen werde, bereits so viel dran gewaget oder darauf gebeten haben, daß man schweren sollte, sie wären schon bey der Aristotelischen Philosophie, und also von Natur der Meinung gewesen; es sey für einen Menschen, der nur fünf schwache Sinnen hat, kein grösserer Grad der Deutlichkeit, als die Demonstration ist, möglich. Manche scheinen so gar, wenig Bedenklichkeit zu äussern, die

f) J'avoue, sind daselbst *Clerici* Worte, que j'en avois jugé de même, et que c'est qui m'a empêché de parler du Livre de ce grand Mathematicien. T. 15. P. I. Art. 16. p. 179 seq.

Vernunftmäßigkeit der Offenbarung zum Fond aller Religion zu machen, gleich als wenn die Menschen darum mündig würden, weil sie mit Verstand geboren werden. Sie besorgen gleichsam, daß die Vernunft nicht könne abgehalten werden, der Religion auch nur gleichsam ein Bein unterzuschlagen, wofern man selbige nicht entweder al pari mit der H. Schrift oder doch von wegen der ancienneté ihres weiland richtigen Gebrauches, zum letzten Nothnagel bey allen Religions-Scrupeln choisiren wolle. Dafür soll es denn wieder heissen: steht unser Kirchbau auf zwey so festen Gründen ꝛc. Ja, man hat unter der Hand vielfältig versichern wollen, daß fast die ganze grosse Welt auf einmal vor beynahe funfzig Jahren vom Christenthum abgefallen seyn würde, wenn des Herrn von Leibnitz Theodicée sie nicht beschwichtiget hätte. Mit Gunsten aber, lieben Brüder, die Grossen dieser Welt wissen sehr gut, daß nicht die Vernunft, sondern der Degen und die Schrift die Welt regieren. Der Cardinal ministrissimus in Frankreich schrieb deswegen an seinen Bruder: du glaubst nicht, mit wie wenig Verstand die Welt versehen wird. Ist gleich nicht selten in Antoninus da, der die Länder glücklich schätzet, welche von den Philosophis beherrschet werden; so macht diesen dennoch die Providence so viel zu schaffen, daß sie nicht helfen sollen, wenn die manſuetiores Muſae inter arma ſilent oder schweigen müssen. Obgleich auch alle Universitäten in der Welt nach des Herrn Baron Bielefelds jüngsten Entwurf das ſtudium philoſophicum für die erste und vornehmste Facultät bestimmeten, so ist es doch schlechterdings unmöglich, daß der Triumph der neuen Weltweisheit, zur Hervorbringung irgend einer National-Veränderung unter der Sonnen, über eine chineſiſche Vollkommenheit hinaus reichen, oder sich erstrecken sollte. Dafür stehet uns zur Zeit noch ein, die oben angeführte Oratio Wolfii: Sinenſium ſapientia ſi defendi potuiſſet, ſane hac defenſa fuiſſet! Die offenbarte Religion aber wird diese Ehre behalten, daß sie allein weiland Asien besser als Europam, und Europam heutiges Tages, noch besser, als China besetzet ist, cultiviret habe. Man bedenke nur etwas die Lage des 4 Kap. im 1 B. Mosis; so wird es sonnenklar, daß in allen Archiven der Welt kein Praeiudicat stecken könne, daraus sich schliessen liesse, als wenn die Vernunft auch nur in einer einzigen Familie jemals das Ruder des Glücks geführet hätte. Wir sollen wissen, es sind die ersten Brüder in der Welt gewesen, davon Cain den Abel erwürget habe. Wir sollen hören, daß Gott das obrigkeitliche Rachschwerdt bey dieser Gelegenheit so eigentlich bestätiget habe, als er solches nach der Sündfluth förmlich zu

zu wiederholen, nicht versäumet hat, Kap. 9, v. 6. Wer kan denn zweifeln, ob es die gesunde Vernunft gewesen sey, die unser Schöpfer nicht mehr durch die principia ontologica, wohl aber mit blossem Schwerdt unter dem Baume des Lebens und vor den Thoren des Paradieses, bey guter Laune zu erhalten für nöthig gefunden hat? Kurz vorher aber hatte er auch die Frage allerhöchst selbst entschieden: wie es dem Sünder bey dem publicirten Pardons-Placat allemal am Hirn und Herzen, niemals an göttlicher Gnade und Barmherzigkeit fehlen würde. Bey dieser neuen Gnade, die sich nicht aus der Delinquenten Gehirn und l'enfées entwickelte, blieb alles wahr, was vor ihrem Verbrechen vernünftig gewesen war; darum auch niemand von ihren Nachkommen, damit das Zuchthaus verdienet hat, wenn er in seiner Vernunft eine Hausvisitation anstellet und nachfräget: in wie fern die Geheimnisse der Religion, die unsere Natur vor dem Fall erkannt hat, auch nach dem Fall, ausser der näheren und letzten Offenbarung, dem Sünder erinnerlich seyn mögen? Es wäre denn Sache, daß der Mensch ins Fäustchen dabey lachen wollte, weil er die Geheimnisse stärker zu denken glaubete, als die Schrift oder das Gnadenwort Gottes sie aufgeben können. Denn die Vernunftmäßigkeit aller und jeder geoffenbarten Wahrheiten beruhet nun nicht auf dem Bekenntniß oder der Aussage, die das principium rationis ſufficientis & contradictionis von denselben thun will; nachdem es unwidersprechlich ist, daß die menschliche Vernunft, sowohl nach Belieben schweigen, und sich taub und stumm machen, als auch wider Willen der H. Schrift übers Ziel zu plaudern geneigt seyn will. Wir sterben vielmehr nur als Sünder nach der Vernunft, obgleich des Hn. v. Leibnitz Kopf so fruchtreich gewesen, daß es ihm nicht fehlen können, wenn er uns bey der versprochenen Abhandlung von der Sprache der Engel, statt des Exſilii, mit einem puerperio mortis hätte beschenken oder aufkörnen wollen. Denn er wuste schon, daß ein Schmetterling heraus kömmt, wenn eine Raupe sich eingesponnen hat; warum sollte nun sterben nicht so viel seyn als ins Kindbette kommen; wenn es nämlich der Herr von Leibnitz also haben wolle. Alles raiſonnement eines Philosophen, so er vom Tode vor seiner Auferstehung führet, ist eine Thorheit, dabey der Herr von Faramond verboten hat, das ſalua venia zu gebrauchen, p. 31. der seltsamen Gedanken. Alle Hofnung aber eines Christen im Tode, dem sein auferstandener Heiland lebt, ist so wahrhaftig, Weisheit als zweymal zwey nicht eins seyn kan. Wir danken nur noch dem scharfsinnigen Herrn Bayle, daß er seine Vernunft bey dem Bette einer sterbenden

Staats-

Staatsfräulein, der Königin von Navarra, aus der raison gefangen genommen hat, weil Margaretha von Valois auf das Pfeiffen der abscheidenden Seele vergeblich gewartet hatte. Wir glauben hingegen ohne ihn, daß die christlichen Todes-Façons, von wegen der assistirenden Zeugnisse des heiligen Geistes auf diese oder eine andere Art: dieweil ich lebte, war ich dein, im Tode kan ich keines andern seyn: von niemand andere, als dem Sterbenden allein vernommen zu werden, zur Absicht haben. Darum muß aber auch alle philosophische Windmacherey im Tode noch, so bald als nur die Leute sich dran zu kehren beginnen, eben eine solche Pest der Länder seyn, als die Religions-Intriguen der Betschwestern immer schlimmer seyn werden.

Denn das ist nunmehro nicht fragens werth: ob ein Particulier die Nothwendigkeit einer durch die Landesgesetze eingeführten Religion, damit aufheben könne wenn er als ein Weltbürger nicht um Vergebung bitten darf, daß ihn Gott erschaffen hat? Solches hat niemand in der Christenheit von unsern Brüdern, die mit uns aus Babel gegangen sind, unschuldiger bejahet, als der sel Joh. Alph. Turretin in seinen Cogitationibus de sensu communi. Er saat: nulla datur maior absurditas quam eorum absurda est sententia, qui nolunt sensum communem adhiberi in religione. Quid ita? cum sensus communis, lumen naturale, et ratio, vnum idemque sint. Aber sint, vt sunt in Gallia aut non sint, sagte der heutige Pabst von den Jesuiten in Frankreich. Der Mensch muß antworten, ob er nicht ein Schriftspötter geworden sey, weil ihn die offenbarten Wahrheiten schon eher touchiret haben, als er sie zu verstehen, den Verstand gehabt hat. Es heißt zwar auch von den Lehrsätzen der protestantischen Religion in den Mem. de Brand. T. II. p. 137. ed. germ. daß selbige so bekannt wären, daß es nicht die Mühe belohnete, dieselben zu wiederholen; aber das ist nicht so viel gesaget, als wenn man sie heutiges Tages nicht gründlich erlernen müßte: ἐὰν ἧς ἄξιος, γνώσῃ, wenn du es werth bist, wirst du es erfahren, antwortete schon um das 162 Jahr nach der Geburt des Stifters dieser Religion ein neunzigjähriger Greis dem Präsidenten, der ihn fragte: wer der Christen Gott sey. Eveseb. H. E. l. V. c. I.

Der Schluß dieser Sechsten Antwort künftig.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Vom Meer-Ochsen, lettisch, Juhre-Wersch, und von den Fischen, welche an den Ufern des Liefländischen Meerbusens, und in dessen dahineinfallenden Flüssen gefangen werden.

Wann sich an einem Orte ungewöhnliche Begebenheiten in der Natur zutragen, oder ungewöhnliche Thiere, es seyn Vögel oder vierfüßige Thiere, oder Fische, sich einfinden: so verursachet solches billig eine Bewunderung, die eine Untersuchung und Nachfrage erwecket. Unbillig aber, thöricht und abergläubisch ist es, wann man solche Neuigkeiten gleich übernatürlichen Wirkungen zuschreibet, und gemeiniglich böse Folgen, als Krieg, Pest, Theurung selten aber gute daraus bestimmet.

In dem 1760ten Jahre wurde im Märzmonat, ein Fisch, in ungewöhnlicher Menge zu Markte gebracht, der den meisten Menschen unbekannt war; sein Kopf glich dem Kopf einer Quappe; er hatte eben so einen kurzen Bauch, und sein übriger Leib war schmal bis zum Schwanz, welcher schmale Theil oben und unten spitzige Floßfedern hatte, desgleichen eine auf dem Rücken, an den Ohren aber breite, und unten an der Brust zwey kleine Floßfedern. Seine obere und untere Kinlade hatte feine Zähne, wie eine Bürste, welche an der obern mit noch einer gröbern Bürste verdoppelt war, die einen halben Zirkel formirete. Die Zunge war rund, wie ein kleiner Finger, hinten breit und erhoben. Die Leber war in viele Stücke getheilet, und ganz gelb. Im Magen fand man Ungeziefer, dessen Haut nach Art der Krebsschwänze geringelt war. Des Fisches Länge war kaum ein Fuß. Was aber das Merkwürdigste an ihm war, so hatte er auf dem Kopf vier

Staatsfräulein, der Königin von Navarra, aus der raison gefangen genommen hat, weil Margaretha von Valois auf das Pfeiffen der abscheidenden Seele vergeblich gewartet hatte. Wir glauben hingegen ohne ihn, daß die christlichen Todes-Façons, von wegen der assistirenden Zeugnisse des heiligen Geistes auf diese oder eine andere Art: dieweil ich lebte, war ich dein, im Tode kan ich keines andern seyn: von niemand andere, als dem Sterbenden allein vernommen zu werden, zur Absicht haben. Darum muß aber auch alle philosophische Windmacherey im Tode noch, so bald als nur die Leute sich dran zu kehren beginnen, eben eine solche Pest der Länder seyn, als die Religions-Intriguen der Betschwestern immer schlimmer seyn werden.

Denn das ist nunmehro nicht fragens werth: ob ein Particulier die Nothwendigkeit einer durch die Landesgesetze eingeführten Religion, damit aufheben könne wenn er als ein Weltbürger nicht um Vergebung bitten darf, daß ihn Gott erschaffen hat? Solches hat niemand in der Christenheit von unsern Brüdern, die mit uns aus Babel gegangen sind, unschuldiger bejahet, als der sel Joh. Alph. Turretin in seinen Cogitationibus de sensu communi. Er saat: nulla datur maior absurditas quam eorum absurda est sententia, qui nolunt sensum communem adhiberi in religione. Quid ita? cum sensus communis, lumen naturale, et ratio, vnum idemque sint. Aber sint, vt sunt in Gallia aut non sint, sagte der heutige Pabst von den Jesuiten in Frankreich. Der Mensch muß antworten, ob er nicht ein Schriftspötter geworden sey, weil ihn die offenbarten Wahrheiten schon eher touchiret haben, als er sie zu verstehen, den Verstand gehabt hat. Es heißt zwar auch von den Lehrsätzen der protestantischen Religion in den Mem. de Brand. T. II. p. 137. ed. germ. daß selbige so bekannt wären, daß es nicht die Mühe belohnete, dieselben zu wiederholen; aber das ist nicht so viel gesaget, als wenn man sie heutiges Tages nicht gründlich erlernen müßte: ἐὰν ἧς ἄξιος, γνώσῃ, wenn du es werth bist, wirst du es erfahren, antwortete schon um das 162 Jahr nach der Geburt des Stifters dieser Religion ein neunzigjähriger Greis dem Präsidenten, der ihn fragte: wer der Christen Gott sey. Eveseb. H. E. l. V. c. I.

Der Schluß dieser Sechsten Antwort künftig.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Vom Meer-Ochsen, lettisch, Juhre-Wersch, und von den Fischen, welche an den Ufern des Liefländischen Meerbusens, und in dessen dahineinfallenden Flüssen gefangen werden.

Wann sich an einem Orte ungewöhnliche Begebenheiten in der Natur zutragen, oder ungewöhnliche Thiere, es seyn Vögel oder vierfüßige Thiere, oder Fische, sich einfinden: so verursachet solches billig eine Bewunderung, die eine Untersuchung und Nachfrage erwecket. Unbillig aber, thöricht und abergläubisch ist es, wann man solche Neuigkeiten gleich übernatürlichen Wirkungen zuschreibet, und gemeiniglich böse Folgen, als Krieg, Pest, Theurung selten aber gute daraus bestimmet.

In dem 1760ten Jahre wurde im Märzmonat, ein Fisch, in ungewöhnlicher Menge zu Markte gebracht, der den meisten Menschen unbekannt war; sein Kopf glich dem Kopf einer Quappe; er hatte eben so einen kurzen Bauch, und sein übriger Leib war schmal bis zum Schwanz, welcher schmale Theil oben und unten spitzige Floßfedern hatte, desgleichen eine auf dem Rücken, an den Ohren aber breite, und unten an der Brust zwey kleine Floßfedern. Seine obere und untere Kinlade hatte feine Zähne, wie eine Bürste, welche an der obern mit noch einer gröbern Bürste verdoppelt war, die einen halben Zirkel formirete. Die Zunge war rund, wie ein kleiner Finger, hinten breit und erhoben. Die Leber war in viele Stücke getheilet, und ganz gelb. Im Magen fand man Ungeziefer, dessen Haut nach Art der Krebsschwänze geringelt war. Des Fisches Länge war kaum ein Fuß. Was aber das Merkwürdigste an ihm war, so hatte er auf dem Kopf vier

hornigte Warzen. Sein Fang möchte wohl drey Wochen gedauret haben, und zur selbigen Zeit hatten wir auch reichlich die Kaulbarse und Sandaten. Wann er gekocht wurde, so schmeckte sein Fleisch etwas dem Fleische einer Quappe gleich. Die lettischen Fischer nannten ihn **Juhre-Wehrsch**, den See- oder Meer-Ochsen.

Weil man nun bey solcher Menigkeit selten Leute antrift, die einen Unwissenden gründlich belehren können, so greifet man in solchem Fall zu Büchern gelehrter Männer, die sich die Natur und ihre Zeugungen zu bemerken, und zu beschreiben bemühet haben. Da auch zu unsern Zeiten niemand mit so gutem Erfolg und Ruhm sich darinn bemühet hat als der schwedische Archiater und Ritter **Linäus** so suchet man billig bey ihm das in den Reichen der Natur einem noch unbekannte. Man fand also unsern **Juhrewehrsch** in seinem Systema Naturae, in der vierten Ordnung, mit seinen vier hornigten Warzen auf dem Kopf vollkommen so abgebildet, wie er ist, und zwar unter dem lateinischen Namen ostrus, quadricornis, scaber, auf schwedisch **Horn-simpa** genannt. Kotty heißt im griechischen, ein Zopf, eine Erhöhung, auf dem Kopf.) Der Herr Professor **Lange**, in Halle, welcher des **Linäi** Systema verteutschet hat, nennet ihn den Grop-Fisch. Er gehöret zu dem Geschlecht der Quappen, Simpa, deren es viele Arten giebt, und unter andern auch scheckige und weißbunte. Woher sollten aber wohl die Letten den Namen Meer-Ochse diesem Fisch gegeben haben? Vielleicht nach seinen vierhörnigen Warzen, oder durch eine Belehrung von Fremden. Man findet in eben dem Langischen Systema Naturae, bey dem Geschlecht der Rochen, Raia, einen Fisch, welcher Bos, der Ochse, der Meerochse genannt wird. Man hat ja Meerschweine, Meerkälber, Meerhunde, Meerböcke, Meerpferde, Meerfüchse, Meermenschen, ja Meerengel und Meerteufel, warum nicht auch Meerochsen? obgleich sie alle mit ihrem Original wenige Gleichheit haben. **Linäus** saget, unser Meerochse wohne gerne um Alands-Haf und in dem Bothnischen Meerbusen; von dannen giebt er uns zuweilen eine Visite in unserm Fischreichen Meerbusen, und wird bey dem nordlichen Winde, der ihn uns zuführet, an unserm Strand gefangen; daß er aber auch aus andern Gegenden zu uns komme, davon zeugen auch die Butten, in deren Gesellschaft er auch gefangen wird, welche Butten aber in dem Bothnischen Meerbusen keine Wohnung haben. Der Meerochse kommt gerne mit den Fischen, die wie er, spitzige Floßfedern haben, welche die Gelehrten acanthopterygii nennen, als da sind die

die Sandaten, die Butten, der Kaulbarse, die Quappen, und dergleichen.

Es wäre Unrecht, wenn ich, da ich unsern liefländischen Meerbusen, einen Fischreichen Meerbusen genannt, nicht so viel, als von dessen schuppichten Einwohnern, die an dessen Strand kommen, und in die Flüsse, welche sich in ihn ergiessen, zu ihrer Erquickung und Vermehrung, einschleichen, bekannt ist, nahmhaft machen sollte, und zwar nicht alleine nach ihren teutschen und lettischen, sondern auch lateinischen Namen. Und damit das Namenregister nicht ein allzutrocknes Gericht abgebe, so wollen wir vermittels einer kleinen Beurtheilung der Natur eines oder andern Fisches, und wie er zur Gesundheit diene, einen kleinen Beyguß oder Tunke geben. Der **Aal**, lettisch **Sutris**, lateinisch anguilla, ab angue sic dicta, ist ein fetter Fisch, und also mäßig zu essen. Unterdessen kehrten sich die alten Römer nicht daran, er war ihnen eine Helena coenarum, die Helena auf ihren Abendgastereyen, eine Regina voluptatis, eine Königin der Wollust. Ja die wollüstigen Sybariten gaben denen Aalfängern grosse Freyheiten. Der **Alant**, lettisch **Alant**, auch **Skaunaz**, lateinisch Alburnus. Der gelbe ist der wohlschmeckende. Der **Baars**, lettisch **Assars**, lateinisch Perca, vom griechischen percnos bunt, ist ein gesunder Fisch, weil er nicht so fett und doch zart ist. Der **Brachse**, lettisch **Plaudis**, lateinisch Brama, Cyprinus latus, weil er den cyprinum nobilem, die Karpe, an Breite übertrift. Er ist auch ein gesunder Fisch, und sein Fett ist sehr gährend und subtil, als das Fett des Aales: obwohl das Fett aller Fische, wann es gnug gesalzen worden, einem gesunden Menschen so schädlich nicht ist, als man grossen Scheu davor hat. Nur daß man nicht zuviel dabey thue. Die **Butte**, lettisch **Leste**, **Plekstes**, von plat seyn, lateinisch Passae, auch weil sie plat und gleichsam gedruckt sind, Rhombi. Von den Butten siehe das erste Stück gelehrter Beyträge von 1761. um allhie Weitläuftigkeit zu vermeiden. Der **Bretling**, der Lette nennet ihn auch also, lateinisch möchte man ihn halex minimus nennen, Sardella Liuonica, deren noch eine kleinere Gattung dem Revalschen Strande, und dem Sinui finnico eigen ist. Er ist ein zarter, gesunder Fisch. Der **Dorsch**, lett **Menzis**, lateinisch Asellus mollis, oder minor, ist eine Art vom Kabliau und Stockfisch, welcher von seiner Eselsfarbe Asellus bey den Lateinern heisset. Der **Forell**, lettisch eben so, lat. Trutta, simplex et salmonata, **Lachsforell** welcher fetter und grösser ist, als der simplex. Es sind gesunde Fische, wann überall das ne quid nimis beobachtet wird. Der **Gründling**,

lett. halbteutsch **Grunduls**, lateinisch **Fundulus**, weil sie sich im Grunde der Wasser aufhalten; wann der Grund rein ist, und keinen bösen Geschmack ihnen giebet, so sind sie gesund. Der **Hecht**, lettisch **Lihdek**, lateinisch Lucius, Lupus piscis, ein gesunder Fisch. Der **Kaulbars**, lett. **Kriesis**, lateinisch Perca minor, rotunda. **Kies** ist etwa eine alte teutsche Benennung dieses gesunden Fisches, wann man eine Wortforschung hierbey anwenden wollte, so möchte man es vom Worte **Kiesen**, **Keesen** erwählen, ableiten, und ihn einen zur Gesundheit erkiesten Fisch nennen. Unsere Letten nennen die stehende See nach den Kaulbarsen **Kres-Esser**, weil vermuthlich in alten Zeiten es die gröste Wohnung der Kaulbarse gewesen; die Teutschen aber heissen sie die **Stintsee**, weil die Stinte die ersten schmackhaften Fische im Frühling sind, die ihnen die See liefert. Der **Karauß** lettisch **Karrus**, lateinisch Carax, Carassus; der halbe schlechtere Karauß lettisch **Ruduls**, lateinisch Carassus minus, spurius. Es ist ein zarter Fisch, welcher mit gehörigem Salz, und andern zur Gesundheit dienenden Sachen zubereitet, ein gesunder Fisch ist. Der **Lachs**, lettisch **Lassis**, lateinisch Salmo, ein fetter, harter und unverdaulicher Fisch. Wann er aber gesalzen wird, so ist er ein verdaulicher gesunder Fisch, nämlich, aus dem Pekel gegessen. Der Rauch verbessert ihn auch schon. Die kleine Art des Lachses, der **Taim**, lettisch **Taim**, lateinisch Salmo minor, ist zärtlich und gesunder. Der **Neunauge**, von seinen neun Oefnungen, die er am Haupte hat, so genannt, lett. **Snrris**, lateinisch Lampreta, wovon man in Teutschland mit Wegwerfung der ersten Sylbe, erst **Breten**, hernach **Bricken** gemacht, kan keinen sonderlichen Ruhm verlangen; er sättiget den Magen, und wird, so gut es von ihm möglich, verdauet, bis das im 20 St. unserer Anzeigen dieses Jahrs intimirte Arcanum ihm Hülfe leistet. Der **Peißker**, lettisch **Pükske**, lateinisch Poeciliae, auch Pisces fossilis, weil er aus dem Schlamm, in welchem er wohnet, mit Händen und Schaufeln gegraben werden kan. Er stehet mit den Neunaugen in gleichen Character, und man könnte ihn auch wohl wie die Neunaugen braten, und einmachen. Der **Quappe**, lettisch **Websele**, lateinisch Mustela. Eine **Strom-Quappe** möchte wohl einem Aal an Geschmack und Gesundheit übertreffen. Die Leber aber ist an ihm das schönste, welche mit andern wohlschmeckenden Sachen, als Kälbermilch gemischt und gewürzet, gesund ist. Sie vermehret die Beatillen trefflich. Beatillen sind eine groblich gehackte Sammlung von Hahnenkämmen und ihren Eyern, Kälbermilch, Leber der Hüner, Champignons, und

und andern zarten Kleinigkeiten. Man erzählt, daß vormals eine Gräfin in Teutschland ihre Grafschaft in Quappenleber verzehret habe. Der **Rotauge**, lettisch Raude, lateinisch Rutilus, ist kerngesunder Fisch, schmeckt aber besser gebraten, als gekocht. Der **Sandar**, lettisch auch so genannt, lateinisch Lucioperca, weil er am Kopf und an seiner Fräßigkeit dem Hechte gleicher, an der Farbe aber dem Barsche. Man nennet ihn auch Pelsus fluviatilis, den Stromdorsch, wegen seines dem Dorsch gleichenden zarten Fleisches, sonderlich wann er eine Weile im Salze gelegen. Der **Schnepel**, lett. **Sighe**, lat. Oxyrynchus, Foxinus, ein magerer Fisch; der schmale **Schnepel**, lettisch **Skalle**, weil er so schmal und dünne wie der Pergelist, das leuchte Holz, lateinisch möchte er Foxinus tenuis heissen. Der **Stint**, lettisch **Sallaka**, lateinisch Aphya, quasi non nata, weil die Alten seines Geruchs wegen glaubten, er wäre von selbst aus dem Schlamm entstanden; dennoch aber ihn dieses Geruchs wegen ihrer Tinke, die sie arum nannten, einverleibten. Siehe ein mehreres in dem ersten Stücke gelehrter Beyträge von 1761. Der **Schley**, der **Schusterfisch**, lett. **Line**, lateinisch Linea oder Tenca. Es ist ein verachteter Fisch und wird deswegen bey einigen Lateinern Solatia vulgi genannt, der arme Leute Trost. Es essen ihn aber auch gerne viele Reichen, überall, in Frankreich und England, wann er gehörig zugerichtet wird gebraten, gekocht und auf andere Weise. Die Salernitanischen Medici zählen ihn mit unter ihre zehn gesunden Fische. Unter die zarten gehören sie doch nicht. Unterdessen muß man seinen Magen nicht zum **Zarten** allein gewöhnen. Der **Stör**, lettisch **Sturis**, lateinisch Sturio, Acipenser, kan wegen seines dicken Saftes auch unter die Zärtlichen nicht gezählet werden; durch das Braten aber möchte ihm wohl eine Verbesserung beygebracht werden. Der **Strömling**, lett. **Kengis** lateinisch Harengus, oder Halex minor; wir mögen ihn bey uns auch wohl Solatia vulgi heissen weil sie die wohlfeilsten und zugleich zartesten Fische sind, welche, wann sie rar und theur wären, die Tafel der Fürsten zieren würden. Nach dem **Linäus** ist der Sinus Bothnicus auch sein wahres Vaterland. Der **Tobischen**, lett. **Strubbies**, corrupte, lateinisch Tobianus. Der **Weißfisch**, lettisch **Plirbe**, lat. Brama spurius, wovon noch eine Art lettisch **Maure** genannt, und noch eine Art die recht fett ist und sich zuweilen unter den Brechsen findet, und **Zahnbrachse** oder **Z. hrtfisch** genannt wird, lettisch **Kaschin**, lateinisch aber Dentex heisset. Der **Wengal**, lettisch **Wimbus**, lateinisch Mugil, ist kein harter ungesunder Fisch, welcher

cher durch das Räuchern angenehmer von Geschmack wird. Und was vermuthlich noch an mehren Sorten aus unsern Meerbusen, theils in die Ströme, die Aa und die Salis, theils durch andere kleinere Einflüsse, in die Seen sich hinein begiebet. Die Liebhaber der natürlichen Beschaffenheit der Naturhistorie dieses Landes, könnten künftig dieses Blat durch eine Betrachtung und Anschreibung der vorkommenden Fische, um ein merkliches vermehren und verbessern. Und damit auch hiebey die Erleichterung angewiesen werde, so wollen wir aus des belobten Linäi System die Ordnungen hersetzen, nach welchen die deutlichste, erste Einrichtung geschiehet, und dabey den Hauptnamen jeder Ordnung nennen. Die erste Ordnung enthält die Plarschwänze, Plagiuri. Zu denen gehöret, die Seekuh, der Catodon, der Einhornfisch, der Wallfisch, der Delphin. In der zweyten Ordnung sind die, welche knorplichte Floßfedern haben, die Chondropterygii, als 1) die Roche, 2) der Schwal, 3) der Stör, 4) der Steinsauger. In der dritten Ordnung sind diejenigen, welche beinigte Ohren haben, Branchiostegi, als 1) der Seefrosch, 2) der Circkelfloßfeder, 3) der Schalfisch, 4) der Meerbock. Zu der vierten Ordnung gehören die Spitzfloßfederige, acanthopterygii, als 1) der Knochenbauch, 2) der Groppfisch, 3) der Meerbarbel, 4) der Mugrel, 5) der Baars, 6) der Sparfisch, 7) das Dickmaul, 8) der Meeralant, 9) die Macrele, 10) der Meergründling. Zur fünften Ordnung gehören die Weichen floßfederigen, malacopterygii, als 1) der Aal, 2) die Meergropp, 3) der Stockfisch, 4) der Platfisch, 5) der Sandaal, 6) der Schiffhalter, 7) der Hecht, 8) der Lachs, 9) der Schnepel, 10) der Hering, 11) der Karpe, 12) der Schmerl, und noch einige mehr. Die fünfte Ordnung ist an weichfloßfederichen reicher, als die andern an ihren Arten. Die genannten sind nur gleichsam die genera ihrer Ordnungen, die sich durch eigene Merkmale von einander caracterisiren.

Weil von denen bey uns befindlichen Fischen eine Nachricht gegeben, und bey einigen von deren Gesundheit und Schädlichkeit gedacht worden, so wird nicht undienlich seyn von deren Eigenschaft in Ansehung der Gesundheit, und ob solche dem Leibe Nahrung und Stärke geben, etwas zu erörtern. Wir könnten dieses am besten von denenjenigen erfahren, die einzig von Fischen lebeten, weil aber solche nur in Africa als ein Geschlecht der Mohren, vormals gewohnet, nach dem Bericht des Herodotus, und man von ihnen itzo in den Geschichten nichts ver-

vernimt, folglich dieselben ausgestorben sind, so müssen wir die Ichthyophagos, die Fisch-Esser, welche wir bey uns haben betrachten. Es ist aber von den Africanischen Fisch-Essern dieses noch zu merken, daß sie gleich denen Heuschrecken-Essern, ihr Alter nicht über 40 Jahre gebracht haben; dahingegen eine andere Gattung Mohren, ihr Alter insgemein über hundert Jahre brachten, und zwar bey Milch und Fleisch, und bey einem sehr leichten balsamischen Wasser zum Getränke: die auch dabey von so grossen Kräften gewesen, daß sie Waffen von ungeheurer Grösse gebraucht. Von unsern Europäischen Fisch-Essern, welche in denen Klöstern wohnen, ist bekannt, daß sie bey Gesundheit ein langes Leben erhalten, weil sie daneben ein gutes Brod und Bier, auch Wein, und dessen Geist zuweilen dabey geniessen. Dem ohngeachtet, wann wir das Wesen der Fische betrachten, und ihre Fähigkeit ein gutes Blut zu zeugen, untersuchen wollen, so ist leicht einzusehen, daß das Wesen der Fische dazu nicht vorzüglich tauge, weil die Fische aus wenigem flüchtigen Salz und vielem Schleim bestehen; daher konnte der Mohren-Blut nicht mit gnugsam geistigen Theilchen versehen werden, und das Blut dem Gehirn und den Nerven wenige Geister zuwenden, folglich das ganze Gebäude des Leibes nicht lange bestehen; solche Beschaffenheit ihrer Körper wurde auch auf ihre Kinder fortgepflanzet. Die Fische sind eines flüchtigen angenehmen Salzes nicht entblösset, vielmehr werden die fetten Fische durch die Einpeckelung mit subtilern Salz verbessert, daß sie den Nerven eine würkliche Stärkung werden, wie man es an den gesalzenen guten Heringen, den Sardellen, unsern Brettlingen, und andern zarten fetten Fischen merket; allein es kommt von ihnen keine Nahrung ins Geblüt, wie vom Fleisch und Milch, es sey dann daß das Brod, das Bier und der Wein im Magen währender Verdauung etwas von den fetten Fischen sich zueigne, und assimilire. Eine Ueberfüllung von Fischen möchte wohl also gefährlicher seyn als eine Ueberfüllung von Fleisch, es wäre dann daß ein guter Wein dem Magen zu Hülfe käme, und ihm kochen und digeriren hülfe. Daneben will der Fisch auch allemal wohl gesalzen seyn, wann er den Magen nicht beschwerlich fallen soll. Es ist zwar wahr, daß die Matrosen auch andere Leute, die trocknen Fische, den Stockfisch, die Schollen und andere, mit süssem Munde so trocken, wie sie von der Sonnen kommen, essen,

und

und nie dabey über eine Ueberladung des Magens und Indigestion klagen: Allein diese Leute haben ihren Magen auch von Kindheit an dazu gewöhnet, auch ihn nie mit weichlichen Speisen gezärtelt, und besitzen deswegen einen Magensaft, der dem Stockfisch oder andern harten Fisch, gleichsam ein Scheidewasser ist, um ihn bald zu zermalmen. Mit Leuten von anderer Lebensart ist es ein anders. Ein merkwürdiges Exempel geben uns die Ephemerides Nat. Curiof. vom letzten Churfürsten von Trier Franciscus Georgius, welcher bis in sein 75tes Jahr sich das Fleisch zu seiner Speise gewählet, vor den Fischen aber einen Abkehr von vielen Jahren gehabt hatte, weil er geglaubet, daß sie seiner Gesundheit schädlich wären. Auf einmal hat sich dieses bey ihm umgewandt, daß er einen Eckel vor Fleisch bekommen, und nur Fische gegessen, und daneben einen Milchbrey, welches ihm alles wohl bekommen, unter Begleitung eines mäßigen Trunk Rheinweins oder Mosslers, die in seinem Gebiete, die herrlichsten sind. Er hat unterdessen von denen Fischen die Natur kaum über ein halb Jahr unterhalten, daß er von seiner starken Leibes-Constitution abgefallen, mit Magen- und Brustbeschwerden beladen worden, und dabey sein Leben geendiget.

XIV. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Zweite Fortsetzung

Der verkürzten Bengelischen Erklärung der Offenbarung St. Johannis.

(Siehe XII Stück)

Schluß der sechsten Antwort.

So bald als keine Religion unter der Sonnen gedacht werden kan, dabey man nicht gezwungen ist, selbe für eine Gemeinschaftspflege des Sünders mit Gott auszugeben; so läßt sich auch für eine unglückliche Kreatur keine mögliche Art der Unterhandlung mit Gott, ohne vorhergängigen schriftlichen Vergleich, auf eine gemeinnützige Weise gedenken. Es widerspricht sich recht schimpflich, daß die ersten Eltern das nothwendigste Metier unsers Geschlechts, oder daß Adam zu hacken und Eva zu spinnen durch eine richtige Anwendung ihres Verstandes von selbst unternehmen können, ehe und bevor sie einen Contract von ihrem Schöpfer in Händen gehabt; nach welchem sie mit Ehren in die Erde hinein, und also wieder gewiß heraus zu kommen, ohne Widerspruch und mit gnugsamen Grund gedenken können. Denn Adam muß selbst der erste Mensch gewesen seyn, dem das Gespötte mit der Eitelkeit vertrieben worden ist: Bey welchem aber auch das erste menschliche Bewußtseyn, damit unsere Natur in ihm aufzuleben angefangen hatte, nach seinem Fall, nur darum nicht zugleich in einen wirklichen Wahnwitz verfallen ist, g) weil er sich gefallen lassen: die Anweisung zur Addresse an den neuen Verweser unsers Geschlechts,

welcher

g) Dieses hat ein christlicher Philosoph wider den sel. a Verimontibus weitläuftig zu bestätigen für nöthig erachtet; weil ihm dieser Schwabe daran zu zweifeln in Eil geschienen hatte.

und nie dabey über eine Ueberladung des Magens und Indigestion klagen: Allein diese Leute haben ihren Magen auch von Kindheit an dazu gewöhnet, auch ihn nie mit weichlichen Speisen gezärtelt, und besitzen deswegen einen Magensaft, der dem Stockfisch oder andern harten Fisch, gleichsam ein Scheidewasser ist, um ihn bald zu zermalmen. Mit Leuten von anderer Lebensart ist es ein anders. Ein merkwürdiges Exempel geben uns die Ephemerides Nat. Curiof. vom letzten Churfürsten von Trier Franciscus Georgius, welcher bis in sein 75tes Jahr sich das Fleisch zu seiner Speise gewählet, vor den Fischen aber einen Abkehr von vielen Jahren gehabt hatte, weil er geglaubet, daß sie seiner Gesundheit schädlich wären. Auf einmal hat sich dieses bey ihm umgewandt, daß er einen Eckel vor Fleisch bekommen, und nur Fische gegessen, und daneben einen Milchbrey, welches ihm alles wohl bekommen, unter Begleitung eines mäßigen Trunk Rheinweins oder Mosslers, die in seinem Gebiete, die herrlichsten sind. Er hat unterdessen von denen Fischen die Natur kaum über ein halb Jahr unterhalten, daß er von seiner starken Leibes-Constitution abgefallen, mit Magen- und Brustbeschwerden beladen worden, und dabey sein Leben geendiget.

XIV. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Zweite Fortsetzung

Der verkürzten Bengelischen Erklärung der Offenbarung St. Johannis.

(Siehe XII Stück)

Schluß der sechsten Antwort.

So bald als keine Religion unter der Sonnen gedacht werden kan, dabey man nicht gezwungen ist, selbe für eine Gemeinschaftspflege des Sünders mit Gott auszugeben; so läßt sich auch für eine unglückliche Kreatur keine mögliche Art der Unterhandlung mit Gott, ohne vorhergängigen schriftlichen Vergleich, auf eine gemeinnützige Weise gedenken. Es widerspricht sich recht schimpflich, daß die ersten Eltern das nothwendigste Metier unsers Geschlechts, oder daß Adam zu hacken und Eva zu spinnen durch eine richtige Anwendung ihres Verstandes von selbst unternehmen können, ehe und bevor sie einen Contract von ihrem Schöpfer in Händen gehabt; nach welchem sie mit Ehren in die Erde hinein, und also wieder gewiß heraus zu kommen, ohne Widerspruch und mit gnugsamen Grund gedenken können. Denn Adam muß selbst der erste Mensch gewesen seyn, dem das Gespötte mit der Eitelkeit vertrieben worden ist: Bey welchem aber auch das erste menschliche Bewußtseyn, damit unsere Natur in ihm aufzuleben angefangen hatte, nach seinem Fall, nur darum nicht zugleich in einen wirklichen Wahnwitz verfallen ist, g) weil er sich gefallen lassen: die Anweisung zur Addresse an den neuen Verweser unsers Geschlechts,

welcher

g) Dieses hat ein christlicher Philosoph wider den sel. a Verimontibus weitläuftig zu bestätigen für nöthig erachtet; weil ihm dieser Schwabe daran zu zweifeln in Eil geschienen hatte.

welcher der Weibessamen heissen sollte, aus ganz neuen und vor her unbekannten Anfangs- oder Erkenntnisgründen des offenbarten Gnadenwortes lesen zu lernen. Darum sagt auch Paulus nicht, wir curiren alle menschliche Vernunft; denn das thut man nur an Patienten, die nicht gesund sind: sondern wir nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi; und so macht man es freylich, wenn den Gesunden der Dollkopf ankömmt, zum Präservatif wider den Wahnwitz. Wie sollte es möglich seyn? daß unser Schöpfer nicht eben so gut für uns noch dem Fall geschrieben habe, 2 B. Mos. 31, 8. als es nöthig gewesen ist, daß er bey unserer Schöpfung geschrieben hat, Röm. 2, 15. Diese Idee ist allemal ein wesentliches Stück des bon sens in dem Verstande unserer ersten Stammhalter geblieben; nachdem ihr neues unphilosophisches Systeme des Abfalls von Gott so plötzlich zerscheitert war, wie es demselben ihrer Natur zuwider, an ratione sufficienti gefehlet hatte. Die gesunden Principia aber ihres rückständigen iuridici discretiui liessen sie nach dem Satz vom Widerspruch, keinen andern Weg zur Gewißheit und Zuverläßigkeit ihres ferneren Schicksals und Bleibens auf Erden, denn nur auf den Fall einer erfolgenden Offenbarung bey göttlichen Ehren und Worten, für acceptable gedenken; indem sie annoch mit einer geometrischen Gewißheit dachten, es sey unmöglich, daß Gott lüge. Wenn also Adam nach erhaltenem obsiegenden Urtheil sein Weib, nicht für eine Mutter aller Sterblichen, sondern aller Lebendigen benamete; diese erste Kindesmutter aber selbst ihre Erstgeburt schon für den Weibessamen empfangen zu haben glaubete; so war alsdann aller Menschenverstand der iemals wirklich auf einmal unter der Sonnen zugleich existiret hat, ganz complet der Meinung jenes bekannten Mannes, der sich verlauten lassen: er achte alles für Schaden und Dreck gegen der überschwenglichen Erkenntniß Jesu Christi, durch welchen ihm die Welt gekreuziget sey und er der Welt. So läßt sich nun allerdings die Schadloßhaltung eines Sünders im Leben und Sterben nur allein durch die Schrift aus der ersten und letzten Verheissung von unserer Erlösung, und zwar dergestalt vernünftig denken, daß auch selbst die Gründe der ersten Ueberzeugung, wodurch unser Verstand zuerst von der Göttlichkeit der Schrift convinciret worden ist, nirgends als in der Offenbarung selbst gesteckt haben müssen. Kein philosophischer Kunstrichter kan hier in Abrede seyn, dem erleuchtesten Staatsmanne, dessen Vernunft ohne Nachtheil seiner Lernbegierde aus der Schrift zur Vollkommenheit gelanget ist, de iure belli et pacis zu folgen L. II. c. XX. §. 47. n. 1. woselbst er Anleitung giebt, wie die schwereste und wichtigste Frage von der Göttlichkeit der H. Schrift oder daß ein jedes Buch derselben

selben insbesondere göttlich sey, dadurch am besten ausgemachet seyn und bleiben werde: daß der Haupturheber dieser Schriften annoch im Leben ist, auch sich nicht entziehen wolle, seine sämmtlichen Leser und Lehrlinge zur Recognition dieser seiner göttlichen Handschrift so lange anzuhalten, bis sie entweder selbst die rechte Leseart zu lernen anfangen, oder den klaren Buchstaben derselben zum Zeugniß wider sich behalten müssen: wie nämlich dieses Buch, darinnen von Jesu Christo geschrieben ist, wohl weggeworfen und verlästert, aber nicht umgeschrieben oder wie der Psalter vom Teufel erkläret werden könne. Denn dieses ist es, was man durch das innere Zeugniß der Göttlichkeit, welches die Schrift von sich selber führet, verstehen muß. Moses erwehnet auch des göttlichen Schreibefingers aus keiner andern Ursache, oder es läßt sich dabey keine andere Anständigkeit θεοπρεπῶς gedenken, als nur in wiefern wir sollten glauben lernen, daß Gott schreiben könne. Wozu aber würde uns diese Wissenschaft nöthig seyn, wenn es nicht unumgänglich nothwendig wäre, daß wir dasjenige vom Buche lesen lernen müßten, was Gott hat schreiben wollen; nachdem desselben erste Schöpfungsschrift auf den Tafeln unsers Herzens verloschen und dahin nicht anders denn durch die Ohren wieder angebracht werden kan. Wofern sich eine Zeit gedenken liesse, da jene souveraine Vernunft und unsere eigene gesunde Ueberbleibsel weder lesen noch schreiben gekonnt hätten, so würde man freylich von wegen der täglich mehr werdenden Secten und Glossen lauter neue Offenbarungen zu Schiedsrichtern nöthig haben; nun aber heißt es, was geschrieben ist, das ist geschrieben. Wer würde nicht lachen, wenn man von einem freygesprochenen Inquisiten, der seinen Pardon produciret haben will, gedenken wollte, der Mensch habe keine Vernunft; weil er auf die Frage: woher er glaube, daß Recht und Gerechtigkeit in der Welt sey? weder als ein Jurist noch als ein Philosoph, sondern nur als ein Impetrat zu thun und zu lassen für nöthig denken will. Auf solcher geoffenbarten Grundlage aber der christlichen Religon, übersehen zugleich die vernünftigsten Gottesgelehrten unserer Zeit, die Vorzüglichkeit der Lehrart h) des orthodoxesten Asceten i) der vielleicht jemals auf Erden gelebet hat, wenn er die christliche Heilslehre in den Thesibus credendorum atque agendorum

h) Denn im προκοπῇ παιδείας haben wir immer zu wachsen: sagte der verewigte Theologus semisecularis Histor. Motuum P. II. p. 281.

i) Ich wollte ihn anfänglich nicht bey Namen nennen, um derer Willen, die noch nicht Gott abgebeten haben, daß sie nicht in Speners, Frankens ꝛc. Rath zu kommen, ärgerlich gnug gewünschet haben: er heißt aber Justus Friedrich Breithaupt.

rum unter keiner andern Epoque als von der Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in dem Menschen angehoben haben will. Es tritt nämlich zur Betrachtung der Gemeinschaft des Sünders mit Gott, als ein Mann, der sich deutlich bewust ist, daß unsere Natur, wie sie im Paradiese anfangen müssen, das erste Evangelium von dem andern Adam zu lesen, nicht das Talent ihrer Denkungskraft, wohl aber leider! die conformité derselben mit den göttlichen Gedanken und den Maximen, worauf sowohl die Herrschaft Gottes als der Menschen auf Erden beruhen wird, eingebüsset hatte. Alles was ein Weltweiser durch die Vernunft verstehet, wenn er von einigen das Prädicat eines Lehrmeisters des menschlichen Geschlechts, wie Wolf verdienet hat, ist ein gesundes Hirntheil des verunglückten Menschen geblieben, welches zu so weitläuftigen Unternehmungen Activität hat, wie die vielen Bände der Aufgaben, Vernunftsschlüsse, Corollarien, Anführungen und eine grosse Menge von andern Worten, in den besten logischen Catechismis dieses Seculi überall vor Augen liegen. Denn der allergelehrteste Römer Varro oder eigentlich Columella hat davon nach dem Sinn der Mem. de Br. mit Recht geurtheilet: Eiusmodi scriptorum monumenta magis instruunt quam faciunt artificem. Col. de re rust. p. m. 3 4. ed. GESNERI.

Weil aber dem ungeachtet, dennoch auch die allervernünftigste Führung der Menschen und so gar die Conduite des PLATONIS und EVRIPIDIS niemals ohne blame in der Welt gewesen ist; indem dieser zuletzt genannte von selbst gestanden hat: nullum esse usque adeo horribile malum, quod in hominem non cadat: und weil von jeher, daß man zu denken angefangen hat, die empfindlichsten Beleidigungen des Witzes, der Redlichkeit und Menschenliebe, sowohl unter den Gegenfüßlern als den gesittesten Römern, Teutschen und Griechen ohn Unterlaß zu Beine gewesen sind; so muß es nur die schlechteste Seele von der Welt seyn, die nicht begreifen wollte, daß für uns kein dictes (non datur tertium) ausser diesen zwo folgenden unwidersprechlichen Wahrheiten, zur Auswahl übrig sey. 1) Aller Menschenverstand bekennet wenigstens ein paarmal in seinem Leben, daß uns der Kopf durchgehends verrückt und nicht mehr an der rechten Stelle seyn müsse, ob es gleich eine sonnenklare Sache ist, daß alle Welt auf eine ganz natürliche und demonstrable Art und Weise vernünftig seyn und handeln könnte. Es muß also 2) der menschlichen Vernunft gar nicht an der lieben Gesundheit, Gottlob! desto mehr aber und allein nur an Reputation und, unter uns zu reden, an gutem Leumund, als wenn sie gar kein point d'honneur mehr im Leibe hätte, gewiß und wahrhaftig fehlen; weil sie eine Prostitution von ihrem Schöpfer erlitten hat, die sie nicht verdauen wird, weil sie sie nicht verschlucken kan. Hier aber

aber werden wir das Verhältniß der Vernunft gegen die H. Schrift nunmehro am deutlichsten wahrnehmen. Der hochberühmte Maichel zu Tübingen hat den Rangstreit in dieser Affaire, der unter der Hand nicht unbekannt ist, am füglichsten durch die Abhandlung de philosophia Theologiae Domina et Serua beyzulegen vermeinet. Wer aber die H. Schrift nur einmal angesehen hat, muß wenigstens argwohnen, daß die Studia, welche die Vernunft en Philosophe treibt, niemanden in der andern Welt glücklich machen werden. Man reime da nicht:

Dein Glücke ist wie dein Verstand;
So hat dein bessres Vaterland
Dich und dein wohlgegründtes Wissen
Bewundern und belohnen müssen.

Die Lateiner aber sagen ohne Reim: Ratio nec Domina, nec serua, neque sibyl a est, d. i. die Vernunft gleiche weder einer Frau, noch Magd, oder irgend einer andern Feyen, wenn sie aus dem angebohrnen A. B. C-Buche, das dictamen rationis genannt, ein so erschreckliches Geschrey im Hause zu machen beginnet, daß schon alle Chineser glauben müssen, ihr Schöpfer habe niemals schreiben gekonnt. Gleichwie auch niemand mit ihrer Schulkrankheit ein Mitleiden haben mag, wenn sie nicht lernen will, von wegen des schwachen Magens, der Stahl und Eisen nicht verdauen kan; denn der Magen sitzet ihr nicht im Kopf: und geherrschet hat die Vernunft niemals; gleichwie sie uns auch nicht zur Bedienung erschaffen ist, um der Offenbarung willen; sondern es ist alles bey guter Vernunft unter der Sünde beschlossen worden, damit es unvernünftig sey, anders denn durch Unglauben verdammet zu werden. Die philosophische Beichte darob, würde ungefähr nach dieser Befragung gerathen müssen: Sollte wohl der Verfall des Ansehens unserer Vernunft oder der leidige Mangel am vernünftigen Nachdruck, ohne Rechtsgang in die Welt eingeschlichen und sich dergestalt von ungefähr wider Recht und Billigkeit eingenistelt haben. Wer müßte denn wohl der Iudex competens hiebey, wenn wir auch keinen Schöpfer gehabt hätten, gewesen seyn? Weiß sich wohl die Vernunft in concreto, für Fremden öfters zu lassen, wenn sie lieset oder höret: daß man in der Welt die Undankbarkeit und Unbilligkeit gegen Gott auf das Höchste treibet? Was für eine legere oder tristige Ursach könnte man wohl gedenken, die unserm Schöpfer an einer schriftlichen Aeusserung dawider, behinderlich seyn können? Läßt sich ein gröseres Uebel, als die Sünde ist, gedenken, wofern die notiones iusti et honesti vernünftig sind? Wenn sie aber unvernünftig sind; was hat sie denn in der Welt bey Ehren erhalten? Und wo sie

vernünftig bleiben werden, was hat sie denn schützen müssen? Ist das sanum synciput schuldig zu glauben, daß sein Schöpfer Zeugnisse gnug, ohne Menschenwitz zu brauchen, für sein Daseyn in Vorrath habe? Woher kommt es, daß die Menschen nicht anders denn durch eigenen oder anderer Leute Schaden klug werden? Läßt sich eine Discipline als inuentiue gedenken, weil sie non peccando vor dem Ausbruch der Sünde inventiret worden ist? Warum ist keine Fabel der Poeten so abgeschmackt, die nicht allemal von einem Philosophen aus seiner eigenthümlichen Materie der Ungereimtheit gewiß gnug übertroffen wird? Bringen also die Menschen das beste und sicherste Mittel hinter die Wahrheit zu kommen auf die Welt, damit sie irren lernen? oder aus dem Irthum eluctiren sollen? Da aber die Vernunft um keines Irthums willen aufhören kan, vernünftig zu seyn; läßet sich denn der Zustand unserer Natur, da wir uns zuerst als Sünder qualificiret haben, unter anderen Fertigkeiten und habituellen Geschicklichkeiten gedenken, als daß uns bey der ersten Gattung mit der unvernünftigen Begierde, annoch alle Weisheit und Geistesstärke in dem Kopf gesteckt haben müsse? Warum schätzet die vernünftige Welt keine Beleidigungen höher als die, welche wider die gesunde Vernunft der Orten begangen werden, wo sie sich nicht selbst revanchiren kan? Was für eine andere als schriftliche Caution kan der gesunden Vernunft darüber zulänglich seyn, daß ihre unsträflichen Hirnbilder, in so fern guten Grund behalten werden, als man sich bey denselben freylich nichts vorstellig machen soll, was nicht alle Menschen, vermöge der dazu bey ihnen wirklich befindlichen Kräfte, längst für möglich denken können? Da aber der Wille nicht mit zur Vernunft an und vor sich gehöret, auch gar keinen Credit in der Welt mehr hat; wer soll denn dafür stehen, nicht, daß die Gründe aller natürlichen Erkenntniß vielleicht ungesund sind; wohl aber daß die Menschen überhaupt, wegen der ihnen angebohrnen Vernunft besser als die unvernünftigen Thiere seyn? Wenn sich gleich alle philosophischen Häupter vor dem jüngsten Tage bis auf einen mathematischen Punct vereinigen sollten, was für ein Jubiläum sollte es alsdann für die Vernunft setzen können; weil es vermuthlich zu spät seyn wird, von dero Selbstmündigkeit eine gute Meinung zu haben? Wer muß aber ad interim das erste patrocinium von aller Bübery in der Welt bis an den jüngsten Tag zu führen das Ansehen haben? Ist dazu nicht ein offener Kopf nöthig gewesen, der die Liebhaberey der fleischlichen Lüste, ehe noch Handel und Wandel aufgekommen, wider aller Menschen Vernunft und Denken, zu der erstaunlichsten Niederlage in der Welt gebracht hat?

hat? Wenn aber das sogenannte Verderben der Seelen, nur für eine Maladie galante, gleich gewissen Krankheiten des Leibes, die man als güldene Quellen der Gesundheit schätzet, angesehen werden könnte; woher sollte denn der menschliche Witz auf solche natürliche Mittel zu denken angefangen haben, dadurch den Galant-hommes die Courage, ewig galants zu seyn, etwa seit gestern noch vergangen ist? Ist es wohl wahrscheinlich, daß eine philosophische Seele mit einem Satisfactionsgesuch über das Seyn und Nichtseyn der Dinge, in der Ewigkeit willkommen seyn werde? Kan man aber zweifeln, daß Niemand jene glückseligen Länder betreten werde, der nicht so viel lesen und schreiben in der Welt gelernt hat, als zu der Beglaubigung des ewigen Lebens aus der Erkenntniß Gottes in Christo, statt eines recepisse gültig seyn soll? Uebrigens hat der Triumuir Halensis in der Abhandlung de aestimatione rationis humanae theologica ganz begreiflich machen lassen, wie und warum die principia sanae rationis keine Heilsbrunnen oder auch nur Nebenquellen von und mit der heiligen Schrift vorstellen werden. Paulus urtheilet ganz vernünftig, daß alles Sünde sey, was nicht aus dem Glauben gehet; weil die ganze Vernunft eines Christen in die neue Sphere der Offenbarung übergehet; die fester stehet, als alle philosophische Wirbel seyn werden. Nach den Adspecten für den armen Mann Pred. Sal. 9, 15. zu urtheilen: so wird die neueste Weltweisheit nicht noch zum andernmale triumphiren. Denn obgleich den Herrn Reimann weder sein schönes Latein, noch die intime Freundschaft mit dem Chef der neuen Weltweisheit; auch den Hn. Oeder gleichfalls nicht seine schöne Schreibart und der zugestandene Sieg für seine Streitschriften aus der Classe der kleinen Geister; weil jener mit der Metaphysic, und dieser mit der Logic brouillirt waren, bey unsern philosophischen Prälaten retten mögen; so stehet doch das complete philosophische Systeme menschlicher Denkungsart des Hn. D. Crusii, nebst des Herrn D. Loescher letzten kleinen Schrift: quo cuntis? in unserer evangelischen Kirche auf der gewissen Warte: daß weder der Eraftianismus sie überleben, noch der Orestianismus unserer Schreibart B. Triumuiri Antonii, die Offenbarung Jesu Christi verdunkeln könne. cf. Fabri Lexicon v. Orestes.

Denn unser Heiland Jesus Christus, dessen Ehrenwerthen Namen wir bey Lesung der H. Schrift nicht zu oft wiederholen können, weil die Courtisans seines Hauses mit demselben noch immer um sich werfen, ob sie gleich nichts von ihm denken; hat in der letzten Offenbarung, die er für seine Pensées ausgegeben, das Ansehen der göttlichen Schrift bis zum ersten und letzten Grad

der

der deutlichsten Nothwendigkeit, eigenhändig ausgezeichnet. Wir müssen also den Begrif dieser Offenbarung Johannis nunmehro als eine Privatarbeit von den gesegneten Händen unsers Freundes, dessen Seele für uns in dem Erlösungswerke, nur allein publiquement gearbeitet hat, in der Communion wahrnehmen lernen, wie sie das Verhältniß der ganzen christlichen Religion sowohl nach dem innern Zeugnisse der Wahrheit, welches sie von sich selber giebt, wenn der Herr mit den Leuten nur sachte und wie ins Ohr zu sprechen fortfähret k) vom ersten bis zum 4ten Kap. als auch nach der Uebereinstimmung und den harmonischen Zeitläufen des neuen Jerusalems und der neuen Erden, die Gott erschaffen hat, vom 4ten bis letzten Kap. ausmachet und gebildet hat. Die Hauptperson, die unser Heiland hiebey vorstellet, ist, daß er des Menschensohn, oder der einzige Mensch in Gnaden sey, der von uns jemals gelebet hat, und noch leben wird. Darauf beziehen sich alle andere Caracters eines Königes, Priesters und Lämmleins. Gleichwie er aber nicht die wirkliche Gestalt eines Streiters auf einem weissen Pferde an sich hat; also hat er zwar wahrhaftig die menschliche, aber nicht durchgängig eben diejenige Gestalt, darinn er sich Kap. 1. 13. 16. als das Haupt seiner Gemeine verb'unterweise abnehmen lassen. In dem Jahr 754 nach seiner Geburt hat er auf dem siebenden allgemeinen Concilio 1) nachgesehen, was es für eine Mahlerey sey, dabey er keine Gestalt in unserer Seelen habe; nachdem er auf dem Trullanischen 63 Jahr vorher verabreden lassen, ihn nicht mehr als ein Lamm, wie er denn auch kein Löwe ist, weiterhin zu mahlen. Ihm sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.

k) Darum heißt es so oft und besonders bis zum 4 Kap. nach der Uebersetzung des sel. Bengelii: wer ein Ohr hat, der höre.

1) De conciliis modo hac modo alia ratione egerunt eaque collegerunt viri eruditi, quos laudat cl. *Neubauerus* in Diss. hist. ph. Halae 1751. de iure disputandi &c. quibus addimus quos magno numero adduxit Theologorum Tubingensium semper princeps Inst. h. l. T. III. p. 94 f. inter omnes vero conciliorum collectores multis ex causis eminet *Harduinus* in sua conciliorum collectione regia XII voluminibus constante: licet recte miretur summus *Pfaffius* nondum datam esse eam conciliorum collectionem, quae eruditorum desideria prorsus explet. Qualia autem fata haec *Harduini* praestantissima editio habuerit, nostrum invenies Lexico vniu. hist. T. I. p. 1091.

XV. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Unter die Zeitverkürzungen, welche Tag und Nacht Millionen Hände in der Welt beschäftigen, und über deren Moralität die Sittenlehrer noch ietzo streiten, gehöret fürnemlich die Spielkarte. Die Grossen der Erde bis auf den Tagelöhner und die Greise bis auf die Kinder bedienen sich derselben zur Gemüthsergötzung, zum Zeitvertreib, zur Erholung, warum nicht auch zum Reich- und Armwerden. Eine unzählbare Menge Kartenspieler bleibt bey den Gedanken über Gewinn und Verlust stehen, und wie selten wiederfahret der Karte die Ehre, daß man sie mit einem mathematischen Auge besichtiget. Thomasius in seinen Monatsgesprächen hält die Erfindung des Lomberspiels so sinnreich, daß er sie dem gröβten Genie alter Zeiten, dem Aristoteles zueignet.

De Moivre, Jac. Bernoulli, (welche treffliche Meister in der Mathematik!) haben aus der höhern Mathesis durch die Lehre von den Verbindungen und Versetzungen die möglichen Fälle und Wahrscheinlichkeiten bey dem Spiele ausgerechnet. Der unermüdete Polyhistor unsre Zeit, Herr Professor Kästner, hat in seiner Analysis endlicher Gröβen auch das Kartenspiel vorgenommen, und im 742 §. die Menge der möglichen Fälle bestimmt, wo man im Lomber die Spadille und Baste gleich beym Kartengeben bekommen kan. Er findet nemlich, daß unter 21 Fällen überhaupt nur Einer ist, da man die erwähnten beyden Blätter erhält, oder daß die Wahrscheinlichkeit sie zu bekommen, zu der Wahrscheinlichkeit sie nicht zu bekommen, sich verhalte wie Eins zu Zwanzig. In der Vorrede zu seiner Analysis glaubt dieser Gelehrte Deutschlands vom ersten Range, daß es eine Preißfrage abgäbe, so wichtig, als sie manchmal von einigen französischen Akademien der schönen Wissenschaften pflege aufgegeben zu werden: Ob mehr Nachdenken nöthig gewesen ist, das Lomber oder die Figuren und Modos der Syllogismen zu erfinden.

der deutlichsten Nothwendigkeit, eigenhändig ausgezeichnet. Wir müssen also den Begrif dieser Offenbarung Johannis nunmehro als eine Privatarbeit von den gesegneten Händen unsers Freundes, dessen Seele für uns in dem Erlösungswerke, nur allein publiquement gearbeitet hat, in der Communion wahrnehmen lernen, wie sie das Verhältniß der ganzen christlichen Religion sowohl nach dem innern Zeugnisse der Wahrheit, welches sie von sich selber giebt, wenn der Herr mit den Leuten nur sachte und wie ins Ohr zu sprechen fortfähret k) vom ersten bis zum 4ten Kap. als auch nach der Uebereinstimmung und den harmonischen Zeitläufen des neuen Jerusalems und der neuen Erden, die Gott erschaffen hat, vom 4ten bis letzten Kap. ausmachet und gebildet hat. Die Hauptperson, die unser Heiland hiebey vorstellet, ist, daß er des Menschensohn, oder der einzige Mensch in Gnaden sey, der von uns jemals gelebet hat, und noch leben wird. Darauf beziehen sich alle andere Caracters eines Königes, Priesters und Lämmleins. Gleichwie er aber nicht die wirkliche Gestalt eines Streiters auf einem weissen Pferde an sich hat; also hat er zwar wahrhaftig die menschliche, aber nicht durchgängig eben diejenige Gestalt, darinn er sich Kap. 1. 13. 16. als das Haupt seiner Gemeine verb'unterweise abnehmen lassen. In dem Jahr 754 nach seiner Geburt hat er auf dem siebenden allgemeinen Concilio 1) nachgesehen, was es für eine Mahlerey sey, dabey er keine Gestalt in unserer Seelen habe; nachdem er auf dem Trullanischen 63 Jahr vorher verabreden lassen, ihn nicht mehr als ein Lamm, wie er denn auch kein Löwe ist, weiterhin zu mahlen. Ihm sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.

k) Darum heißt es so oft und besonders bis zum 4 Kap. nach der Uebersetzung des sel. Bengelii: wer ein Ohr hat, der höre.

1) De conciliis modo hac modo alia ratione egerunt eaque collegerunt viri eruditi, quos laudat cl. *Neubauerus* in Diss. hist. ph. Halae 1751. de iure disputandi &c. quibus addimus quos magno numero adduxit Theologorum Tubingensium semper princeps Inst. h. l. T. III. p. 94 f. inter omnes vero conciliorum collectores multis ex causis eminet *Harduinus* in sua conciliorum collectione regia XII voluminibus constante: licet recte miretur summus *Pfaffius* nondum datam esse eam conciliorum collectionem, quae eruditorum desideria prorsus explet. Qualia autem fata haec *Harduini* praestantissima editio habuerit, nostrum invenies Lexico vniu. hist. T. I. p. 1091.

XV. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Unter die Zeitverkürzungen, welche Tag und Nacht Millionen Hände in der Welt beschäftigen, und über deren Moralität die Sittenlehrer noch ietzo streiten, gehöret fürnemlich die Spielkarte. Die Grossen der Erde bis auf den Tagelöhner und die Greise bis auf die Kinder bedienen sich derselben zur Gemüthsergötzung, zum Zeitvertreib, zur Erholung, warum nicht auch zum Reich- und Armwerden. Eine unzählbare Menge Kartenspieler bleibt bey den Gedanken über Gewinn und Verlust stehen, und wie selten wiederfahret der Karte die Ehre, daß man sie mit einem mathematischen Auge besichtiget. Thomasius in seinen Monatsgesprächen hält die Erfindung des Lomberspiels so sinnreich, daß er sie dem gröβten Genie alter Zeiten, dem Aristoteles zueignet.

De Moivre, Jac. Bernoulli, (welche treffliche Meister in der Mathematik!) haben aus der höhern Mathesis durch die Lehre von den Verbindungen und Versetzungen die möglichen Fälle und Wahrscheinlichkeiten bey dem Spiele ausgerechnet. Der unermüdete Polyhistor unsre Zeit, Herr Professor Kästner, hat in seiner Analysis endlicher Gröβen auch das Kartenspiel vorgenommen, und im 742 §. die Menge der möglichen Fälle bestimmt, wo man im Lomber die Spadille und Baste gleich beym Kartengeben bekommen kan. Er findet nemlich, daß unter 21 Fällen überhaupt nur Einer ist, da man die erwähnten beyden Blätter erhält, oder daß die Wahrscheinlichkeit sie zu bekommen, zu der Wahrscheinlichkeit sie nicht zu bekommen, sich verhalte wie Eins zu Zwanzig. In der Vorrede zu seiner Analysis glaubt dieser Gelehrte Deutschlands vom ersten Range, daß es eine Preißfrage abgäbe, so wichtig, als sie manchmal von einigen französischen Akademien der schönen Wissenschaften pflege aufgegeben zu werden: Ob mehr Nachdenken nöthig gewesen ist, das Lomber oder die Figuren und Modos der Syllogismen zu erfinden.

Ist es eine Tugend an einem grossen Euler, daß er Meister lehren und sich nach dem Begrif eines Anfängers herablassen kan; so gereicht es auch einem Privatlehrer zum Ruhm, wenn er nach dem verdrüßlichen Lehrstein seinem Untergebenen einmal die Karte vorleget, und dessen Verstand spielend übet. Nachstehende Aufgaben enthalten gewiß eine ganz unschuldige Art des Kartenspiels. Die Auflösungen, die wir als etwas einheimisches annehmen, sind von dem werthen Verfasser, den wir in den Rigischen Anzeigen zu einen Beytrag aufgefordert, und geben unsern jungen Herren Gelegenheit, auch die Spielstunde nützlich anzuwenden. Wir wünschen nur, daß mehrere Gelehrten mit eingeschickten Arbeiten diesen Blättern Werth, Anmuth, Veränderung und Zierde gäben!

Besondres Kartenspiel.

Hochgeschätzter Freund!

Vergeben Sie es mir, daß ich mein Versprechen so spät erfülle. Beständig abwechselnde Beschäftigungen haben mich verhindert, Ihnen eher gefällig zu werden. Da ich das letztemal die Ehre hatte bey Ihnen zu seyn, zeigten Sie mir eine Kartenkunst, die ich glaubte berechnen zu können. Sie wusten mir einen einzigen Fall davon, und ich versprach Ihnen, eine allgemeine Regel zu erfinden, wornach Sie diese Kunst unzähligemal verändern könnten. Erlauben Sie mir, daß ich Sie mir jetzt in den Umständen vorstelle, worinn ich diese Kunst von Ihnen lernte. Sie übergaben mir 36 Karten, die ich nach Ihrer Vorschrift in drey Haufen legen sollte, Sie wollten mir die Summe der unten liegenden Augen aus den überbliebenen Karten sagen. Sie giengen aus dem Zimmer. Ich nahm die Karten. Die erste war ein Bild. Ein Bild rechnen Sie vor 10. Ich lege es auf den Tisch und noch 5. Blätter darauf, damit ich die bestimmte Zahl 15 erreiche. Dies war der erste Haufen. Die folgende ist ein As. Ich lege es auch auf den Tisch und noch 14 Karten darauf, so ist der zweyte Haufe fertig. Die dritte ist 5. ich lege noch 10 Blätter dazu, so ist mein dritter und letzter Haufen auch richtig. Die vier übrig gebliebenen Karten gebe ich Ihnen, und hieraus sagen Sie mir, daß 16 Augen auf dem Tische liegen. Sie addiren

addiren also 12 dazu. So oft wir es auf diese Art versuchen, fehlen uns 12. Wir wollen den Grund von den 12 wissen. 15 zählen wir in jedem Haufen. Unter jedem Haufen liegt wenigstens ein Auge. Die unten liegenden Augen haben mit den Blättern gleiche Bedeutung, weil es nur auf die Zahl ankommt, daher kan ich mir gedenken, daß in jedem Haufen 16 oder eins mehr liegt, als ich darin gezählt z. E. im ersten Haufen liegt unten ein Bild oder 10, worauf noch 5 andere Blätter gelegt sind, also liegen 6 Karten und das Bild im ersten Haufen, obgleich das Bild auf der 6 Karte gemahlt ist, so muß ich es mir doch besonders gedenken. In jeden Haufen liegen also 16. Ich habe drey Haufen, also 3 mal 16, oder 48. Wenn ich hievon die Summe aller Karten abziehe, nemlich 36, so sind die verlangten 12 gefunden. Addire ich hiezu die übergebliebenen 4 Karten, so habe ich 16 oder die Summe der unten liegenden Augen. Jetzt wissen Sie alles was Sie von mir zu wissen verlangt, ich will Ihnen aber doch noch der Bequemlichkeit wegen, die Regeln ordentlich aus einander setzen, und einige Veränderungen von diesem Spiele hinzufügen.

Die erste Aufgabe.

Ich weiß die Zahl aller Karten, die Zahl der Haufen, worinn sie zu vertheilen, die Zahl, wie viel in jeden Haufen gezählt, und ob die Karten genau in die Haufen gegangen, oder wie viel über geblieben, oder wie viel fehlen, ehe der letzte Haufen voll wird, hieraus soll ich die Summe der untenliegenden Augen finden.

Auflösung.

1) Addire zu der Zahl, wie viel in jedem Haufen gezählt, Eins.

Sind in jedem Haufen gleich viel gezählt, so

2) multiplicire die Summe N. 1) mit der Zahl der Haufen.

Sind in jeden Haufen nicht gleich viel gezählt, so

3) addire alle um eins vermehrte Haufen.

Ist das factum N. 2) oder die Summe N. 3) der Zahl aller Karten gleich, so ist die Zahl der überbliebenen Blätter, die verlangte Summe der unten liegenden Augen.

z. E. Ich lege 52 Karten in vier Haufen und zähle in jeden bis 12. N. 1) 12 und 1 ist 13. N. 2) 13 mal 4 macht 52, ist der Zahl aller Karten gleich, und daher liegen 4 Augen unten.

z. E. Ich lege 52 Karten in vier Haufen und zähle in den ersten 10, in den zweyten 11, in den dritten 13, in den vierten 14. N. 1) 10 und 1, 11 und 1, 13 1, 14 und 1. N. 3) machen 52, daher bleiben 4 vor die Summe der unten liegenden Augen.

Ist das factum N. 2) oder die Summe N. 3) kleiner als die Zahl aller Karten, so

5) subtrahire N. 2) oder N. 3) von der Zahl aller Karten, und

6) ziehe den Unterschied von den überbliebenen Karten ab, die Zahl der jetzt überbleibenden Karten, ist die verlangte Summe der untenliegenden Augen.

z. E. Ich lege von 52 Karten drey Haufen, zähle in jeden 15, und bleiben 25 Karten übrig N. 1) 15 und 1 ist 16. N. 2) 3 mal 16 macht 48. N. 5) 48 von 52 bleiben 4. N. 6) 4 von 25 bleiben 21, als die Summe der unten liegenden Augen.

Ist N. 2) oder N. 3) grösser als die Zahl der Karten, so

7) subtrahire die Zahl aller Karten von der Summe N. 3) oder dem facto N. 2)

Sind die Karten genau in die Haufen gegangen, so ist die Differenz N. 7) die verlangte Summe der unten liegenden Augen.

z. E. Ich lege 52 Karten in fünf Haufen, und zähle in jeden bis 15. N. 1) 15 und 1 ist 16. N. 2) 5 mal 16 macht 80. N. 7) 80 weniger 52 ist 28, die Summe der unterliegenden Augen.

Bleiben Karten übrig, so

8) addire deren Anzahl zu der N. 7) gefundenen Differenz, so ist diese Summe die verlangte Zahl.

z. E. 52 Karten in fünf Haufen in jeden 15, bleiben 2, 28 und 2 sind 30, die verlangte Summe.

Fehlen Karten ehe der letzte Haufen voll wird,

9) so ziehe die fehlenden Blätter von den N. 7) gefundenen Unterscheid ab, was überbleibt ist die verlangte Summe.

z. E. Es fehlen mir unter vorigen Bedingungen 7 Karten, 28 weniger 7 bleibt 21, die Summe der unten liegenden Augen.

Die andre Aufgabe.

Ich weiß die Zahl, wie viel in jeden Haufen gezählt, die Zahl der Haufen, die Summe der untenliegenden Augen, und ob die Karten gerade aufgegangen, oder wie viel fehlen, oder wie viel über geblieben, und soll die Zahl aller Karten finden.

Auflösung.

1) Multiplicire die Zahl, wie viel in jeden Haufen gezählt mit der Zahl der Haufen.

2) Addire zu diesem facto die Zahl der der Haufen.

3) von dieser Summe ziehe die Summe der untenliegenden Augen ab.

Sind die Karten gerade aufgegangen, so ist die Differenz N. 3) die verlangte Zahl aller Karten.

z. E. Ich zähle 20 in jeden Haufen, lege 3 Haufen, die Summe der untenliegenden Augen ist 11. N. 1) 20 mal 3 ist 60. N. 2) 60 und 3 ist 63. N. 3) 63 weniger 11 ist 52, die verlangte Zahl aller Karten.

Bleiben Karten übrig, so

4) addire sie zu der N. 3) gefundenen Differenz.

z. E. N. 1) 20 mal 3 macht 60. N. 2) 60 und 3 ist 63. N. 3) 63 weniger 18 bleibt 45, 7 Karten sind übrig geblieben N. 4) 45 und 7 ist 52, die Zahl aller Karten.

Fehlen einige Karten, so

5) subtrahire sie von dem N. 3) gefundenen Unterscheid.

z. E. N. 1) 20 mal 3 macht 60. N. 2) 60 und 3 ist 63. N. 3) 63 weniger 3 ist 60. 8 Karten fehlen mir ehe der letzte Haufen voll wird. N. 5) 60 weniger 8 ist 52, die Zahl aller Karten.

Die dritte Aufgabe.

Ich weiß die Anzahl der Haufen, die Zahl aller Karten, die Summe der untenliegenden Augen, und ob die Karten genau in die Haufen gegangen, oder wie viel fehlen, oder übergeblieben sind, hieraus soll ich finden, wie viel in jeden Haufen gezählt.

Auflösung.

1) Addire zu der Zahl aller Karten die Summe der untenliegenden Augen.

Gehn alle Karten in die Haufen, so

2) dividire die N. 1) gefundene Summe mit der Zahl der Haufen, und

3) ziehe vom Quotienten eins ab, was überbleibt ist die gesuchte Zahl.

z. E. N. 1) 52 und 11 ist 63. N. 2) 3 in 63 habe ich 21 mal. N. 3) 21 weniger 1 ist 20, die verlangte Zahl.

Bleiben einige Karten übrig, so

4) subtrahire sie von der N. 1) gefundenen Summe und verfahre mit dem Unterscheid nach N. 2) und N. 3)

z. E. N. 1) 52 und 16 ist 68. N. 4) 68 weniger 5 ist 63. N. 2) 3 in 63 habe ich 21 mal. N. 3) 21 weniger 1 ist 20, die gesuchte Zahl.

Fehlen einige Karten, so

5) addire die Zahl der fehlenden zu der N. 1) gefundenen Summe, und verfahre übrigens nach N. 2) und N. 3)

z. E. N. 1) 52 und 6 ist 58. N. 5) 58 und 5 ist 63. N. 2) 3 ist 21 N. 3) 21 weniger 1 ist 20, die gesuchte Zahl.

Die vierte Aufgabe.

Es ist mir bekannt, wie viel in jeden Haufen gezählt, die Zahl aller Karten, die Summe der untenliegenden Augen, und ob die Karten genau in die Haufen gegangen, oder wie viel übrig

geblieben, oder wie viel fehlen, ich soll die Zahl der Haufen finden.

Auflösung.

1) Addire die Zahl aller Karten zu der Summe der untenliegenden Augen.

Sind die Karten genau in die Haufen gegangen, so

2) dividire mit der um 1 vermehrten Zahl, wie viel in jeden Haufen gezählt, in der N. 1) gefundenen Summe, der Quotient ist die verlangte Zahl der Haufen.

z. E. 52 und 20 sind 72. N. 2) $\frac{72}{17+1}$ ist 4.

Bleiben Karten übrig, so

3) subtrahire sie von der N. 1) gefundenen Summe und verfahre übrigens nach N. 2)

z. E. N. 52 und 32 ist 84. N. 3) 84 weniger 12 ist 72. N. 2) $\frac{72}{17+1}$ ist 4 die gesuchte Zahl.

Fehlen Karten, so

4) Addire die Zahl der fehlenden zur Summe N. 1) und verfahre übrigens nach N. 2)

z. E. N. 1) 52 und 9 sind 61. N. 4) 61 und die fehlenden 11 sind 72. N. 2) $\frac{72}{17+1}$ ist $\frac{72}{18}$ habe ich 4 mal.

Die fünfte Aufgabe.

Aus der Zahl aller Karten, der Zahl wie viel in jeden Haufen gezählt, der Zahl der Haufen und der Summe der unten liegenden Blätter, zu finden, ob die Karten genau in die Haufen gegangen, ob und wie viel Karten übergeblieben oder ob und wie viel Karten gefehlet.

Auflösung.

1) Multiplicire die Zahl, wie viel in jedem Haufen gezählt mit der Zahl der Haufen und addire zu diesem facto die Zahl der Haufen.

2) addire die Zahl aller Karten zu der Summe der untenliegenden Augen.

Ist die Summe von N. 1) der Summe von N. 2) gleich, so sind die Karten genau in die Haufen gegangen.

z. E. N. 1) 15 mal 4 macht 60, 60 und 4 ist 64. N. 2) 52 und 12 ist 64.

3) Sind die Summen ungleich, so subtrahire die kleinere von der grössern, die Differenz ist die verlangte Zahl.

Ist N. 2, grösser als die Summe von N. 1) so zeigt die Differenz wie viel Karten übergeblieben.

z. E. N. 1) 15 mal 2 macht 30, 30 und 2 ist 32. N. 2) 52 und 3 ist 55. N. 3) 32 weniger 55 ist 23, diese bleiben über.

Ist N. 1) grösser als die Summe von N. 2) so fehlen so viele Karten als die Differenz anzeigt.

z. E.

z. E. N. 1) 15 mal 4 macht 60, 60 und 4 ist 64. N. 2) 52 und 8 sind 60. N. 3) 64 weniger 60 ist 4, die Zahl der fehlenden Karten.

Nun werden Sie doch mit mir zufrieden seyn. Ich habe mir alle Mühe gegeben, Ihnen recht deutlich zu werden. Sie werden die Beweise von jedem besondern Satz leicht selbst finden, weil ich Ihnen im Anfange den Hauptbeweis gegeben, woraus die Folgerungen von selbst fliessen, oder ich müßte mir vorgenommen haben, Ihnen zu beweisen, daß gleiches zu gleichen addirt, gleiche Summen giebt. Das verlangen Sie nicht, und mir ist es auch angenehm, daß Sie es nicht verlangen. Sie haben jetzt die Freyheit anstat 36 Karten 16, 20, 35, oder so viel wie sie Lust haben zu nehmen, und bis auf eine beliebige Zahl zählen zu lassen, die Regeln müssen Ihnen beständig zeigen, wie viel Augen unten liegen. Gönnen Sie mir ferner Ihre Gewogenheit und glauben, daß ich gerne zu Ihrem Vergnügen meine übrigen Stunden verwende, da ich mit besonderer Hochachtung bin

Ihr

ergebenster

P . . . . . w.

Historische Aufgaben.

Folgende zwey Aufgaben sind uns zur Beantwortung eingeschickt. Vielleicht reitzt ein solch Exempel zur Nachahmung!

Erste Aufgabe: Wo hat die Esthnische Stadt **Aldeigaborg** gelegen? Der Norwegische Prinz **Erich Jarl Hackonson** eroberte und schleifte sie nach einer scharfen Belagerung. Sie muß aber wieder erbauet worden seyn. Denn da **Olaus Skotkonung**, König in Schweden, seine Tochter **Ingris** dem Rußischen Großfürsten **Jaroslaw**, dem Urheber der Stadt **Dörpt**, zur Gemahlin gab, geschah es mit der Bedingung, daß ihr das feste Schloß **Aldeigaborg** nebst der umliegenden und dazu gehörigen Gegend eigenthümlich eingeräumet werden sollte: Dies geschah. Sie schenkte es aber dem Grafen **Ragwald**, der diese Prinzeßin nach Rußland begleitete, nachdem er bey ihrem Vater in Ungnade gefallen und aus Schweden verbannet war.

Auflö-

Auflösung. Man muß hier unter Esthnisch, nicht das Ehstländische, sondern das östländische Land verstehen. Die Schwedischen und Dänischen Scribenten nannten alles Estisch, was ihnen gegen Osten lag. Aus des Herrn Olof Dalins Geschichte des Reichs Schweden, nach der deutschen Uebersetzung erhellet, S. 227. daß Aldejaborg die Hauptstadt des Ulme-Rügischen d. i. Holmegordischen Königreichs gewesen. Holmgord aber und Ulmerügien war einerley. Es war der Strich zwischen der Ladoga und dem Peipus. Die Russen nannten Narva in ihrer Sprache Rugigorod oder Rugigord. Uli-ma heißt nach dem Esthnischen und Finnischen: Aussenland, oder auch niedrig Land, das die Schweden Hulma oder Holme nennten. S. 415. steht ausdrücklich König Olof Erikson von Schweden gab dem Jarislav (Könige von Holmegord) seine Tochter Ingierd zur Gemahlin. Diese erhielt zur Morgengabe Aldejaborg, welches nun nach seiner Verstörung wieder aufgebauet, und zur Hauptstadt des Holmgordischen Reichs gemacht ward.

Zweyte Aufgabe: Wo lieget oder wo hat gelegen die neue Stadt Paida, welche der Czaar in dem zu Dörpt geschlossenen Stillstande 1564 dem König Erich dem XIV. von Schweden abgetreten hat?

Auflösung. Es ist aus andern Rußischen Verträgen bekannt, daß die Russen unter Paida oder Poide das Kloster Padis verstanden haben. Das Wort Stadt bedeutet nach der Biblia vulgata, selbst nach dem Grundtext und dem Kirchenstil einen jeden befestigten und etwas haltbaren Ort, dergleichen das Kloster Padis gewesen. 1561. im Herbst mußte der Ordenscomtur Engelbrecht von der Lippe diesen festen Platz an die Schweden übergeben.

Anfrage:

Die Intelligenz-Expedition ersuchet den Freund, welcher Pernaviam litteratam oder Dorpatum litteratum besitzet, um die Ehre ihr solches einzumelden.

XVI. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Zweite Fortsetzung

Der Urkunden

aus dem

CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche

die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe VIII Stück.)

Die zwey und zwanzigste Urkunde ist aus dem Litthauischen Archiv, aber ein Frühkind. Sie hat die Unterschrift: Geschehen zu Riga MCCXLIII. Am Rande stehet 1243. Der Rigische Erzbischof Albert schreibt sich in solcher einen Metropoliten von ganz Liefland, Esthland und Preussen. Da aber diese Jahrzahl nur mit Ziffern gedruckt ist, bald drauf eine andre Urkunde vom Rigischen Bischof Nicolaus unterm Jahr 1251 folget, auch Albert, ob er gleich den obbesagten grossen Titel führte, doch noch 1253 Bischof zu Lübeck war, und daselbst seine Briefschaften datirte: so folget, daß diese Urkunde vor 1253 nicht statt finde, oder wol gar mit versetzten L. u. X MCCLXIII. gelesen werden müsse. Die Jahrzahl 1263 muthmaßen wir aus dem Grunde, weil die Handlung in Gegenwart des Dörptischen Bischofs Alexanders vorgenommen worden, der nach seinen Vorgänger Bernhard um die Jahre 1260 bis 1272 gelebet. Ein Sammler so wichtiger Urkunden, dergleichen der Herr Pater Dogiel gewesen, sollte billig zur Vermeidung solcher Verwirrungen die wahre Historie des Landes wissen, für welches diese Denkmäler des Alterthums aufbehalten und ans Tageslicht gezogen worden!

Auflösung. Man muß hier unter Esthnisch, nicht das Ehstländische, sondern das östländische Land verstehen. Die Schwedischen und Dänischen Scribenten nannten alles Estisch, was ihnen gegen Osten lag. Aus des Herrn Olof Dalins Geschichte des Reichs Schweden, nach der deutschen Uebersetzung erhellet, S. 227. daß Aldejaborg die Hauptstadt des Ulme-Rügischen d. i. Holmegordischen Königreichs gewesen. Holmgord aber und Ulmerügien war einerley. Es war der Strich zwischen der Ladoga und dem Peipus. Die Russen nannten Narva in ihrer Sprache Rugigorod oder Rugigord. Uli-ma heißt nach dem Esthnischen und Finnischen: Aussenland, oder auch niedrig Land, das die Schweden Hulma oder Holme nennten. S. 415. steht ausdrücklich König Olof Erikson von Schweden gab dem Jarislav (Könige von Holmegord) seine Tochter Ingierd zur Gemahlin. Diese erhielt zur Morgengabe Aldejaborg, welches nun nach seiner Verstörung wieder aufgebauet, und zur Hauptstadt des Holmgordischen Reichs gemacht ward.

Zweyte Aufgabe: Wo lieget oder wo hat gelegen die neue Stadt Paida, welche der Czaar in dem zu Dörpt geschlossenen Stillstande 1564 dem König Erich dem XIV. von Schweden abgetreten hat?

Auflösung. Es ist aus andern Rußischen Verträgen bekannt, daß die Russen unter Paida oder Poide das Kloster Padis verstanden haben. Das Wort Stadt bedeutet nach der Biblia vulgata, selbst nach dem Grundtext und dem Kirchenstil einen jeden befestigten und etwas haltbaren Ort, dergleichen das Kloster Padis gewesen. 1561. im Herbst mußte der Ordenscomtur Engelbrecht von der Lippe diesen festen Platz an die Schweden übergeben.

Anfrage:

Die Intelligenz-Expedition ersuchet den Freund, welcher Pernaviam litteratam oder Dorpatum litteratum besitzet, um die Ehre ihr solches einzumelden.

XVI. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Zweite Fortsetzung

Der Urkunden

aus dem

CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,

welche

die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe VIII Stück.)

Die zwey und zwanzigste Urkunde ist aus dem Litthauischen Archiv, aber ein Frühkind. Sie hat die Unterschrift: Geschehen zu Riga MCCXLIII. Am Rande stehet 1243. Der Rigische Erzbischof Albert schreibt sich in solcher einen Metropoliten von ganz Liefland, Esthland und Preussen. Da aber diese Jahrzahl nur mit Ziffern gedruckt ist, bald drauf eine andre Urkunde vom Rigischen Bischof Nicolaus unterm Jahr 1251 folget, auch Albert, ob er gleich den obbesagten grossen Titel führte, doch noch 1253 Bischof zu Lübeck war, und daselbst seine Briefschaften datirte: so folget, daß diese Urkunde vor 1253 nicht statt finde, oder wol gar mit versetzten L. u. X MCCLXIII. gelesen werden müsse. Die Jahrzahl 1263 muthmaßen wir aus dem Grunde, weil die Handlung in Gegenwart des Dörptischen Bischofs Alexanders vorgenommen worden, der nach seinen Vorgänger Bernhard um die Jahre 1260 bis 1272 gelebet. Ein Sammler so wichtiger Urkunden, dergleichen der Herr Pater Dogiel gewesen, sollte billig zur Vermeidung solcher Verwirrungen die wahre Historie des Landes wissen, für welches diese Denkmäler des Alterthums aufbehalten und ans Tageslicht gezogen worden!

Wir kommen nun auf ihren Innhalt:

Das Rigische Domkapitel und die Bürgerschaft waren streitig wegen eines Platzes, der gegen Norden ans Kloster stieß, und innerhalb der Mauer zu einem Kirchhof oder Begräbnißort bestimmt worden. Der Probst und das Capitel führten den Beweis aus einem Instrumente, das wir hier seines Alterthums halben ganz liefern:

„Albert von Gottes Gnaden ꝛc.
„Da wir von der ersten Gründung der „Stadt Riga her das Recht gehabt, „jedem einen geziemenden Platz zur „Wohnung anzuweisen, so hat es uns „nach Erheischung der Umstände beliebet, auch unsrer Domkirche einen „Platz auszumachen, der zur Erbauung „einer Mönchenwohnung und Klosters „(monasterii et claustri) nebst den „dazu nöthigen Häusern sich passe. „Wir legten also am Tage des seligen „Apostels Jacobi unsern bischöflichen „Ornat an, und giengen in Procession „mit den übrigen Bürgern, unsrer „Geistlichkeit und dem Volke an den „Ort, wo die Liven außerhalb der „Stadtsmauer ihre Wohnstelle hatten, „und wählten, ertheilten, weiheten und „verwahrten mit aller Einstimmung „denselben Platz für die sel. Jungfrau „Maria und die Domkirche, dergestalt, „daß, was zwischen der Mauer, der „Düne und dem Graben liegt, welcher „hinter dem Steinhause in der Ründe „und gerade an die Ecke der Mauer „stösset, disseits der grossen Pforte und „dem Wege, zu obgedachten Platz ge„hören soll. Die Plätze aber, welche „die Liven und Deutschen besessen, ha„ben wir durch Erstattung andrer „Plätze, oder durch ein Stück Geldes „von ihnen an uns gebracht, und wir „legen in derselben Stunde feyerlich „und eigentlich jedermann in die Ban„de des Bannes, der sich künftig un„ternimmt, über diesen Platz die Kir„che ungeziemend zu belästigen. Zeu„gen sind Johann, Probst zu Ri„ga, und der ganze Convent. Dies „ist geschehen im Jahr der Mensch„werdung 1211. den 25 Jul.

Das Capitel behauptete demnach, die Ecke der Mauer sey nach dem angeführten Instrument disseits der Pforte des Consistoriums befindlich, weil es in die Augen falle, wenn man einen Strick bis an das Steinhaus am Wege ziehe, daß der streitige Raum auf dem Kirchenplatz liege. Die Bürgerschaft wuste zum Theil nichts gründliches dawider einzuwenden, doch meinten einige, daß unter der im Instrumente erwehnten grossen Pforte das ehmalige Paulsthor zu verstehen sey. Der Erzbischof Albert bestätiget also das Recht des Capitels an diesem Raum, und dem angelegten Kirchhof für die Gläubigen, die sich daselbst wollen begraben lassen. Die Widersprecher thut er in ewigen Bannfluch, mit welchem der erzürnte Gott die Seelen trift, die Ver-

Verwirrungen machen. Ueber die an der Mauer liegenden streitigen Plätze läßt er iedem Part sein Recht frey, dasselbe gerichtlich zu suchen. Als Zeugen waren dabey der Hochwürdige Bruder, Alexander Bischof von Dörpt; Hermann, Rigischer Probst; Hermann, der Prior; Johann von Vechte, Hermann, Martin und andre aus dem Convent; Thiederich, Comter von Wolbenborch; Eberhard, Baldwin, Cäsarius Brüder vom deutschen Hause; Gerhard, Capitain der Pilger in Riga; Alexander Ritter von Slauta mit angehenkten Siegeln.

Daß die Jahrzahl MCCXLIII. falsch sey, ist oben gemeldet. Es scheint daß Herr Arndt im andern Theil seiner Chronick S. 8. eine ähnliche Abschrift des hier eingeschalteten Instruments gebraucht habe. Nur liegt sein Versehen darinne, daß er geglaubet, der Bischof Albert habe zur Wiederaufbauung seiner Domkirche sich einen Platz gesucht, darüber er die Domkirche selbst, die erst 1213 abbrannte, einige Jahre zu früh in die Asche gelegt. *

In der drey und zwanzigsten bestätiget Pabst Innocentius IV. die Eingrenzung des Rigischen Bisthums, wie solche der ehmalige päbstliche Legate, der Bischof Wilhelm von Sabina gemacht. Er nennt in diesem Breve das Capitel der Rigischen Kirche Prämonstratenser-Ordens. Sie ist datirt Lyon den 14 Jul. im vierten Jahr seines päbstlichen Stuhls d. i. 1247.

In der vier und zwanzigsten vermeldet P. Innocent. IV. dem Erzbischof von Liefland und Preussen, den Bischöfen von Riga und Curland, und seinen geliebten Söhnen, dem Bruder und Ordensmeister Diederich und den Brüdern des Hospitals der Heil. Maria der Deutschen in Lief- und Curland seinen Gruß und apostolischen Segen. Er bestätiget das Instrument, nach welchem die Ordensritter den dritten Theil von Semgallen und zwey Theile von Curland haben sollen, und welches der Bischof Peter von Ulna, der Bischof Wilhelm von Sabina und der Cardinalpresbyter Johann mit dem Titel St. Laurentii in Lucina (wofür zweymal in lucem gedruckt ist) auf mündliche Ordre des Pabsts errichtet hatten. Das Instrument selbst befindet sich in der Gruberschen Sammlung S. 274, wo es aus

* Mit Erlaubnis des gelehrten Herrn Beiträgers! Meine Abschrift war in einigen Zeilen verblichen, auch von dieser etwas unterschieden. Ich lasse nun mit dem Herrn Beiträger gerne die Domkirche bis 1213 unabgebrannt, weil ich auch einen Codex diplomaticus habe. Arndt.

Hettelblades fasc. I. Rerum Curland. p. 150. entlehnet worden. Es wird zugleich das Bisthum Semgallen aufgehoben und zu Riga geschlagen. Es ist datirt Lyon den 3 März im dritten Jahr seines päbstlichen Sitzes, d. i. 1245 und confirmiet den 14 März im achten Jahr päbstlicher Regierung, d. i. 1251.

Der Erzbischof von Liefland, Albert II. war damals noch Bischof in Lübeck, Nicolaus aber Bischof zu Riga, worüber man S. 53 des andern Theils der Arndtischen Chronick nachlesen kan.

Nach der fünf und zwanzigsten Urkunde verschenkt der Bischof Nicolaus die Helfte seines Antheils von Semgallen an seine Kirche. Riga Anno 1251 im 22 Jahr seiner bischöflichen Würde.

Also fällt das Wahljahr dieses Nicolaus auf 1229, als das Sterbejahr des Bischofs Albert des Ersten.

In der sechs und zwanzigsten erscheinet der Erzbischof Albert mit allen seinen Titeln, sein Probst Hermann, das Rigische Capitel, und der hochwürdige Gebietiger in Allemannien, welcher die Stelle des Hochmeisters des Hauses der Deutschen in Liefland vertritt. Aus der Untersiegelung am Ende erhellet, daß dieser Eberhard von Seine gewesen. Sie theilten nach vorher angerufner Gnade des Heil. Geistes und vorläufigem Gebet durchs Loos Semgallen in drey Theile Silene und Sagera mit ihren Grenzen fielen dem Rigischen Erzbischof, Dubene und Sparnene dem Rigischen Capitel, Thevrene und Dubelene den Brüdern des deutschen Hauses zu, mit Zehnden, Patronatsrechte, aller Gerechtigkeit und zeitlichen Nutzen auf ewig, unbeschadet der Rechte, die nicht anders als durch einen Erzbischof gehandhabet werden können. Träf sichs, daß in eines ihrem Gebiete ein Erbe zum Verkauf vorfiele so soll niemand sich desselben zum Nachtheil eines andern anmaßen, weder unter den Titel eines Kaufs, noch einer andern Besitznehmung. Geschehen 1254 im April im ersten Jahre seiner Erzbischöflichen Regierung Zeugen sind, Gerhard Graf von Hollstein, Otto Ritter von Barmestede, Bruder Albert, Gardian der Minoriten, Bruder Arnold, Prior der Predigermönche, Hermann, Probst zu Riga, und andre Geistliche und Weltliche mehr.

Durch die sieben und zwanzigste wird die 25 und 26ste vom Pabst Innocentius dem IV. bestätiget aus dem Lateran unterm 28 Jenner im eilften Jahr seines päbstlichen Sitzes, d. i. 1254. Das Capitel der Rigischen Kirche heißt Augustiner-Ordens.

Die

Die acht und zwanzigste ist aus dem Original mit sechs Siegeln. Der Meister des Hospitals der Heil. Mariä der Deutschen zu Jerusalem von Eßernach fertigte aus Böhmen den ehmaligen Ordensmeister von Liefland, Diedrich von Gröningen, nunmehrigen Ordensgebietiger desselben Hospitals und Vicehochmeister in Alemannien an den Erzbischof Albert von Riga, den Bischof Heinrich von Oesel und den Bischof Heinrich von Curland nach Sens in Champagne mit einer Vollmacht zum Vergleich ab. Der Meister Diedrich war nehmlich nach Lyon gegangen und hatte bey dem Pabst diese Häupter der Geistlichen sehr angeschwärzet, auch wider sie zum Vortheil des Ordens einen scharfen Verweis ausgewirket. Nunmehr wandte sich das Blat. Er mußte diesen Herren, auch dem Dörptischen Bischof, ob er gleich nicht dabey war, den Gehorsam angeloben, und wurde dessen nicht eher entlassen, als bis der liefländische Ordensmeister Anno (d. i. Andreas von Stuckland) seine Unterwürfigkeit im Geistlichen und Zeitlichen dem Erzbischof und besagten Bischöfen bezeuget. Dabey versichert Diedrich, daß der Hochmeister durch Briefe und Boten dem Orden dieß scharf anbefehlen, auch diesen geistlichen Herren die gebührende Genugthuung verschaffen wolle. Diese Handlung geschahe in der Stadt Sens am Tage Nicolai des Bekenners. Die Acte wurde daselbst versiegelt am Heil. Abend vor dem Fest der Heil. Jungfrau Lucia 1254.

Die Vollmacht zum Vergleich ist aus der Ordenscanzley wunderlich datirt, nehmlich Bohemiae 1254. am Abend vor Creuzerhöhung. Die liefländische Geistlichkeit zog vermuthlich nach der Kirchenversammlung; Die Stadt Sens heißt Civitas Senonensis.

Um diese Zeit verschwinden die liefländischen Urkunden in allen Archiven, und der Codex diplomaticus Poloniae liefert uns derselben in einer Reihe von 38 Jahren nur zwey.

In der neun und zwanzigsten erkläret der Meister und Bruder Otto von Lutterbergh (Domus Theutonicae per Livoniam magister humilis) daß sie, um einen ewigen Frieden mit dem Probst und Rigischen Capitel zu haben, und die Materie alles Lerms zu heben, beschlossen, daß keine Erbtheile ihrer Leute oder des Capitels, die sich innerhalb den Grenzen der Kirche ereignen, auf die Brüder kommen, oder von ihnen unter dem Vorwand des Abgenommenen oder unter dem Titel des Kaufs, Pachts, Tausches, oder Schenkung verkauft werden sollen.

Gleichfalls wenn die Gyna (soll wohl Goywa die Aa, oder Düna heissen) von selbst oder durch Ausstechung eines Grabens von dem Capitellande etwas abgerissen und den Brüdern zugebracht, soll es wie vorher der Kirche Eigenthum bleiben, es müsse denn der Anwachs des Erdreichs durch eine Anspülung auf der einen Seite geschehen seyn. Geschehen bey Thoraida, (Treyden) 1268.

Hier bekommen wir einen neuen Ordensmeister, von dem Herr Arndt nichts gewust. * Zugleich nehmen wir hiebey Gelegenheit in der Jahrsrechnung der Liefländischen Herren Meister etwas zu bessern. Der Königl. Preußische Commercien- und Königsbergische Stadtrath Herr Jacob Heinrich Liedert hat in seinem jubilirenden Königsberg von 1755 Seite 27 erwiesen, daß Burchard von Hornhausen, nachdem er das Schloß Königsberg erbauet, seiner andern Verdienste wegen Landmeister in Liefland geworden. „Wenn solches, schreibt er, „geschehen, findet man keine Gewis„heit. Herr Arndt setzt in der „liefländischen Chronick 2 Theil, S. „57. das Jahr 1261, welches aber „nicht angenommen werden kan, da „er laut einer vorher angeführten „Urkunde vom 1 May 1257 schon „damals diese Stelle bekleidet, und „wenn er gemeiniglich für den Nach„folger des Anno von Sanger„hausen, als er Hochmeister ge„worden, angegeben wird, so strei„tet dawider, daß dieser nicht, wie „Russow in der liefländischen Chro„nick anführet 1261 (denn damals „lebte der Hochmeister Poppo von „Osterna unstrittig noch in der „Regierung, und dankte erst 1263 „ab) sondern nach Lucas Davids „Bericht erst 1264, zu dieser Wür„de gewählet sey, da Hornhausen „bereits 1260 nach dem Zeugniß „des Dusburgs pag. 187, und „Duellii p. 19. oder wenn gleich „Herr Arndt recht hätte, woran „doch gezweifelt wird. * *) (Siehe „Herrn Krieges- und Domainen„Raths

* Auch mit dem Herrn Beiträger nichts wissen können, weil wir beyde noch keinen Codex diplomaticus damals hatten. Ich habe in der Vorrede zu meiner Chronick schon über das unvollständige Register der Herren Meister im 13 Jahrhundert geklagt; welches deswegen anführe, damit ich nicht für alle noch künftig zu entdeckende Ordensregenten stehen darf. A.

* Ich zweifle selbst daran, ob ich Recht habe. Selbst bey der Zeitrechnung dieses Hornhausen hab ich not. a) deutlich hingeschrieben, daß die Geschichts-

„Raths von Werner gesammlete „Nachrichten zur Ergänzung der „Preußischen Geschichte Tom I. p. „177.) anno 1263 mit Tode abge„gangen.

Nach der dreyßigsten datirt zu Riga 1268 im December reseribiret der Erzbischof Albert, daß durch seine Vermittelung der Streit zwischen dem Herrn Probst Johann nebst dem Capitel und zwischen den Bürgermeistern und Brüdern zu Riga gehoben sey. Keiner soll wider den andern am Hofe zu Rom Befehle auswirken, auch keinen Fürsten oder fremden Herrn zu Hülfe rufen, sondern alles freundschaftlich und vor dem gehörigen Richter abmachen.

Die ein und dreyßigste ist ein schmeichelender Vertrag des Meisters und seiner Brüder mit dem Rigischen Erzbischof Johannes. Der Bruder Balzer, als Meister des Hauses der Heil. Maria der Deutschen in Liefland gestehet seine Schuldigkeit, daß er mit seinem Orden den Erzbischof bey seinen Rechten und Privilegien schützen und gegen alle Anfälle vertheidigen wolle, weil sie diesen Herrn in allen gegen sie treu, aufrichtig, günstig und gutthätig gefunden, auch mit ihm durch das unzertrennliche Band einer geistlichen Freundschaft verknüpfet wären Wenn ein Theil den andern mit den Grenzen und Abtheilungen hintergangen, so werden solche laut der Briefschaften darüber gütlich abgestanken. Zum Beweis und zur Verstärkung dieser Liebe nimmt der Erzbischof von den Brüdern einen Strich Landes um das Schloß Mitau auf zwey Meilen entgegen, der ihm nach den päbstlichen Verordnungen zukömmt, den er doch lange nicht entgegen nehmen wollen. Er tritt dafür den Ordensbrüdern eine Insel im Wendenschen Distriet von 3 Hacken, mehr oder weniger ab. Unter Vermittelung des Culmischen Domherrn von Münsterberg, des Capellans und Bruders Habbe, des Comturs von Wenda, und Bruders S. v. Lökohom geschahe dies bey Kokenburg 1292 den vierten Tag nach Reminiscere.

Der Ordensmeister Balzer (Magister fratrum domus Sanctae Mariae

Geschichtsschreiber sein Antrittsjahr eben so verworren angeben, als das Abdankungsjahr seines Vorgängers. Dergleichen Klagen über die unrichtige Chronologie sind öfters in diesem Jahrhundert von mir angebracht, weil die Archive schweigen, und die Weglassung der Zunahmen in den noch geretteten wenigen Documenten leicht eine Verwechselung der Vornamen veranlaßt. Wie sollt ich ohne Urkunden hier entscheiden können? A.

Mariae Theutonicorum in Livonia) gehöret gleichfalls unter die unbekannten Ordensregenten, zu welcher Zeit wir einen Bodo von Hohenbach in den Chronicken zum Meister haben. Daß Schloß Micowe, das im Text auch Micone heißt, ist ohne Zweifel Mitaw, weil c und t leicht im Lesen verwechselt werden. Ob aber Wenda durch Wenden oder Windau übersetzet werden müsse, getraue mich nicht auszumachen. Genug, daß eine Insel nach damaliger Bedeutung nicht immer einen mit Wasser umflossenen Ort bedeutet, weil Curland sonst keine Insel heissen könnte.

Die zwey und dreyßigste ist eine Resignationsacte Johann von Dolen, Vasall der Dörptschen Kirche thut allen und jeden zu wissen, daß er mit seinem Herrn, dem Erzbischof Johann, dessen Probst und Rigischen Domkapitel, sowol für sich als für seinen Bruder Odward, der gegenwärtig seinen Consens gegeben, und für seine andern Brüder, auch seine noch jungen Söhne, seine Erben und Freunde auf Rath des Herrn Ritters Joh. von Ropa, und des Herrn Otto und dessen Bruders Woldemar genannt von Rosen über seine Güter, nehmlich das Schloß in Dolen mit seinen Zubehörden und 50 Hacken in Liefland, was seine Vorältern und Vaterbruder, weiland Johann von Dolen von den Bischöfen und hochwürdigen Vätern zu Lehn gehabt, sich folgender Gestalt verglichen habe. Der Erzbischof nehmlich habe ihm auf Verlangen und Dringen seiner oberwehnten Freunde 100 Mark großmüthig ausgezahlt, 10 baar, und ihm auf die 90 eine sichere Anweisung auf einen seiner Vasallen Johann von Adricas gegeben; er entsage daher allen seinen Anforderungen auf besagtes Schloß für sich und seine Erbnehmen. Geschehen im grossen Chor (in Choredia) den 1 May 1292. Zeugen sind sein Herr Bischof Bernhard von Dörpt und dessen Capitel, die obgemeldte Herren und Ritter nebst einem Jacob von Tiesenhausen.

Diese Acte ist aus ihrem Original schlecht abgenommen. Nach der Aufschrift ist die Resignation des Schlosses Dohlen an den Dörptischen Bischof geschehen, der doch nur Zeuge war, und laut des Textes geschahe sie an den Erzbischof Johann, dessen Namen zweymal genennet wird. Der Herren von Aderkas geschicht hier die erste Erwehnung. Die übrigen Namen sind sehr unvollkommen gerathen, weil der Abschreiber das n am Ende wie ein th oder ch gelesen. So heißt es: Johann von Voleth, Otto de Koseth, Woldemar de Boseth, Jacob. de Thisendusech. Schlimm genug, wenn dergleichen Copisten zur Abnehmung der Urkunden gebrauchet werden!

XVII. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Von den Mitteln zur Feurung, besonders vom Torf.

Wie nöthig das Feuer zum bequemen Leben der Menschen sey, wissen die nordlichen Völker am Besten, weil sie solches nicht alleine brauchen ihre Speise zu kochen, sondern auch, ohne sich wechselsweise am Feuer zu wärmen, krank werden und sterben würden, und weil sie nicht wie die Bären, Wölfe und Füchse eine Pelzhaut haben, noch in Löchern ihr Leben aufhalten können: daneben auch einen nicht so starken Bau des Leibes, noch in ihren Adern so viel wesentliche Theile des Bluts, (cruor) aber wohl mehr erfrierliche lympha, als die in der Kälte herumwandernden wilden Thiere haben. Das Bequemste zur Feurung ist das Holz, um sowohl die Speisen und Getränke zu kochen, und zu wärmen, als auch sich bey dessen offenen Brand zu wärmen, oder vermittelst eines Ofens, eine Stube warm zu machen.

An Holz ist bey uns, Gottlob, noch keine grosse Noth, obgleich der Preiß eines Fuders im Winter, gegen den vor funfzig Jahren jetzo mehr als dreymal höher ist; dann das Fuder gutes Holz, was in den gedachten Jahren mit 4 à 5 Mark bezahlet wurde, gilt itzo 14, 15, auch wohl 17, 18 Mark. Das mit den Flössen abkommende Holz, kostete auch noch nach der Pest, dreyviertel bis zum ganzen Thaler die Klafter, itzo aber oft doppelt. Die Ursache davon ist erstlich, weil seit der Pest, seit 52 Jahren, noch nicht so viel Holzführer im Lande wieder angewachsen sind, als vor der Pest waren; Zweytens, weil nach der Pest mehr mit Oefen versehene Zimmer

Mariae Theutonicorum in Livonia) gehöret gleichfalls unter die unbekannten Ordensregenten, zu welcher Zeit wir einen Bodo von Hohenbach in den Chronicken zum Meister haben. Daß Schloß Micowe, das im Text auch Micone heißt, ist ohne Zweifel Mitaw, weil c und t leicht im Lesen verwechselt werden. Ob aber Wenda durch Wenden oder Windau übersetzet werden müsse, getraue mich nicht auszumachen. Genug, daß eine Insel nach damaliger Bedeutung nicht immer einen mit Wasser umflossenen Ort bedeutet, weil Curland sonst keine Insel heissen könnte.

Die zwey und dreyßigste ist eine Resignationsacte Johann von Dolen, Vasall der Dörptschen Kirche thut allen und jeden zu wissen, daß er mit seinem Herrn, dem Erzbischof Johann, dessen Probst und Rigischen Domkapitel, sowol für sich als für seinen Bruder Odward, der gegenwärtig seinen Consens gegeben, und für seine andern Brüder, auch seine noch jungen Söhne, seine Erben und Freunde auf Rath des Herrn Ritters Joh. von Ropa, und des Herrn Otto und dessen Bruders Woldemar genannt von Rosen über seine Güter, nehmlich das Schloß in Dolen mit seinen Zubehörden und 50 Hacken in Liefland, was seine Vorältern und Vaterbruder, weiland Johann von Dolen von den Bischöfen und hochwürdigen Vätern zu Lehn gehabt, sich folgender Gestalt verglichen habe. Der Erzbischof nehmlich habe ihm auf Verlangen und Dringen seiner oberwehnten Freunde 100 Mark großmüthig ausgezahlt, 10 baar, und ihm auf die 90 eine sichere Anweisung auf einen seiner Vasallen Johann von Adricas gegeben; er entsage daher allen seinen Anforderungen auf besagtes Schloß für sich und seine Erbnehmen. Geschehen im grossen Chor (in Choredia) den 1 May 1292. Zeugen sind sein Herr Bischof Bernhard von Dörpt und dessen Capitel, die obgemeldte Herren und Ritter nebst einem Jacob von Tiesenhausen.

Diese Acte ist aus ihrem Original schlecht abgenommen. Nach der Aufschrift ist die Resignation des Schlosses Dohlen an den Dörptischen Bischof geschehen, der doch nur Zeuge war, und laut des Textes geschahe sie an den Erzbischof Johann, dessen Namen zweymal genennet wird. Der Herren von Aderkas geschicht hier die erste Erwehnung. Die übrigen Namen sind sehr unvollkommen gerathen, weil der Abschreiber das n am Ende wie ein th oder ch gelesen. So heißt es: Johann von Voleth, Otto de Koseth, Woldemar de Boseth, Jacob. de Thisendusech. Schlimm genug, wenn dergleichen Copisten zur Abnehmung der Urkunden gebrauchet werden!

XVII. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Von den Mitteln zur Feurung, besonders vom Torf.

Wie nöthig das Feuer zum bequemen Leben der Menschen sey, wissen die nordlichen Völker am Besten, weil sie solches nicht alleine brauchen ihre Speise zu kochen, sondern auch, ohne sich wechselsweise am Feuer zu wärmen, krank werden und sterben würden, und weil sie nicht wie die Bären, Wölfe und Füchse eine Pelzhaut haben, noch in Löchern ihr Leben aufhalten können: daneben auch einen nicht so starken Bau des Leibes, noch in ihren Adern so viel wesentliche Theile des Bluts, (cruor) aber wohl mehr erfrierliche lympha, als die in der Kälte herumwandernden wilden Thiere haben. Das Bequemste zur Feurung ist das Holz, um sowohl die Speisen und Getränke zu kochen, und zu wärmen, als auch sich bey dessen offenen Brand zu wärmen, oder vermittelst eines Ofens, eine Stube warm zu machen.

An Holz ist bey uns, Gottlob, noch keine grosse Noth, obgleich der Preiß eines Fuders im Winter, gegen den vor funfzig Jahren jetzo mehr als dreymal höher ist; dann das Fuder gutes Holz, was in den gedachten Jahren mit 4 à 5 Mark bezahlet wurde, gilt itzo 14, 15, auch wohl 17, 18 Mark. Das mit den Flössen abkommende Holz, kostete auch noch nach der Pest, dreyviertel bis zum ganzen Thaler die Klafter, itzo aber oft doppelt. Die Ursache davon ist erstlich, weil seit der Pest, seit 52 Jahren, noch nicht so viel Holzführer im Lande wieder angewachsen sind, als vor der Pest waren; Zweytens, weil nach der Pest mehr mit Oefen versehene Zimmer

angebauet sind, die geheitzet werden; Drittens, weil mehr Brauereyen, Brandwein-Brennereyen, ja auch Bäckereyen, in der Stadt und in der Vorstadt angeleget worden. Nach solchen Umständen lässet sich leicht schliessen, daß das Holz nie zu einem wohlfeilen Preise kommen werde: dann wenn Gott die Stadt mit Sterbeläuften verschonet, so vermehren sich die Menschen bey der Stadt, bauen sich Häuser, und in denselben Oefen und Küchen, und bedürfen die nöthige Feurung an Holz.

In denen südlichen Ländern Europa, wo der Winter mäßig ist, als in Engländ, Frankreich und andern brauchet man zwar kein hartes Holz zur Feurung, sondern man bedienet sich allerhand Strauches, welches bald wieder wächset; allein in unsern nordischen Ländern wird festes Holz erfodert, um eine beständige Feurung zu haben, so lange uns die Noth nicht lehret uns auch mit dem Strauch oder anderer Materie zu behelfen.

II. Außer dem Holz aber ist durch den Gebrauch der Bergwerke auch eine Materie zur Feurung entdecket worden, nemlich die Steinkohlen, das unterirdische Harz, welches mit einer schwarzen Erde von dem unterirdischen Feur zu einem harten Stein geschmolzen worden. Dies giebt die gröste Feurung in England und Schottland, wie auch in einigen Gegenden Sachsenlandes, und anderswo. Es ist aber mit einem sehr widerlichen Geruch begleitet, welchen einige zu mildern suchen, wann sie das feine Grauß der Steinkohlen mit Lehm und allerhand Grauß vermengen, solches an der Sonne dörren, und bey wenigen anfeuren. Diese Feurung kommt der Persianischen, und zwar der, um der Caspischen See gebräuchlichen nahe. Es giebt daselbst Brunnen, aus welchen von den ältesten Zeiten her ein fliessendes Berg-Harz geschöpfet und Naphta genannt wird: weil es aber so fliessend nicht wohl zur Feurung gebrauchet werden kan, so wird es auch mit einer trockenen Materie Grauß, Lehm, trocknem Mist, zu einer Festigkeit gebracht, und so zur Feurung angewandt; wie solches viele bey uns noch lebende Kriegsbediente, die in Persien gewesen, berichten können. Man findet noch eine andere Gattung schwarzes Harzes in Persiens Boden, allein das halten sie kostbar, und nennen es Mumie, legen ihm auch viele heilende Kräfte zu, obgleich es nur eine Gattung Asphaltum, oder Judenpech ist. Gedachte zur Feurung gebräuchliche Naphta ist schwarz. Es giebt aber auch

auch daselbst eine weiß-gelbliche Naphta die zur Feurung zu gebrauchen zu kostbar wäre, und deswegen nur wie eine Arzeney gebrauchet wird. Die weisse Naphta aber hat die in der Caspischen See liegende Halb-Insel Abscheron dermassen durchdrungen, daß, wann man in der Erde der Insel eine kleine Grube macht, so klein, als man wolle, und man ein Licht oder brennend Holz daran hält, so gleich eine Flamme hervor kommt, nach der Grösse der Grube. Auf diese Flamme nun setzet der Einwohner seinen Dreyfuß und seinen Topf mit seiner Speise, wann seine Speise fertig ist, so stösset er mit dem Fuß die Erde wieder in das Grübchen, und damit ist das Feur ausgelöschet. Wann er dieses nicht thun würde, so würde es immerdar wegbrennen, wie es unter seinem Topf gethan hat, deswegen man es auch das ewige Feur nennet. Die Sache klingt so wunderbar, daß man auch wohl die Nachricht davon unter die lustigen Einfälle gerechnet hat, welche die Reisenden zuweilen zu erdenken pflegen. Es leben aber itzo noch Augenzeugen, welche die Sache während des Aufenthalts der Russischen Armee in Persien gesehen haben. Man kan zwar den Spiritus von Wein oder Korn gebrannt, eben wie die Naphta zum kochen brauchen, ja auch wohl ein kleines Zimmer auf eine Weile damit wärmen, und zwar mit weniger Beschwerde, als mit der Naphta, die in freyer Luft wegbrennen muß, allein diese Feurung wäre allemal die kostbareste.

III Nach den Steinkohlen und der Naptha giebt der Torf die durchwachsene und mit einem Schwefel versehene Erde die beste Feurung, wie davon am meisten Holland, und dessen angränzenden Länder zeugen. Es giebt aber überhaupt nur zwey Arten Torf, eine die leicht und lose, und mit Mooß und Wurzelfäsern durchwachsen ist, und dabey wenig Schwefel hat, und zweytens eine, die fester und schwerer, und reicher an Schwefel ist, und der Feurung gleich kommet, die man mit dem Grauß der Steinkohlen und Lehm zurichtet.

IV. In den Hannöverschen Anzeigen findet man eine Frage aufgegeben, wie man die Sägespäne am nützlichsten brauchen könnte: darauf ist geantwortet worden, daß man sie mit Lehm vermengen, in Formen schneiden, solche pressen und dörren, und alsdann wie Torf brennen könne. Dies wäre der beste, nach Kunst gemachte Torf, wann man nur grossen Vorrath davon anschaffen könnte.

V. Daß man trocknen Vieh- und Pferdemist mit Lehm und andern Grauß zusammen backen, und zur Feurung brauchen könne, solches hat die scharfe Lehrmeisterin, die Noth, zuweilen bewiesen.

VI. Der Torf ist aber bey einem Holzmangel, die bequemste Materie zur Feurung, die man schier in allen Landen haben kan; da die Steinkohlen nur in einigen Ländern befindlich sind: dann, in welchem Lande findet man nicht Moren, oder wie wir sagen, Moräste, die keinen Torf gäben.

VII. Die Stadt Riga hat bey ihrem bisherigen Holzvorrath, den sie im Frühling, auf denen aus Polen und andern an der Düna liegenden Gütern, herab kommenden Flössen, und im Winter, aus Liefland und Kurland auf Schlitten erhält, nicht anders als in der Noth an Torf gedacht; und zwar das letzte mal, A. 1700, als sie von den Sachsen belagert wurde, welche den Dünastrom besetzeten, und weder Waaren, noch Holz herab liessen. Weil sie aber die Stadt in demselben Jahr, von der Landseite nicht belagerten, so waren denen Einwohnern die Moräste frey, Torf in denenselben zu stechen, zur Stadt zu führen, und zu gebrauchen, wie dann denselben Sommer durch, mit Torf schier in allen Küchen gekochet und gebraten wurde. Die Bauren brachten zwar etwas Holz auf Wagen zur Stadt, und man nutzete auch das Holz, was von der abgebrandten Vorstadt eingeschleppet werden konnte, aber solches war nur eine kleine Beyhülfe. Der mehreste Torf wurde aus denen Morästen genommen, die an den Morgensternischen und Brauershofschen Gränzen liegen, und zur Carlspforte eingeführet. Ob er verkauft worden, oder jedem zu stechen erlaubet gewesen, ist itzo unbekannt. Es wurde aber auch etwas aus denen Morästen geholet, die nach der Steinsee hin liegen. Seit dieser Zeit der Noth ist zum Nutzen der Stadt, kein Versuch mit Torfstechen gemacht worden, als vor wenigen Jahren, als man die Bickerschen Moräste untersuchte. Man fand auf 3 bis 4 Fuß tief einen Torf, der aber nicht compact, oder dichte und schwer, sondern leicht, an Farbe braun und gelb und geschwinde verbrennlich war. Er bestand aus Mooß und dessen zarten Wurzeln, wie auch aus vermoderten Holzreisern. Man fand ihn also nicht von der besten Sorte, und unbequem eine Stube oder Rie wohl zu heitzen, aber wohl zu einer mäßigen langsamen Wärme etwas zu braten oder zu kochen, auch wohl die Kälte eines mäßigen Winterhauses in

in welchem man Wintergewächse verwahret, zu temperiren, und endlich auch einen mäßigen Brandweinskessel zu heitzen, dienlich, und zwar zu dieser letzten Sache dienlicher, als den besten Torf. Dann der beste Torf, welcher compact, schwer und schwarz ist, giebt zwar mehrere und längere Hitze, weil sein Schwefel mit einer zäheren Erde verbunden ist als der leichte Torf; allein es hat auch die Erfahrung gelehret, daß sein saurer Schwefelgeist die Brandweinskessel in wenigen Jahren durchfressen habe. Der leichte schlechte Torf kan diesen Schaden nicht thun. Unsere in dieser Gegend liegenden Moräste sind niedrige Wälder gewesen, die ausgehauen worden, oder auch niedrige Seen, deren Quellen vertrocknet sind, auf welchen hernach Bäume gewachsen, weil man in ihnen noch viele Wurzeln findet, auf welchen grosse Tannen gestanden haben. Gleichwie noch vor 12 Jahren ein Tannenwald auf Morgensternschen Grund war, der den so genannten Schreyschen übertraf. Vielleicht giebt es bey weiterer Untersuchung Stellen, die einen so guten Torf geben, als einige Ueberdünsche, jenseit Jürgenshof liegende Moräste, der zur Heitzung einer mäßigen Rie dienen kan.

VIII. Man hat vor einigen Jahren in den belobten Hannöverschen Anzeigen aufgegeben, es möchte jemand anzeigen, 1) welcher Torf der beste sey, und 2) wie die Gegenden Beschaffen wären, auf welchen man guten Torf zu suchen veranlasset werden könnte. Was den ersten Punct betrift, davon ist das fürnehmste bekannte schon angeführet worden. Was aber die Gegenden betrift, die aus ihrer Oberfläche eine Hofnung geben könnten, daß in deren Grunde Torf, guter oder schlechter Art läge, davon sind die Zeichen verschieden. Das allgemeineste und gewisseste Zeichen ist, daß bey trocknem Sommer, ein trocknet mit wenigem Heidekraut bewachsener Boden, durch ein Fußstampfen oder Springen, bebe. Es wachsen zuweilen auch Birken, Espen und Tannen, wie ein kleiner Strauch, und wie Zwergbäume auf solchem Boden. In solchem elastischen Boden stecket insgemein ein mosigter, fein gewurzelter Torf, wie der in unsern Rigischen Morästen befindliche. Wann man Torf in ziemlicher Tiefe, von 10 à 12 Fuß gefunden hat, so muß man im Stechen nicht zu geitzig seyn, und alles ausheben, sondern 2 à 3 Fuß hoch im Grunde lassen, damit der Torf mit den Jahren wieder in die Höhe wachse, und man nach 40 oder weniger Jahre daselbst wieder Torf stechen könne; wie sich solches auf unsern oben bestimmten Morästen, aus welchen

man vor 62 Jahren den Torf genommen zeiget, indem man die Gruben, die man damals gemachet hat, itzo nicht mehr findet. Und daher geschiehet es, daß in Holland ein ewiger Vorrath von Torf-Mooren ist, indem sie die Gegenden ordentlich, nach gewissen Jahren, stechen.

IX. Die sicherste Anweisung Torf zu finden, giebet der Berg-Bohrer, mit welchem man in die Tiefe bohren, und die verschiedenen Schichten, oder Lagen des Bodens untersuchen kan, was für Torf und wie viel sich dessen etwa im Grunde befinde. Man entdecket auf diese Art zuweilen auch 10 bis 18 Fuß tief, den besten Torf, welcher schmierig, ohne Sand, und von wenigen Wurzeln, aber dabey compact, schwer, schwarz und reich von Schwefel und Fett ist; solchen Torf nennet man in den Torfländern den **Darg-Torf**. Wann man denselben findet, so sind gemeiniglich Wasserleitungen nöthig, um den Torf desto leichter graben zu können. Der nicht so tief liegende Torf ist, wie unser, leicht, schwammig und röthlich, und wird **Hage-Torf**, auch **Bunk-Torf** genannt: er ist zwar schlechter, wird aber doch in einigen Gegenden zum Kalkbrennen angewandt. In Holland ist der **Bagger-Torf** der beste, welcher, weil dasige niedrige Gegend das Wasser überall abzuleiten nicht zuläßt, um den Torf in Stücken heraus zu heben, mit kleinen Fischnetzen, wie ein Schlamm herausgezogen wird, und zwar in ein kleines Fahrzeug in welchem es tüchtig durch einander getreten, hiernächst auf einer trocknen Stelle, in einer gemessenen Dicke ausgebreitet, mit untergebundenen Bretern eben getreten, und alsdann mittelst dazu aptirten Spadens, in viereckigte Stücke gestochen wird. Solcher Torf hält am längsten Kohlen, und lässet gar wenig Asche nach. Unterdessen, wann man sagen kan daß die Einwohner der Torfländer ihre Mutter brennen, so machet ihnen diese Mutter die meiste Mühe, ehe sie sich dazu bequemet.

X. Man hat vor einigen Jahren in den **Hannöverschen Anzeigen**, fürnemlich der Universität **Göttingen** zum Besten, eine Anweisung zu geben gebeten, ob nicht in dasigen Moräſten guter Torf zu finden wäre. Verschiedene kluge Wirthe haben auch darauf geantwortet, und zwar, daß um **Göttingen** herum dergleichen Moren nicht zu finden seyn möchten, dabey aber geratben, eine Menge **Weiden** zu pflanzen, und von ihnen mit den Jahren wechselsweise das Holz zu nehmen: wie es auch in Teutschland einiger Orten bräuchlich ist. Es wachsen aber die Weiden auch nicht gerne in Moräſten, sondern in sandigten, feuchten Gründe, der von Schwefel rein ist. In solchem schwefelichten Moraste gedeyen eher die Birken, weil ihre harzigte Blätter aus demselben einige Nahrung ziehen.

XI. Wann ein Moraſt aus seiner Tiefe uns die Feurung liefert, so ist er zwar billig in Achtung, und werth zu halten, wann aber seine Oberfläche tüchtig ist, uns Brod zu liefern, so ist er noch höher zu schätzen. Unsere landwärts, hinter denen Sandbergen liegenden Moräſte sind, wie schon gesagt worden, in alten Zeiten Wälder gewesen, wovon die noch vorhandenen grossen Wurzeln zeugen: Ausserhalb der Ravensporte zur rechten und zur linken der Landstrasse, war vor der Pest ein bearbeitetes Ackerland, welches jährlich mit Getreyde prangete. Da es aber nun zu alterhand Kriegs-Uebungen angewandt wird, so wäre zu wünschen, daß so viele Menschen vorhanden wären, die aus denen gesagten Moräſten Wiesen und Aecker machten, damit sie nicht nur von ihnen das Brod, sondern auch ein zur Feurung dienliches Stroh, wie in dem fetten Herzogthum Magdeburg nehmen könnten. Ein Wunsch, der wegen der so schweren Vermehrung der Bauerschaft oder Ackerleute, vielleicht nie erfüllet werden wird, weil itzo, Zeit der Pest, und also nach 52 Jahren, die Anzahl der Bauren, die vor der Pest war, noch nicht wieder vorhanden ist. Wann aus Liefland jemals Hirri, Heruli, Venedi, Vandali, Æstii, oder Estii, und wie sie heissen mogen, nach Preussen, Teutschland, oder gar den Römern zu Hülfe gezogen sind, so ist es wohl nie aus einem Mangel des Raums zum Brod sondern aus Uebermuht, nach dem Fuß aller andern Völkerwanderungen geschehen, weil nie auf der Erdkugel Mangel an Erde, solche zum Brod zu ackern, gewesen, indem die Menschen ihrer Sterblichkeit wegen, beständig einer dem andern Platz machen. Eine Colonie von den alten Persianischen **Gauren**, deren gröſte Religion war die Welt mit Kindern zu vermehren, und ihren Nachkommen zubereitete Aecker zu hinterlassen, würde bald Rath schaffen, und unsere Moräſte zu segensvollen Aeckern und Wiesen machen. Man könnte dabey vergnügt ausrufen: Fertilis est, sterilis quae fuit ante, palus.

Beantwortung.

Unter den Buchstaben P-L-W, die doch von den vorigen ähnlichen in unsern Beiträgen unterschieden werden müssen, ist ein Erstes Antwortschreiben über die Semler- und Döderleinsche Controvers eingeschickt worden, mit der Versicherung, daß noch drey andre nachfolgen sollen. Die Intelligenz-Expedition würde diese Materien aufnehmen, wenn ihre Blätter so viel gelehrte Leser hätten, die an einem mit Latein, Griechisch und Französisch staffirten und dabey mühsamen hohen Vortrag ihren Geschmack üben wollten, oder dächten, daß in einer weitläufigen Streitsache von Liefland aus viel erläutert oder entschieden werden könne. Ueberdem scheint unser beliebter Herr D. Büschung diese kleine Ehrenrettung nicht zu brauchen, weil er selbst erwiesen, daß der Herr D. Semler eine ganz andre so genannte biblische Theologie angestritten, als er zu rechtfertigen übernommen.

Der Herr Verfasser ersucht zugleich um die Erlassung des Arrests der angefangenen fünften Frage der apocalyptischen Erklärung, worinne ihm ohne sein Gesuch im XIV Stück gewillfähret worden. Nur das ist für uns das unbegreiflichste, wenn der Herr Auctor glaubt, daß Jesus Christus eine Empfindlichkeit über das Schicksal dieser Stelle allerhöchst zu äußern nicht unterlassen werde. Sollte ein so dreuster Ausdruck nicht den Verstand der Leser in Wirksamkeit setzen eine Menge der allerbedenklichsten Folgen daraus zuziehen?

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Dritte Fortsetzung

Der Urkunden
aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,
welche
die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe XVI Stück.)

In der drey und dreyßigsten Urkunde bestätiget Pabst Bonifacius der VIII. von Rom beym heiligen Peter im ersten Jahr seines Stuhls, d. i. 1295 den 10. Jun. die Bulle Honorius des III. vom 27 Octobr. im vierten Jahr dessen Regierung aus Viterbo, in welcher dieser Esthland, Seleburg und Semgallen dem liefländischen Bischof überträget.

Die vier und dreyßigste giebt einen klaren Beweis, daß das durch die ein und dreyßigste Urkunde geknüpfte unzertrennliche Band der geistlichen Freundschaft zwischen dem Erzbischof und dem Orden gar bald gesprungen sey, und das Capitel den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen müssen. Der König der Dänen und Slaven, Herzog von Estland Erich beschuldiget den Orden, daß derselbe ausgelassene Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen an den Geistlichen ausgeübet, den Erzbischof ins Gefängniß geworfen, auf eine Gotteslästerliche Weise fest behalten, die Stadt Riga bloquirt, die Häuser und Güter der Kirche verwüstet, geraubet, geplündert, die Leute entführet, die Schlösser gewaltsam besetzet, und das alles während den Vertrag und Frie-

Beantwortung.

Unter den Buchstaben P-L-W, die doch von den vorigen ähnlichen in unsern Beiträgen unterschieden werden müssen, ist ein Erstes Antwortschreiben über die Semler- und Döderleinsche Controvers eingeschickt worden, mit der Versicherung, daß noch drey andre nachfolgen sollen. Die Intelligenz-Expedition würde diese Materien aufnehmen, wenn ihre Blätter so viel gelehrte Leser hätten, die an einem mit Latein, Griechisch und Französisch staffirten und dabey mühsamen hohen Vortrag ihren Geschmack üben wollten, oder dächten, daß in einer weitläufigen Streitsache von Liefland aus viel erläutert oder entschieden werden könne. Ueberdem scheint unser beliebter Herr D. Büschung diese kleine Ehrenrettung nicht zu brauchen, weil er selbst erwiesen, daß der Herr D. Semler eine ganz andre so genannte biblische Theologie angestritten, als er zu rechtfertigen übernommen.

Der Herr Verfasser ersucht zugleich um die Erlassung des Arrests der angefangenen fünften Frage der apocalyptischen Erklärung, worinne ihm ohne sein Gesuch im XIV Stück gewillfähret worden. Nur das ist für uns das unbegreiflichste, wenn der Herr Auctor glaubt, daß Jesus Christus eine Empfindlichkeit über das Schicksal dieser Stelle allerhöchst zu äußern nicht unterlassen werde. Sollte ein so dreuster Ausdruck nicht den Verstand der Leser in Wirksamkeit setzen eine Menge der allerbedenklichsten Folgen daraus zuziehen?

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Dritte Fortsetzung

Der Urkunden
aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,
welche
die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe XVI Stück.)

In der drey und dreyßigsten Urkunde bestätiget Pabst Bonifacius der VIII. von Rom beym heiligen Peter im ersten Jahr seines Stuhls, d. i. 1295 den 10. Jun. die Bulle Honorius des III. vom 27 Octobr. im vierten Jahr dessen Regierung aus Viterbo, in welcher dieser Esthland, Seleburg und Semgallen dem liefländischen Bischof überträget.

Die vier und dreyßigste giebt einen klaren Beweis, daß das durch die ein und dreyßigste Urkunde geknüpfte unzertrennliche Band der geistlichen Freundschaft zwischen dem Erzbischof und dem Orden gar bald gesprungen sey, und das Capitel den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen müssen. Der König der Dänen und Slaven, Herzog von Estland Erich beschuldiget den Orden, daß derselbe ausgelassene Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen an den Geistlichen ausgeübet, den Erzbischof ins Gefängniß geworfen, auf eine Gotteslästerliche Weise fest behalten, die Stadt Riga bloquirt, die Häuser und Güter der Kirche verwüstet, geraubet, geplündert, die Leute entführet, die Schlösser gewaltsam besetzet, und das alles während den Vertrag und Frie-

den und wider die gewöhnliche Treue, die sie der Kirche angelobet. Das Capitel habe demnach Rath und Hülfe bey dem König gesuchet, und damit er derselben Kirche kräftig beystünde, für ihn und seine Nachkommen **Semgallen**, nebst den Schlössern **Nasiere** und **Therake** aus freyem Triebe verschenkt und auf ewig verschrieben. Er bezeuget sein Mitleiden und verspricht seine Leute mit Waffen und Pferden (Sexteriis) vor bevorstehenden Winter nach Riga zu schicken, und mit ihnen, dem Hauptmann und allen seinen Vasallen in Esth- und Curland der Kirche wider die Brüder beyzustehen. Diesen Schutz sagt er der Kirche zu Riga auf ewig zu, und gelobt die Schlösser und Vestungen, die das Capitel während des Krieges, seinem Vogt, Hauptmann oder seinen Getreuen öfnen würde, gleich nach dem Kriege wieder zu räumen. Gegeben **Korchinsborg** in des Königs Gegenwart 1298 am Feste der Märtyrer **Basilidis, Cyrini, Naboris** und **Nazarii**, im Beysenn seiner Räthe.

Das Verzeichnis der alten Schlösser läßt sich schon mit einigen vermehren. Sexterius heißt sonst wol kein Reuterpferd, als in dem Verstande, daß etwan 6 Höfe, oder gar 6 freye Bauren dergleichen ins Feld stellen müssen. Diese den Tractaten zuwider geschehene Anrufung fremder Hülfe goß nur Oel ins Feuer. Die Erbitterung gieng weiter, der Pabst setzte eine Commißion, und gleich werden wir die Inquisitions-Artickel lesen.

In der **fünf und dreyßigsten** transsumiert der Notarius des päbstlichen Cämmerlings **Paul Roccani** im sechsten Jahr **Bonifacius des** VIII, d. i. 1300 den 20 August zu **Anagni** ein Breve von **Gregorius** dem IX. aus dem Lateran unterm 8 März, im eilften Jahr seines päbstlichen Stuhls, welches das Jahr 1237 ist. **Gregorius** sieht die Neubekehrten Liven nicht mehr als Kinder der Magd an, sondern der Freyen, nachdem sie aus Wasser und Geist wiedergeboren und getauset worden. Der päbstliche Legate **Wilhelm** soll dem Orden nicht erlauben, diese Leute zu Leibeignen zu machen, und ihnen die Güter zu nehmen, die Uebertreter aber soll er in Bann thun. Der Entscheidungsgrund ist dieser, daß ihr Stand unter dem Christenthum nicht schlechter sey, als da sie noch Glieder des Teufels waren. Diese Verordnung, mit der weder den geistlichen Regenten noch den Rittern gedienet war, und die auch nie befolget werden können, wurde jetzo zur Kränkung des Ordens hervor gesucht. Nach **Reynalds** Kirchengeschichten Tom. XIII. p. 473, n. 62. verlanget

get der Pabst nur, daß man diesen Leuten in Absicht ihrer Taufwürde gelinder begegnen, ihnen etwas von den Hofdiensten erlassen, und sie mit in die Kirche nehmen solle.

Die **sechs und dreyßigste** Urkunde entdecket manche bisher unbekannte Nachrichten, und die viel frühere Unterwerfung der Stadt Riga unter den Orden, als gemeiniglich unsre Chronicken angeben. Sie enthält die Artickel, welche die Procuratores des Rigischen Erzbischofs **Johann** und des **Probsts**, des Capitels, und der Domherren der Rigischen Kirche dem Pabst **Clemens** dem V. im Jahr 1308 unterlegten, und den Hochmeister sowohl als den Meister von Liefland, dessen Comture, Gebietiger (Præceptores) und sämmtliche Ordensbrüder sehr hart anklagten. Sie stellen vor, wie der Orden dem Zweck seiner Stiftung nach mit der Geistlichkeit ins Bündniß getreten, daß er durch diese Einigkeit die Zahl der Gläubigen vermehren, und mit triumphirender Faust die gottlosen Anschläge der Heiden wider die neubekehrten Brüder solle zerstören helfen. Der Meister aber und seine Brüder hätten sich bloß und gänzlich mit Erwerbung des Zeitlichen und dessen Erweiterung abgegeben, und nicht nur ihre Beyhülfe zur Dämpfung der heidnischen Bosheiten versaget, sondern selbst von den Ungläubigen manchmal Beystand erbeten, und durch solche den rechten Glauben und die ganze Christenheit in Liefland, Prälaten, Clerisey und Ordensleute (Religiosos) als ihre ärgsten Feinde jämmerlich verfolget, und verfolgten sie noch jetzo. Gleich von Anfang der Vereinigung hätten der Meister und die Brüder Raubereyen, Plünderungen, Plackereyen, Aufhetzereyen, Befehdungen und eine unerträgliche Tyranney verübet, wodurch die Ausbreitung des christlichen Glaubens an vielen Orten und bey manchen Völkern mächtig gehindert worden. Der König von Liefland (Polocz) der mit seinem ganzen Reich zum Glauben gebracht sey, und so, wie andre christliche Fürsten, in seinem Reiche Prälaten und Geistliche gehabt, sey wieder abgefallen und beharre in seiner Abtrünnigkeit. Recht so hätten sie es auch in Semgallien getrieben. Obgemeldter König, und das Volk von Litthauen (Lettoniæ und Semgallien blieben dabey, und behaupteten einmüthig, daß sie zu ihrem Abfall durch die Ausschweifung der Brüder und ihres Meisters und durch deren grausame und schwere Aergernisse gebracht worden. Das gemeine Volk von Semgallen und jeder Herr darinne wäre bereit den Glauben wieder anzunehmen, und ihr standhafter Muth würde sich schon

 gezei-

get haben, wenn nur die Härte und Grausamkeit der Ordensherren gehörig eingeschrenkt werden könnte. Sie hätten durch zwey Abgeordnete (Ambassiatores) solches vorstellen und bitten lassen, des Rigischen Herrn Heiligkeit (der Erzbischof) möchte ein heilsam Mittel dagegen ausmachen.

Wir wollen die Folge der Klage aus den Acten mit ihren bittern Ausdrücken historisch vortragen:

Der heilige Apostolische Stuhl hatte Liefland unter das Recht und Eigenthum des heiligen Peters gezogen, und es daher von aller menschlichen Oberherrschaft frey gesprochen. Der Orden hingegen hatte lange daran gearbeitet, es unter seine erbärmliche Bothmäßigkeit und Knechtschaft zu bringen, wie er denn das Meiste schon an sich gebracht. Ueberdem hatte der Meister und die Brüder sich an den neugewählten König von Deutschland gewandt, und sich einen Lehnsbrief ausgewirkt, laut welchen sie von ihm und dem Reiche die Stadt Riga als ein ihn empfangen. Wenigstens gieng ein solcher Brief in Abschriften herum, und man hielt ihn für wirklich, weil der neue Deutsche König (Heinrich VII.) die Bürger zu Riga zum Gehorsam und Vertrag mit dem Orden ermahnen lassen. Dies stellte die Clerisey dem Pabst gehäßig vor, indem der Orden dadurch eine grössere Neigung zum Kayser, als zum Apostolischen Stuhl zu erkennen gab. Der Orden aber war nach päbstlichen Gesetzen dem Erzbischof zum Gehorsam unterworfen, und unbeschadet andrer päbstlicher Privilegien stand jeder Bruder unter seinem ordinairen Pfarrherrn. Wurde er von diesem excommunicirt, und zog nach einer andern Gegend, so ward er doch so lange für einen Verbannten gehalten, bis ihm der vorige Pfarrherr die Wohlthat der Absolution ertheilte. Nichts desto weniger hatten der Meister und die Brüder den Geist ihrer allmälich überhand nehmenden Rebellion nicht nur wider die mittlern Prälaten erhoben, sondern erhuben ihn auch noch gegen die Höhern, die Bischöfe nemlich und Erzbischöfe. So hatten sie den hochwürdigen Vater und Erzbischof Albert den II. gottseligen Gedächtnisses deswegen, weil er sich ihnen zur Vertheidigung der Kirche und seiner Rechte widersetzte, mit einer Gotteslästerlichen Kühnheit beym Kopf genommen, gewaltsame Hände an ihn gelegt, ins Gefängniß geworfen, und eine geraum Zeit darinne festgehalten. Aus gleichen Ursachen machten sie sich über dessen Nachfolger, den Erzbischof Johann her, sowohl da er noch Probst, als nachher Erzbischof gewesen, und halfen ihn treulich mit ins Gefängniß schleppen.

End-

Endlich machten sie eine Gewohnheit daraus, und belagerten auch den jetzigen Herrn Erzbischof auf seinem und seiner Kirche Schloß Treyden, verbanden sich mit den Abtrünnigen und Ungläubigen, stürmten dasselbe ganzer acht Tage mit Maschinen, Steinschleudern, Waffen, Feuer und Schwert, Nacht und Tag, bis sie es leichtfertiger Weise ein bekamen. Der unschuldige Erzbischof, der sich über dieses Betragen wunderte, und hörte, daß der Orden die Kirchenschlösser haben wollte, um mit der Stadt Riga desto eher fertig zu werden, doch aber keinen Ausweg zu seiner Rettung sahe: accordirte endlich mit der Bedingung, daß sie die Schlösser besetzten, wegen der Früchte aber und Einkünfte getreue Rechnung ablegen, und ihn in Freyheit setzen möchten. Doch die Ordensbrüder brachen diesen Vertrag; sie behielten die Schlösser, und sagten zum Erzbischof: Ihr seyd unser Gefangener. Sie legten von neuen Hand an ihn, und steckten ihn ins Loch, wo er einige Tage lang bey Wasser und Brod, hinter einander aber 33 ganzer Wochen und drüber sitzen mußte. Ferner erbrachen sie die Kasten und Schränke des Erzbischofs, worinne sein Pallium, seine Kappe capella) aller sein Kirchenornat, silberne Gefässe und das Maßiv-Silber lag, nahmen es mit sich, und behielten auch am Werth von 6000 Mark Silber. Pabst Bonifacius der VIII. hatte schon unter Strafe des Bannes und Verlustes des Meisteramts dem Meister befohlen, in Frist eines halben Jahrs persönlich sich dem Apostolischen Stuhl zu stellen. Eine dergleichen Citation war an den Hochmeister und an drey Comture oder Gebietiger von Liefland ergangen, mit geschärften Befehl, den Erzbischof und die mit ihm Arrestirten los zu geben, die Kirchengüter zu räumen und dem Erzbischof den Werth des Geraubten zu ersetzen. Der Meister und die Brüder hingegen trieben mit der Verordnung ihrer Apostolischen Heiligkeit ihr Gespötte, und zwangen den Erzbischof und dessen Mitgefangene, die doch jeder besonders sassen, unter mancherley Drohungen und Martern, als ob sie ihm die Augen ausstechen wollten, daß er ihnen alle Gewaltthätigkeiten, Raub und Schadenerstattung erließ, und unter diese Verschreibung sein kleines Siegel henkte, so wie die andern Gefangenen auch das ihrige beygehenket, welcher erzwungene Vergleich von dem Orden schon nach der päbstlichen Canzeley eingesandt war. Die Procuratores des Ordens erwiesen aber aus dem Datum Neuermühlen (Molendinum novum) daß dieser Comtur dem daselbst gefangen sitzenden Erzbischof und seinen

Mit-

Mitgefangenen abgepreßt sey, und setzten ihre Anklage weiter fort.

Der Meister und die Brüder verlangten hierauf mit Gewalt von dem Prior, dem Capitel und den Domherren, daß sie in die vom Erzbischof erzwungene Verschreibung willigen sollten. Diese hatten aber ihre rechtmäßige Protestation schon eingesandt, und brachten damit den Orden auf, daß selbiger in die übrigen Kirchengüter einfiel, viel Personen, geistlichen und weltlichen Standes tödtete, ihre Schlösser aufbrannte, solche der Erde gleich machte, alle ihre Mobilien raubte, und sie um ihre stehende und fahrende Habe brachte. Weil nun besagte Domherren nichts zu leben hatten, so mußte die Kirche zu Riga sich von ihrer gottesdienstlichen Amtsverrichtung entblößet sehen, und überdem einen Schaden von mehr als 2000 Mark Silber über sich ergehen lassen. Aller obigen Versiegelung unerachtet, mußte doch der Erzbischof im Arrest bleiben, weil die Bürgerschaft keinen Frieden und Vertrag eher mit dem Meister und den Brüdern eingehen wollte, bis sie ihren frommen Erzbischof, den sie Christianissimum nannte, wieder auf freyen Fuß und in ihren Mauren sähe. Mittlerweile hatte der Orden dem Pabst hinterbracht, daß er mit der Clerisey alles in Richtigkeit gesetzet, und alles genommene wieder ausgeliefert habe, unerachtet er noch von allen Herr blieb. Auch hatte selbiger seinem Procurator am päbstlichen Hofe eine verfängliche Vollmacht ausgefertiget, in der sich der Meister und die Brüder zwar schuldig gaben, aber keine Caution gestellet, sondern nur überhaupt versprochen hatten, die Last der Bürgschaft ihrem Procurator abzunehmen.

So waren die Klagen der Clerisey beschaffen, welche die Beweisthümer von der Notorietät hernahm, daher man in dieser sowohl, als den beyden nachfolgenden Beschwerden mit einigen Verdruß fast bey jedem Punkte den Beweis in gehäuften Ausdrücken abgefaßt lieset, die immer einerley sagen und ohne Ermüden kaum wiederholet werden können. Sie lauten so: Item, quod hoc est et fuit publicum et notorium communiter et quasi ab omnibus in partibus illis et circumvicinis certum et manifestum et notorium vsque ad haec tempora reputatum est et reputatur, pro certo manifesto et notorio habitum est et habetur. Item quod est de praedictis, et diu fuit communis vox et fama publica.

Die

Die ganze Gemeine der Rigischen Bürgerschaft ließ zu gleicher Zeit durch ihren Sachwalter Liborius einen Dörptischen Scholasticus den vom Pabst Bonifacius dem VIII. gesetzten Commissarien ihre Beschwerden gegen den Meister und die Brüder anbringen. Liefland, sagen sie, ist ein Eigenthum des heiligen Peters, und ein Rigischer Erzbischof steht mit seinem Lande unmittelbar unter der Römischen Kirche. Der Meister und seine Brüder hätten der guten Stadt viel Herzeleid zugefüget, und sie gerne unter ihr Joch bringen wollen. Riga liege in einer niedrigen Fläche an einem grossen Strom, den man die Düne heisse. Besagter Strom pflege des vielen Schnees halben um den Aprilmonat entsetzlich auszutreten, durch welche Ueberschwemmung der Stadt ein schwerer Schaden zuwachse. Das Eis thürme sich an den Stadtsmauren manchmal mit so hohen Eisbergen, daß man von der Spitze der Maur mit geraden Schritt über das Eis hinüber und herüber gehen könne. Man habe daher den völligen Umsturz der Mauer und die Versinkung der ganzen Stadt wahrscheinlich zu befürchten gehabt, und mancherley Rath gesucht, dieser grossen Gefahr zu entgehen.

Endlich sey ein verständiger und erfahrner Mann nach Riga gekommen, der ein Mittel dagegen angegeben. Auf Rath und Anweisung dieses Fremden hätten die Bürger auf der Düne nahe bey einer Insel, die von der Stadt durch einen kleinen Arm besagtes Flusses abgesondert und auf dem Stadtsgrunde liege, ein Bollwerk zum gemeinen Nutzen zu schlagen angefangen, man habe aber auch eine Brücke nöthig gehabt, von der Stadt bis an diese Insel, damit die Handwerker und Arbeitsleute das benöthigte überführen und das Bollwerk im Stande erhalten könnten. Aus Noth und zum gemeinen Besten wär diese Brücke fertig gemacht. Als mittlerweile der Erzbischof Johann das Bein gebrochen, und er der Cur wegen, von Riga in fremde Länder reisen wollen, weil in Riga an Aerzten ein Mangel war; so vertrauete er aus Liebe zum Frieden dem Meister und seinen Brüdern seine Länder, Schlösser und Güter im Zeitlichen zu verwalten, an, ausgenommen die Stadt Riga, die von dem Vogt, den der Erzbischof bestimmte, und von Schöppen und Bürgermeistern regieret zu werden pflegte. Nachdem der Erzbischof der Aerzte wegen sich lange in Flandern aufhielt, suchten die Brüder alle Gelegenheit hervor, die Stadt zu fehden, und als Capitalfeinde sich an den Personen und Gütern der Bürger zu vergreifen. Sie arrestirten

stirten die Bürger, und legten Beschlag auf Schiffe und Waaren, kurz sie sprungen nach eignen Wohlgefallen mit ihnen herum, und droheten die Brücke zu Grunde zu richten. Deswegen habe die Stadt in Gegenwart des Marschalls, welcher der andre nach dem Meister ist, und mehrerer Ordensbrüder die Appellation an Römischen Stuhl ergriffen, obgleich der Meister und die Brüder sich wenig daran gekehret hätten. Hieraus wären allerley Redensarten entstanden, die man den Bürgern nachtrage. Zum Exempel: Wir wollen euch Pabsts genug selbst seyn. Wenn auch der Pabst selbst bey euch wär, so müste er, er möchte wollen oder nicht, uns das unsrige lassen. Der Pabst ist viel zu weit von euch.

(Die Fortsetzung künftig.)

XIX. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Vierte Fortsetzung

Der Urkunden
aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,
welche
die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe XVIII Stück.)

Weiterer Verfolg der sechs und dreyßigsten Urkunde.

Die historischen Umstände, wornach die Stadt Riga ihre Klagen wider den Orden anbrachte, sind folgende:

Auf Bitte der Bürger hatten einige Ordensleute (Religiosi) durch ihre Vermittelung einen Stillstand bewirkt, den jeder Theil acht Tage vorher aufsagen können, nur daß in acht Tagen keine Feindseligkeiten verübet werden sollten. Allein der Meister und seine Brüder hatten bey der Aufkündigung schon ein Kriegesheer gesammlet und ihr Schloß am Ende der Stadt mit allerhand Gewehr und mit 500 Streitern reichlich besetzet, auch aus diesem Schlosse einen Bürger erschossen, mehrere aber mit ihren Wurfspiessen und Pfeilen verwundet. Ja mitten im Stillstande war die Stadt durch ein heimlich angelegtes Feuer gänzlich in die Asche gelegt, welches man dem Orden nicht ohne Grund Schuld gab, weil die Bürgerschaft solches zu rechter Zeit löschen können, wenn sie nicht vor einem Ueberfall aus dem Schlosse bange gewesen. Wie in diesen acht Tagen des Stillstandes das ganze Ordensheer angerücket und

stirten die Bürger, und legten Beschlag auf Schiffe und Waaren, kurz sie sprungen nach eignen Wohlgefallen mit ihnen herum, und droheten die Brücke zu Grunde zu richten. Deswegen habe die Stadt in Gegenwart des Marschalls, welcher der andre nach dem Meister ist, und mehrerer Ordensbrüder die Appellation an Römischen Stuhl ergriffen, obgleich der Meister und die Brüder sich wenig daran gekehret hätten. Hieraus wären allerley Redensarten entstanden, die man den Bürgern nachtrage. Zum Exempel: Wir wollen euch Pabsts genug selbst seyn. Wenn auch der Pabst selbst bey euch wär, so müste er, er möchte wollen oder nicht, uns das unsrige lassen. Der Pabst ist viel zu weit von euch.

(Die Fortsetzung künftig.)

XIX. Stück.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Vierte Fortsetzung

Der Urkunden
aus dem
CODICE DIPLOMATICO POLONIAE,
welche
die Geschichte von Liefland erläutern.

(Siehe XVIII Stück.)

Weiterer Verfolg der sechs und dreyßigsten Urkunde.

Die historischen Umstände, wornach die Stadt Riga ihre Klagen wider den Orden anbrachte, sind folgende:

Auf Bitte der Bürger hatten einige Ordensleute (Religiosi) durch ihre Vermittelung einen Stillstand bewirkt, den jeder Theil acht Tage vorher aufsagen können, nur daß in acht Tagen keine Feindseligkeiten verübet werden sollten. Allein der Meister und seine Brüder hatten bey der Aufkündigung schon ein Kriegesheer gesammlet und ihr Schloß am Ende der Stadt mit allerhand Gewehr und mit 500 Streitern reichlich besetzet, auch aus diesem Schlosse einen Bürger erschossen, mehrere aber mit ihren Wurfspiessen und Pfeilen verwundet. Ja mitten im Stillstande war die Stadt durch ein heimlich angelegtes Feuer gänzlich in die Asche gelegt, welches man dem Orden nicht ohne Grund Schuld gab, weil die Bürgerschaft solches zu rechter Zeit löschen können, wenn sie nicht vor einem Ueberfall aus dem Schlosse bange gewesen. Wie in diesen acht Tagen des Stillstandes das ganze Ordensheer angerücket und

drey Tage vor Verfall derselben der Erzbischof Johann wieder nach Riga gekommen war, so gieng er mit etlichen ehrbaren frommen Männern eilend zum Meister. Er hielt mit dem Bischof von Dörpt 3 ganze Tage aufs inständigste an, die Stadt mit einer Belagerung zu verschonen und gab ihnen die Abtragung der Brücke nach. Die Antwort aber war: Die Brücke hat nicht Schuld, es sind alte Händel von zwanzig Jahren her, die uns dazu gebracht haben. Wie der Erzbischof nichts ausrichtete, bezog er sich auf den Schutz des heil. Peters. Hierüber spotteten der Meister und die Brüder, und rückten mit einer grossen Macht Ungläubigen vor. Verlauf des Stillstandes an, schlugen viel Neubekehrte auf den Grund und Boden der Stadt leichtfertig todt, stürmten auf die Stadt grausam los mit grossen Maschinen, Pfeilen, Lanzen, Steinen und andern Kriegeswaffen, rissen alle Häuser vor der Stadt nieder, brannten die Obstbäume, Pflanzen, Hufen (vngulas) Weiden, Wiesen und Feldfrüchte auf, und tödteten die Pilger und etliche arme Leute. Sie droheten den Bürgern, sie an Galgen zu henken, und ihre Frauen an die Handmühlen anzuschliessen. Am heiligen Abend vor Weihnachten machten sie neun arme Fremdlinge und viel andre Leute aus der Stadt nieder. Weil sie nun alle Wege zu Wasser und Lande, wodurch die Stadt Lebensmittel erhalten sollte, versperret hatten so ergab sich das durch Hunger ausgemergelte Riga endlich in die Hände des Meisters und der Brüder. Währenden Sturms riefen die Belagerer den Bürgern zu: Wo ist nun euer Pabst? Schon seit geraumer Zeit hatte der Orden die Grenzen der Stadt beeinträchtiget, und die Wege zu Lande und Wasser, die doch von je her frey gewesen, mit Ungeldern beleget, und neuen Strassenzoll gefordert zum Nachtheil des Landes, sonderlich aber der Bürger, die doch nicht Weinberge noch Aecker hatten, sondern aus allen Theilen der Welt das ihrige verdienen mußten. Der Meister und die Brüder hatten so gar mit den Heiden Verträge gemacht, daß diese ihre Waaren an einen gewissen Ort ablegten, und sie mit Ausschluß der Rigischen Bürger an den Orden verkauften zum Schaden des Vaterlandes. Und obgleich der Meister und die Brüder für Ritter angesehen und wirklich seyn wollten, so übten sie doch wider allen ritterlichen Wohlstand Käuferey und Höckerey, wer sie als Vorkäufer (Penestici, in Haken steht, Revenditores) die niedrigste Art der Handlung mit Obst, Kohl Rüben, Zippollen und mehrern dergleichen betrieben. So hatten sie noch neulich bey ihrem Schloß Neuermühlen eine neue Festung angelegt, zum Nachtheil der Stadt, obgleich den Brüdern

von

von besagten Bürgern, daß sie zu weit giengen, in vieler Menschen Gegenwart durch Einwerfung eines Steinchens, dieses Werk, nach Vorschrift der Gesetze, als ein neues Werk war angezeiget worden.

Endlich erschienen auch vor dem Pabst die Procuratores des Bischofs Conrad von Oesel, und brachten wider den Orden die bittersten Klagen an. Sie beschuldigten den Meister und die Brüder, daß sie die ganze Insel Oesel unter ihre Knechtschaft zu bringen trachteten, die doch ein Eigenthum des heiligen Peters sey. Der Orden habe einen unbefugten Krieg angefangen, viel Leute des Stifts erschlagen, aufgehenket und zerstümmelt. Er habe arglistiger Weise unter der Hofnung des Friedens über 80 Personen nach Poyde gelocket, und ihnen weiß gemacht, daß sie zu mehrerer Sicherheit vor den Ordensbrüdern Gewehr mitnähmen. Wie diese sich bewehrt eingestellet, so hätte der Orden ihnen die Waffen und alles, was sie um und an hatten, abgeplündert, sie beym Kopf genommen und im Thurm zu Poyde ins Loch gestecket. Der Orden sey hierauf mit einer Menge Mammelucken und Ungläubigen auf die Insel eingefallen, und habe alles weggenommen und kahl gemacht. Die Clerisey und das Volk auf Oesel habe durch einige den Bischof, der eben nicht auf der Insul gewesen, ersuchet, ihnen mit Rath und That beyzustehen, oder sie würden sich nach einen neuen Herrn umthun, der sie schütze. Der Bischof habe auch einige Ordensherren deswegen begrüssen lassen, um von solchen Beeinträchtigungen abzustehen, die aber nichts gewisses antworteten, und sich auch an nichts kehrten. Der Bischof habe also die Deputirten seines Stifts wieder nach Hause gehen heissen, mit der Ordre, das Land möchte zu seiner Vertheidigung thun, was erlaubt und ehrbar sey, bis die Ruhe und Einigkeit wieder hergestellt wäre. Hierdurch habe sich der Meister und die Brüder beleidiget befunden, und den Bischof selbst angegriffen; indem sie ihn auf seinem Kirchenschloß Leal mit einem starken Heer Abtrünniger und Ungläubigen belagert, und so lange bestürmet, bis er, da er keinen andern Ausweg vor sich sahe, seine Schlösser, Vestungen und die Administration seines Zeitlichen in die Hände des Ordens anvertrauet, und sich von solchen auf ewig los gesaget hatte. Der Bischof habe auf seinen Landhöfen beständig zu wohnen, und niemals von Oesel wegzugehen, oder wider den Orden eine Klage zu erheben versprechen müssen. Auch habe der Orden auf eine unehrliche Art den Bischof gezwungen, dis zu verschreiben, und Trotz alles Widerspruchs vom Dechanten, Capitel und Stiftsherren sein Siegel dran zu henken. Dem ungeachtet habe der Orden be-

sagtes

sagtes Schloß Leal und das andre Land des Bischofs (Oesel) mit Ausrottung der Obstbäume, Beraubung des Viehs, Entführung der Mobilien und gleichsam durch Mordbrennen jämmerlich verwüstet, und dem Bischof alle seine Habseligkeit abgenommen, dem dadurch nebst der Kirche zu Oesel ein Schaden von zehn tausend Mark Silber zugefügt sey.

Gleichfalls hätten der Meister und die Brüder mit gewafneter Hand viel Kirchen niedergerissen, die Altäre beraubet, die Bilder Unsers Herrn Gottes und der heil. Mariä zerbrochen, die Hospitäle und Pilgerhäuser in Brand gesteckt, und eine ärgere Tyranney verübet, als die Heiden. Alle diese Ausschweifungen, das Unheil wider den Bischof und die Oeselsche Kirche sey auf Anstiften des Oeselschen Domprobsts Johann, der ietzo am Hofe sey, entstanden, weil er aus Ehrsucht im Stifte zu herrschen und als ein Bischof alles zu verwalten trachte, und deswegen mit den Ordensbrüdern die Mitregentschaft führe. So hätte auch der Meister und die Brüder in Compagnie mit gedachtem Probst, alles Herzeleid und Ungemach der Kirche und den Domherren zugefüget, indem sie die Thürschlösser erbrochen, und mit Kirchenräuberischen Händen einen Schatz von mehr als 200 Mark Silber entführet. Der Orden habe die Domherren nach dem Capitel berufen, sie drey ganze Tage mit Gewalt inne behalten, unter beständig wiederholten Anfragen, ob sie ihm wider den Bischof helfen oder auf dessen Seite des Bischofs Partey gegen die Brüder nehmen wollten, und darüber eine categorische Antwort verlanget. Wie die eingesperrten Domherren sich erkläret, daß sie gerne zur Kirche und ins Chor gehen würden, um den Gottesdienst zu halten, und weder dem einen noch dem andern beyzustehen gedächten, so hätten die Ordensbrüder rund heraus gesagt: Wir wollen mit Namen wissen, wer auf unsrer Seite stehe, weil wir die Bischöflichen für unsre ärgsten Feinde halten und sowol ihren Personen als Gütern Schaden thun wollen. Ebenfalls hätten sie schweren Klagebriefe wider den Bischof von den Domherren erpreßt, die sie um den Verlust ihres Lebens und Habe zuvor zu kommen, unterschreiben und versiegeln müssen. So bald die Domherren aber ihre Parteylichkeit gegen den Bischof blicken lassen, so habe der Orden deren Häuser und Rien (grangias) in Brand gesteckt, die Domherren aus ihren Häusern geworfen, solche ihrer Güter entsetzet, ihr Vermögen weggenommen, und aus dem Mittel der Brüder einen eigenen Convent formiret, wodurch die Kirche zu Oesel auf 1200 Mk. Silber Scha-

den gelitten. Der Orden habe aus der Domkirche, als ihrem Gotteshause, eine Vestung gemacht, dieselbe mit neuen Bollwerken verstärket, und durch Handleistung besagten Probsts, viel Schaden verübet. Zuletzt fügen sie hinzu, wie schon Pabst Bonifacius der VIII. befohlen, daß sowol der Meister als Hochmeister bey Strafe des Bannes und bey Verlust ihres Meisteramts alles in vorigen Stand setzen und heraus geben sollten, worauf nicht allein ein offenbares Nein erfolget, sondern noch mehrere Bedrängnisse und Quälung der Oeselschen Kirche angedrohet würden.

Auf diese vorhergegangenen Stürme donnert endlich der Pabst Clemens der V in der Sieben und dreyßigsten Urkunde allgewaltig los. Sie ist datirt zu Avignon den 19 Jun. im fünften Jahr seines päbstlichen Stuhls oder im Jahr 1309 und an den Erzbischof Johann von Bremen, wie auch an den Magister Albert von Meyland, päbstlichen Capellan und Canonikus von Ravenna gerichtet. Diesen Männern war die Commißion übertragen, die Beschwerden der Geistlichkeit wider den Orden zu untersuchen, und die Dornen der Laster nebst den Disteln der Sünden, die den Garten der liefländischen Kirche so schimpflich verunzierten, mit geistlichem Eifer auszurotten.

Die Ausdrücke gegen den Orden sind ihrer Hitze wegen ziemlich anzüglich, die anstößigen Puncte aber, welche die Thaten des Ordens enthalten, entdecken uns zugleich die Grösse des Rigischen Erzbisthums, dessen Umfang hier ziemlich erweitert erscheinet, und bisher von den Chronickenschreibern nicht bemerket worden. Hier kommen sie:

1) Es habe der Orden von vierzehn Suffragan-Kirchen, die mit ihren 14 Bischöfen unter der Rigischen Kirche als der Mutterkirche (Metropoli) gestanden, sieben völlig vertilget, und die sieben anderen in solchen Stand versetzet, daß sie der Erzbischöflichen Hirtenwürde zur grösten Prostitution gereichten. Denn aus vieren derselben hätte er die rechtmäßigen Domherren vertrieben, und an deren Stelle die Ordensbrüder zu Domherren eingesetzt. Diese Herren Mitbrüder, als prätendirte Domherren erwählte der Orden nachher zu Bischöfen, die sich auch auf ungültige Bestätigung dazu weihen liessen, nachher aber der Mutterkirche zu Riga weder Respect noch Gehorsam erwiesen. In die andern drey Domkirchen setzte der Orden unrüchtige Personen ein, ernennte sie zu Bi-

 schöfen

schäfen, und bemächtigten sich derselben Güter und Schlösser, um aus solchen der Rigischen Kirche das Garaus zu machen.

2) Habe der Orden Eisen, Waffen, Pferde und andere Sorten Waaren, ja gar ein Schloß an die Heiden um eine gewisse Summe Geldes verkauft, zur Bestreitung der Gläubigen, da doch der Orden sich zur Vormauer der Rigischen Kirche stellen sollen.

3) Habe der Orden das Königreich Polocz, dessen König (Mindow) ehmals den Glauben angenommen, und sein Reich, weil er keine rechtmäßigen Kinder gehabt, an die Rigische Kirche zur Rettung seiner Seele vermacht, den Heiden überlassen, und dabey eine unzählbare Menge Gläubigen verwahrloset. Bey dieser Gelegenheit wären die zwey öffentlichen Domkirchen desselben Reichs, die zu Colom und die Rußische (Ruthenienſis) völlig zu Grunde gegangen. Die Heiden hätten sich hierdurch verstärkt, und einen grossen Theil des Landes, wo die Gläubigen gewohnt, zur Einöde gemacht, indem sie solche entweder mit der Schärfe des Schwerts geschlagen, oder als Knechte in die Dienstbarkeit weggeschleppet hätten.

4) Habe der Orden die von besagtem König aufgenommenen Bischöfe, Presbyters und Ordensleute, theils aus diesem Reiche verjaget, theils heimlich ermordet, daher das Land wieder heidnisch geworden wäre.

5) Habe der Orden die Cathedralkirche zu Lechow im besagten Reiche samt ihrer Stadt und ihrem Bisthum zur Leibes- und Seelengefahr vieler jämmerlich zu Grunde gerichtet.

6) Habe der Orden das Christliche Volk in Semgallien, das doch seinen eigenen Bischof und seine Weihpriester hatte, gänzlich vertilget, nachdem er die Vornehmsten zur Mahlzeit gebeten, ihnen aber mit einer verrätherischen Bosheit die Köpfe abgeschlagen. Hierdurch habe derselbe über hunderttausend Gläubige, männlichen und weiblichen Geschlechts, in das Land der Heiden gejaget, wo sie nun als Knechte dieneten. Durch dis Verfahren habe also das sonst weitläuftige Bisthum Semgallien gänzlich vergehen müssen.

7) Habe der Orden die Minoritenbrüder vertrieben, die aus dem Schlosse Brunsberg gekommen, und in der Rigischen Diöces geprediget hätten. Einer unter ihnen habe mit vielem

vielem Segen gearbeitet, die Ungläubigen mit Worten und Werken erbauet, und kein Tag sey hingegangen daß er nicht etliche getaufet hätte. Der Meister und die Brüder hätten also Brunsberg zerstöret, diese Predigermönche verjagt, und ihnen nicht zugelassen, Kirchen oder nur Bethäuser und Capellen anzulegen. Hieraus entstehe ein grosser Unterscheid, indem diese Neubekehrten den rechten Grund nicht hätten, und im Leben und Wandel den andern keinesweges gleich kämen, weil sie den gehörigen Unterricht nicht geniessen können.

8) Habe der Orden die heidnische Weise angenommen daß er seine Glaubensbrüder (vermuthlich die Undeutschen) welche in der Schlacht oder im Scharmützel verwundet waren, noch ehe sie den Geist aufgaben grausam todt geschlagen, und ihre Leiber wider den christlichen Gebrauch mit Feuer verbrannt.

9) Habe der Orden den Geistlichen, die vom päbstlichen Hofe klagend zurück gekommen, unterwegens auflauren, und sie aus dem Wege räumen lassen, wie er es neulich mit dem Magister Alexius, der Decrete Doctor, und Pfarrherrn zu Thorn, auch mit vielen andern gemacht.

10) Habe der Orden die Ein- und Ausfuhre bey Riga gesperret, daß niemand anders, als den die Brüder passiren lassen wollten, durchkomme.

11) Habe der Orden zu besserer Einschliessung der Stadt, auch ein Schloß an dem Hafen des Klosters Dünamünde, Cistertienser Ordens, worüber doch die Rigische Kirche das Patronatsrecht trüge, angeleget, und die Wege zu Wasser gehemmet, auch nach Besetzung des Klosters vorgegeben, daß er solches käuflich an sich gebracht. Nach geistlichen Rechten wär aber die Veräusserung der Klöster verboten, überdem habe besagtes Kloster gar ein eigen Privilegium vom Pabst Gregorius IX. daß es nimmer verkaufet werden könne.

12) Habe der Orden, wie nur kürzlich dem Pabst zu Ohren gelanget, Sr. Päbstlichen Heiligkeit geliebten Sohn den Herzog Uladislaus von Cracow und Sendomir in dessen Landen mit Kriegesmacht überfallen, und in der Stadt Danzig (Gdansko) über zehntausend Menschen mit dem Schwerte niedergemacht, dabey der wimmernden Kinder in der Wiege nicht verschonet worden.

Dis waren die Klagepuncte, welche die päbstliche Commißion zu untersuchen hatte. Ihre Vollmacht enthielt, daß sie alle Arten des grossen und kleinen Bannes gegen die Rebellen ausüben und jedesmal den weltlichen Arm um Hülfe anzurufen auctorisiret wären. Ob der Orden durch diese Comißion sich auf andre Gedanken bringen lassen, ist unerweislich, vielmehr wurde derselbe dadurch aufgebracht, und gieng in seinen Forderungen immer weiter, wie uns die ferneren Urkunden entdecken.

XX. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Von der Nutzung der Torfasche.

Es ist im XVII Stücke gelehrter Beyträge dieses Jahres von den Mitteln zur Feurung und besonders vom Torf gehandelt worden, deswegen wird es nicht undienlich seyn von der Nutzung der Torfasche etwas anzuhängen. Man möchte zwar hiebey denken, Gott wird uns wohl in die Noth nicht setzen, daß wir einen so grossen Mangel an Holz abermal leiden, als vor 62 Jahren, daß wir zur Feurung Torf suchen und graben müssen, und so wird uns auch die Wissenschaft, die Torfasche zu nutzen, nicht nützlich werden. Allein muß dann in der Wirthschaft nichts anders, als das von Gott, ohne unsere Sorge zum Nutzen erschaffene, fertige gebrauchet werden, und warum wenden wir nicht eine kleine Mühe an, um etwas außerordentliches zu versuchen, ob es uns nutzen könne, wann es auch nur geschehe, unsern Verstand zu üben und zu schärfen, damit, wann uns unvermuthete Zufälle des Fertigen berauben, wir nicht rathlos gefunden werden; ja, damit wir uns auch der tugendhaften Sparsamkeit, neben dem Ueberfluß, gewöhnen und mit diesem im Nothfall unsern armen Nächsten erfreuen können. Daß die Asche von Holz ein kräftiges Mittel zur Fruchtbarkeit sey, sehen wir täglich an unsern Rödungen und an der verdeckten Einäscherung des Holzes, die wir Kittis nennen: ja die einiger Orten gewöhnliche Verbrennung der wurzelichten Soden, deren Wurzeln holzmäßig sind, geben eben ein autes Mittel zur Fruchtbarkeit. Da nun im Torf ein subtiles holziges vegetabile, neben dem mineralischen harzigen Wesen, vorhanden ist; so hat man an denen Orten, wo der Torf häufig gebrannt wird, die Asche desselben zu nutzen versuchet. Wie

Dis waren die Klagepuncte, welche die päbstliche Commißion zu untersuchen hatte. Ihre Vollmacht enthielt, daß sie alle Arten des grossen und kleinen Bannes gegen die Rebellen ausüben und jedesmal den weltlichen Arm um Hülfe anzurufen auctorisiret wären. Ob der Orden durch diese Comißion sich auf andre Gedanken bringen lassen, ist unerweislich, vielmehr wurde derselbe dadurch aufgebracht, und gieng in seinen Forderungen immer weiter, wie uns die ferneren Urkunden entdecken.

XX. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Von der Nutzung der Torfasche.

Es ist im XVII Stücke gelehrter Beyträge dieses Jahres von den Mitteln zur Feurung und besonders vom Torf gehandelt worden, deswegen wird es nicht undienlich seyn von der Nutzung der Torfasche etwas anzuhängen. Man möchte zwar hiebey denken, Gott wird uns wohl in die Noth nicht setzen, daß wir einen so grossen Mangel an Holz abermal leiden, als vor 62 Jahren, daß wir zur Feurung Torf suchen und graben müssen, und so wird uns auch die Wissenschaft, die Torfasche zu nutzen, nicht nützlich werden. Allein muß dann in der Wirthschaft nichts anders, als das von Gott, ohne unsere Sorge zum Nutzen erschaffene, fertige gebrauchet werden, und warum wenden wir nicht eine kleine Mühe an, um etwas außerordentliches zu versuchen, ob es uns nutzen könne, wann es auch nur geschehe, unsern Verstand zu üben und zu schärfen, damit, wann uns unvermuthete Zufälle des Fertigen berauben, wir nicht rathlos gefunden werden; ja, damit wir uns auch der tugendhaften Sparsamkeit, neben dem Ueberfluß, gewöhnen und mit diesem im Nothfall unsern armen Nächsten erfreuen können. Daß die Asche von Holz ein kräftiges Mittel zur Fruchtbarkeit sey, sehen wir täglich an unsern Rödungen und an der verdeckten Einäscherung des Holzes, die wir Kittis nennen: ja die einiger Orten gewöhnliche Verbrennung der wurzelichten Soden, deren Wurzeln holzmäßig sind, geben eben ein autes Mittel zur Fruchtbarkeit. Da nun im Torf ein subtiles holziges vegetabile, neben dem mineralischen harzigen Wesen, vorhanden ist; so hat man an denen Orten, wo der Torf häufig gebrannt wird, die Asche desselben zu nutzen versuchet. Wie

nun die Anzeigen, oder Intelligenz-Blätter, und deren angehängte gelehrte Beyträge die Absicht haben, dem gemeinen Wesen mit Bekanntmachung nützlicher Sachen zu dienen, so findet man in denen ausländischen Anzeigen die löbliche Gewohnheit, einige nutzbare Fragen, oder, wie man sie nennet, **Aufgaben** zu thun, welche von einigen, in der Sache Erfahrnen, zum allgemeinen Besten beantwortet werden. Diesemnach wurde A. 1751. in den Hannöverschen Anzeigen und zwar denen gelehrten, im 89ten Stück, die Aufgabe gegeben: **Wie ist an denen Orten, wo viel Torf verbrannt wird, die Asche am besten zu nutzen; kan solche auf dem Lande oder noch vortheilhafter gebraucht werden?** Diese Aufgabe ist im folgenden Jahre A. 1752. im 6ten Stück beantwortet worden, wie folget. Die Aufgabe des 89ten Stücks der Hannöverschen Anzeigen vorigen Jahres verlanget eine Bekanntmachung der Versuche und Erfahrungen, die über den Nutzen der Torfasche angestellet worden. Ich kan nicht umhin, auf eine solche Anfoderung das Meine beyzutragen.

Es ist bekannt, daß der Torf viele Holzfäserchen und vielen Schwefel oder Harz in sich halte. Diese seine Theile machen, daß solche aus dem Moore gegrabenen Erdschollen zusammen halten, und wann sie getrocknet werden, leicht Feuer fangen und brennen. Gleichwie nun die Holzasche anderswo zur Düngung sehr wohl genutzet wird, so erreichen wir durch die Torfasche eben denselben Endzweck. In Gärten und Wiesen wird sie hier zu Lande dazu angewandt, indem sie nicht wie Holzasche zum Garn und Leinen auszukochen brauchbar, sondern vielmehr schädliche Würkungen hat. Wiewohl ich auch nicht in Abrede seyn kan, daß sie dem Lande, worauf sie gebracht wird, oft schädlich seyn sollte. Wann sie zu dicke ausgestreuet wird, dorret sie zu sehr aus und machet eine solche Rinde der Oberfläche, daß das Gras nicht fort will. Dies geschiehet sowohl bey einem guten schwarzen als sandigten Erdreiche, wenn es heisse Sommer giebet. Ich habe die Erfahrung von 1749 und 1750. Wer sich aber der Asche mit Nutzen bedienen will, muß den Boden wohl unterscheiden und im Gebrauch selbst vorsichtig seyn. Diese Vorsicht bestehet darinnen zum Theil, daß die Asche auf einmal nur dünne gestreuet werde, theils, daß derselbe Platz nicht etliche Jahre nach einander durch die Asche gedinget werde. Denn eine nachher anzuführende Erfahrung lehret, daß sie sieben und mehr Jahre dünge. Warum aber eine Untersuchung und Unterscheidung des Bodens erfordert werde, ist aus den Theilen des Torfs, der Natur der Asche und ihrer Würkung leicht zu urtheilen. Und wie? wann der Nutze wichtig seyn soll, ist es nicht nöthiger, daß ein sehr schlechter, kalter und unnützer Boden dadurch verbessert und fruchtbar gemachet werde, als ein guter Boden, dem man auf andere Weise leichter helfen kan. Und wo ich die Absicht der Aufgabe recht muthmasse, so wird von einer solchen Art Bodens gefragt, wo viele moorigte Gegenden sind, dann anderswo ist nicht leicht Torfasche in Menge zusammen zu bringen. Nach gegrabenem Torfe soll aus demselben Nutzen gezogen werden, oder auch ohne daselbst erstlich Torf zu graben. Von eben dieser Gegend, einem wasserreichen und kalten Moore lässet sich auch eben bestimmen, daß die Asche von dem Torfe, so aus seinem Schooße gegraben worden, ihm ein willkommner Gast sey. Die Wärme und Fettigkeit, die ihr offenbar eigen sind, kommen ihm zu statten, und der dürre Staub, die Asche selbst, wann er mit einem feuchten und daher unfruchtbaren Boden vermischet wird, muß er nicht die beste Würkung haben? Wiewohl ich muß genauer von dem Nutzen reden, der ums den Werth der Torfasche bestimmen soll.

Obgleich aus dem vorher gemeldten offenbar ist, daß die Asche in den moorigten Gegenden vermögend sey, dem Boden eine andere Gestalt und mehr Fruchtbarkeit zu geben; so ist doch die Art deutlich zu machen, wie wir solchen Nutzen erreichen. Ist ein Unterscheid, den Boden zu nutzen; so ist auch von demselben eine gedoppelte Abtheilung zu machen. Wir haben Feldbau, wir haben Wiesewachs. Von beyden kan ich Versuche und Erfahrungen angeben, woraus klar ist, daß die Torfasche vortheilhaft sey. Was das letztere, den Wiesenwachs betrift, so können durch diese Asche Wiesen verbessert, auch neue angeleget und bereitet werden. Die Einwohner der Gegenden, wo ich wohne, streuen sie ganz dünne auf eine Wiese, und die Erfahrung giebet es, daß sie viele Jahre darnach besser tragen. Dagegen eben dieselbe, wann sie nicht gedünget worden, ganz unfruchtbar wird. Ich will eine Erfahrung hersetzen, die ich von dieser vortreflichen Art gehabt und bewundern müssen, weil ich den zureichen-

den Grund nicht finden können. Einer meiner Leute hatte den unfruchtbarsten Platz einer Wiese mit Torfasche bestreuet, der zuvor hart Moorgras trug, allein von solcher Kürze, daß es nicht gemähet werden konnte. Das muß ich auch bemerken, daß nicht der geringste Halm Klee sichtbar war. So bald war diese Art Düngung nicht geschehen, trug derselbe Fleck noch in demselben Jahre, anstatt des schlechten Moorgrases, den schönsten weichen Klee, und thut es noch itzo, obgleich schon 7 bis 8 Jahre seit dem verflossen. Wann kein anderer Nutzen von der Torfasche zu hoffen, wäre dieser nicht schon groß und wichtig, daß sie schlechtes Gras in den besten Klee verwandelte? Und dennoch habe ich oben schon angemeldet, daß sie zur Anlegung neuer Wiesen in moorigten Gegenden gleiche, wo nicht grössere Dienste thue. Dahin muß ich also auch itzo meine Augen richten, es anzuzeigen. Man ist vermögend, mitten im Moore, wann er nur nicht unter Wasser stehet, Wiesewachs zuwege zu bringen. Es wird damit also verfahren. Man ebnet den Platz, welchen man zur Wiese ausersehen, und bringet auf denselben ziemlich dicke Asche. Wir arbeiten nicht vergebens. So gleich und von Jahren zu Jahren verbessert sich der Boden und ergötzet unsere Augen, wenn er, anstatt Heide und Mooses, den besten braunen und weissen Klee ohne Saamen, nebst der besten Gattung Grases hervor bringet. Wie ich in diesem allen auf Versuche und Erfahrungen mich beziehe, so wird dies auch zureichend seyn, den Werth und das Vortheilhafte der Torfasche zu erkennen. Ein jeder wird daraus weiter urtheilen können, daß sie zum Feldbau nicht unnütz seyn könne. So viel Versuche und bestimmte Erfahrung habe in diesem Stück nicht vor mir, als bey dem vorigen. Es giebt aus der Haushaltung so viel Asche nicht, da sie zum Wiesewachs verbraucht wird, daß mit dem Feldbau es geschehen könnte. Wäre aber eine Menge davon vorhanden, so würde es nicht fehlen, daß die Hofnung von ihr einträfe. Dies ist die Erfahrung, die ich gehabt, und dies ist der Grund meiner Muthmassung. Vor etlichen Jahren brannte in unsern Mooren ein ziemlich grosser Fleck aus. In die Asche säeten die Einwohner sogleich Buchweitzen und wurden mit einer dreyßigfältigen Nutzung erfreuet. Sie säeten im Herbst Roggen hinein, ohne es zu pflügen oder auf andere Art zu bearbeiten, und auch der gerieht vortreflich, daß er dem in

in Marschländern gebaueten, weder an Ansehen noch Frucht, nachgab. Nur muß ich dies nicht vorbey lassen, daß eine besondere Gattung Rogken gebraucht wurde, die hier Moorrocken genannt wird.

Clüver.

Da nun bey uns der Brand des Torfs, Gottlob! nicht allgemein nöthig ist, so wird auch die Asche davon keinen allgemeinen Gebrauch zur Fruchtbarmachung unserer Wiesen und noch weniger unserer Acker finden; und solches um so viel weniger, so lange noch unsere ungereinigten grossen Wiesen nicht in die nöthige Cultur kommen können. Doch die anwachsenden Kriegesheere und die dabey zu versorgenden Pferde mögen uns wohl unsere Augen auf diese nöthige Wirthschaft zu wenden heissen; und vielleicht auch auf den Bau der in England und Teutschland gebräuchlichen Futterkräuter, der Esparcette und der Luzerne, uns weisen, wie solche in gedachten Landen cultiviret werden.

Bericht

von der Lebendigmachung eines, dem Ansehen nach, erfrornen Menschen.

Ein Kerl von 60 Jahren ward durch einen Sturm vom 23ten Merz 1756. auf eine Klippe geworfen. Weil er sich mit Brantewein überladen, schlief er gleich ein und ward erst den andern Morgen wieder gefunden. Man trug ihn für todt in eine Stube. Eben befand sich der Herr Doctor Samuel Naucler, Landphysicus in Gothland, in den Scheeren, von dem wir diese Nachricht haben, und untersuchte, ob noch einige Zeichen zum Leben bey ihm wären. Die Füsse waren ganz erfroren; alle Zähen die grosse am rechten Fuß ausgenommen, schwärzlich; Schinbeine, Schenkel, Arme, Hände, Unterleib, Brust und Angesicht, Eiskalt; die Kinnbacken sehr hart zusammen gebissen; die Gelenke völlig steif, die Augen strotzend und blitzten nicht, wenn man sie berührte. Kein Athem oder Puls war zu spüren. Nur die Herzgrube war noch ein wenig warm anzufühlen. Der Herr Doctor ließ also den Erfrornen mit groben wollenen Tüchern an Armen, Schinbeinen und dicken Schenkeln reiben; über den Unterleib und die Brust sehr wenig gewarmte Tücher legen, deren Wärme aber verstärket wurde, als Brust und Unterleib warm zu werden anfingen. Man legte den Kerl auf den Boden der Stube mit wenig Betten, aus Beysorge, die Wärme der Stube möchte ihm schaden. Die Füsse hielt man ganz für verlohren, wenn auch dem Kerl zum Leben geholfen würde. Der Herr Doctor fand sich an einem öden Orte, ohne Apothecke und Arzneyen, und fiel daher auf das natürlichste Mittel, wie eine Hauswirthin aus dem gefrornen Fleische oder Eyern die Kälte herauszieht. Es war aber eine Schwierigkeit dabey, dies Mittel anzubringen, weil man kein Gelenke beugen oder die Füsse ins Wassergefäß bringen konnte. Er ließ deswegen Servietten in kalt Wasser tauchen, solche ihm um die Füsse legen und oft abwechseln. Nach und nach ward die Gegend um den Magen und die Brust wärmer, und nach einer vierstündigen Arbeit um 2 Uhr

2 Uhr Nachmittags spürte er ein schwaches Othemholen, doch noch keinen Puls, und die Kinbacken liessen sich auch nicht öfnen. Er rieb ihm also etwas von Törrings Balsam, weil er keinen andern hatte, an die Schläfe und auf den Puls. Halb 4 Uhr fühlte er den Puls und um halb 5 Uhr konnte er ihm mit einem silbernen Löffel die Kinnbacken von einander bringen. Er wärmte ein wenig Wein, tröpfelte 20 Tropfen Harlemmer Oel (Gratia probatum) ein und hielt es ihm in Mund. Kaum hatte es der Kranke im Munde, so brüllte er, wie ein Ochse, und die Umstehenden sagten, er gäbe den Geist auf. Indessen gieng der Wein mit den Tropfen glücklich hinunter, das Gesichte fing allmälich an etwas zu schwitzen, und die Backen wurden röther. Um 5 Uhr blinkte er mit den Augen, wenn man sich ihnen näherte, und um 6 Uhr rührte er die Arme ein wenig. Man legte ihn in ein Bette, neben dem Heerd, und bedeckte Arme und Füsse mit warmen Tüchern. Der Patiente nahm ein paar Löffel warmen Wein. Um 8 Uhr fantasirte er, als ob er in einem Walde läge und die fallende Sucht habe. Die Zähen sahen schon nicht mehr schwarz, die Füsse aber mit den Schinbeinen waren noch Eiskalt. Um 10 Uhr rührte er die Schinbeine etwas, klagte aber über Schmerzen darinne. Man tauchte Tücher in kalt Wasser und schlug sie ihm um. Er aß ein wenig Eyerbier, schlief die Nacht etwas, den Morgen drauf waren die Füsse warm und ohne Schmerzen, die Zähen natürlich, aber mit den Füssen empfindlich. Der Puls ging stark. Der Kranke klagte über Durst. Der Herr Doctor hatte keine Lancette, sonst würde er ihm die Ader geöfnet haben. So fehlte ihm auch, die Reiseapothecke, die er in Wysby gelassen hatte. Er ließ ihm also dünne Habersuppe kochen und davon fleißig trinken. Gegen Mittag war der Puls gelinde; der Patiente hatte eine gute Oefnung, schwitzte gelinde, schlief darauf und ließ sich gegen Morgen in ein Bot führen, dahin er selbst, doch mit einigen Schmerzen gehen konnte. Er dankte seinem Arzte, daß ihn der Himmel zum Mittel gebraucht, ihn vom geistlichen und vielleicht vom ewigen Tode zu retten.

Mittel
bey einer feuchten Heuzeit das Heu unbeschädigt zu bergen.

Der Versuch dieses Handgrifs kommt in dem 18 Bande der Schwedischen Abhandlungen vor und ist von Herr C. G. B. gemacht worden. Wenn die Witterung unbeständig ist, so muß ein vorsichtiger Landmann drauf bedacht seyn, doch das Heu so einzubringen, daß es seine natürliche Feuchtigkeit behalte und nicht durch abwechselnden Regen und Sonnenschein ausgetrucknet, endlich schwarz werde und vermodere, sondern, daß es für das Vieh gesund und wohlschmeckend bleibe. Modericht und schimmlich Heu, das seine Kraft verloren hat und viel Dampf von sich giebt, macht die Pferde rotzig und das Rindvieh krank. Bey einer wässerichten und unbeständigen Witterung muß man nicht so sehr drauf sehen, daß das Heu hart getrocknet eingeführet werde, sondern es kan etwas feuchte und zähe geborgen werden, wenn nur zwischen jedem Rechenzuge, eine Handvoll Salz ausgestreuet wird, auf eben die Art, wie der Ackersmann die Saat weit auseinander streuet. Auf solche Art erhizt sich das zäh eingeführte Heu nicht, wird auch nicht modericht, sondern bleibt beständig kalt und behält seine grüne Farbe, macht auch dem Vieh zum Saufen Lust, daß es sich wohl befindet und mehr Milch giebet. Die Kosten sind in Ansehung des Vortheils gering, indem einige Jahr nach einander zu 130 Fuder Heu, jedes zu 6 Schobern gerechnet, nicht mehr als ein halber Spann Salz aufgegangen. Man brauchte dazu Portugiesisch Salz oder mittelländisches und zerschlug die groben Klumpen, daß sie beym Ausstreuen mehr gaben. Führt man das Heu noch feuchter als blos zähe ein, so muß man etwas mehr Salz nehmen. Ja, wenn das Heu auch trocken eingeführet wird, so ist es immer nützlich Salz darunter zu streuen, weil solches die natürliche Feuchtigkeit bewahret, und das Heu nicht zerbröckelt oder verspillet wird.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Von einer alten und raren Urkunde, welche im Jahr 1666 den 24 Septemb. in den Knopf auf der Marien- oder Domskirche zu Riga ist geleget worden.

In unserm aufgeklärten Zeitalter hat man den Werth der Geschichte vollkommen entschieden. Man wegert sich also nunmehro nicht, derselben durchaus, nicht nur den vornehmsten Platz unter den schönen und anmuthigen Wissenschaften einzuräumen, sondern sie auch als die angenehme Philosophie der vornehmen und artigen Welt und als die vergnügendste Schule der Klugheit zu betrachten. Von diesem glücklichen Zeitpuncte an, da sich der Geschmack der schönen Wissenschaften in Liefland (*) so vortheilhaft gebessert hat, verschwinden almählig die erdichteten Geschichte und die erschröcklichen Abendtheuren, welche zum Unglück des menschlichen Verstandes so lange unter den Einwohnern mit grosser Begierde gelesen wurden.

Die einzige Geschichte von Liefland suchte man eine Zeitlang vergebens in einer schönen und merkwürdigen Reihe von wichtigen Denkmälern. Der Herr Joh. Daniel Gruber, Königl. Hofrath und Bibliothekarius zu Hannover erfüllte endlich das Verlangen. Er gab im Jahre 1740 zu Frankfurt und Leipzig, oder vielmehr zu Halle im Verlage des Wayfenhauses, ein altes Chronicon von Liefland, unter dem Titul: Origines Liuoniae sacrae et ciuilis, mit Anmerkungen und Beyla-

 gen

(*) Siehe des Herrn Johann Gottfried Arndts, Conrectors am Kayserl. Lyceo, Gedanken über den Anfang der schönen Wissenschaften in Liefland, welche zu Riga, 1754 in 4to auf zwey Bogen ans Licht getreten sind.

Mittel
bey einer feuchten Heuzeit das Heu unbeschädigt zu bergen.

Der Versuch dieses Handgrifs kommt in dem 18 Bande der Schwedischen Abhandlungen vor und ist von Herr C. G. B. gemacht worden. Wenn die Witterung unbeständig ist, so muß ein vorsichtiger Landmann drauf bedacht seyn, doch das Heu so einzubringen, daß es seine natürliche Feuchtigkeit behalte und nicht durch abwechselnden Regen und Sonnenschein ausgetrucknet, endlich schwarz werde und vermodere, sondern, daß es für das Vieh gesund und wohlschmeckend bleibe. Modericht und schimmlich Heu, das seine Kraft verloren hat und viel Dampf von sich giebt, macht die Pferde rotzig und das Rindvieh krank. Bey einer wässerichten und unbeständigen Witterung muß man nicht so sehr drauf sehen, daß das Heu hart getrocknet eingeführet werde, sondern es kan etwas feuchte und zähe geborgen werden, wenn nur zwischen jedem Rechenzuge, eine Handvoll Salz ausgestreuet wird, auf eben die Art, wie der Ackersmann die Saat weit auseinander streuet. Auf solche Art erhizt sich das zäh eingeführte Heu nicht, wird auch nicht modericht, sondern bleibt beständig kalt und behält seine grüne Farbe, macht auch dem Vieh zum Saufen Lust, daß es sich wohl befindet und mehr Milch giebet. Die Kosten sind in Ansehung des Vortheils gering, indem einige Jahr nach einander zu 130 Fuder Heu, jedes zu 6 Schobern gerechnet, nicht mehr als ein halber Spann Salz aufgegangen. Man brauchte dazu Portugiesisch Salz oder mittelländisches und zerschlug die groben Klumpen, daß sie beym Ausstreuen mehr gaben. Führt man das Heu noch feuchter als blos zähe ein, so muß man etwas mehr Salz nehmen. Ja, wenn das Heu auch trocken eingeführet wird, so ist es immer nützlich Salz darunter zu streuen, weil solches die natürliche Feuchtigkeit bewahret, und das Heu nicht zerbröckelt oder verspillet wird.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Von einer alten und raren Urkunde, welche im Jahr 1666 den 24 Septemb. in den Knopf auf der Marien- oder Domskirche zu Riga ist geleget worden.

In unserm aufgeklärten Zeitalter hat man den Werth der Geschichte vollkommen entschieden. Man wegert sich also nunmehro nicht, derselben durchaus, nicht nur den vornehmsten Platz unter den schönen und anmuthigen Wissenschaften einzuräumen, sondern sie auch als die angenehme Philosophie der vornehmen und artigen Welt und als die vergnügendste Schule der Klugheit zu betrachten. Von diesem glücklichen Zeitpuncte an, da sich der Geschmack der schönen Wissenschaften in Liefland (*) so vortheilhaft gebessert hat, verschwinden almählig die erdichteten Geschichte und die erschröcklichen Abendtheuren, welche zum Unglück des menschlichen Verstandes so lange unter den Einwohnern mit grosser Begierde gelesen wurden.

Die einzige Geschichte von Liefland suchte man eine Zeitlang vergebens in einer schönen und merkwürdigen Reihe von wichtigen Denkmälern. Der Herr Joh. Daniel Gruber, Königl. Hofrath und Bibliothekarius zu Hannover erfüllte endlich das Verlangen. Er gab im Jahre 1740 zu Frankfurt und Leipzig, oder vielmehr zu Halle im Verlage des Wayfenhauses, ein altes Chronicon von Liefland, unter dem Titul: Origines Liuoniae sacrae et ciuilis, mit Anmerkungen und Beyla-

 gen

(*) Siehe des Herrn Johann Gottfried Arndts, Conrectors am Kayserl. Lyceo, Gedanken über den Anfang der schönen Wissenschaften in Liefland, welche zu Riga, 1754 in 4to auf zwey Bogen ans Licht getreten sind.

gen in folio heraus und seine Arbeit fand einen so grossen Beyfall, daß man es nicht nur in den Büchersälen der Gelehrten, sondern selbst in den Cabineten der Grossen erblickte. Jedermann rühmte, sowohl den glücklichen Einfall, den er gehabt hatte, ein Land bekannt zu machen, das mehr wegen seiner vielen Veränderungen und seines grossen Reichthums, als wegen seiner äußerlichen Grösse merkwürdig ist, als auch die gute und vollkommen wohl gewählte Art, mit welcher er seinen Plan ausgeführet hatte. Der Herr Gruber eröfnet einen der merkwürdigsten Schauplätze der göttlichen Vorsehung bis 1226. Eine wichtige Scene wechselt mit der andern ab. Man siehet gleich in dem Anfange dieser Geschichte den kleinen Ursprung eines Volkes, das sich nachhero, wie ein Strom, ausgebreitet. Er gehet bis zur ersten Quelle dieser Nation hinauf. Er untersuchet alle alte Denkmäler und findet sie endlich, nachdem er den Schutt der alten Fabeln weggeräumet hat, unter der bischöflichen Regierung.

Dieses schöne Werk wäre also denen Einwohnern des Landes ganz unbekannt geblieben, obgleich einige Kenner und Beförderer der Geschichte ihres Vaterlandes darauf gedacht haben, woferne es nicht bey vielen Liebhabern ein Verlangen erweckt hätte, solches aus der lateinischen in der teutschen Sprache übersetzt zu lesen. Hierzu entschloß sich also ein Mann, der in der Geschichte damahliger Zeiten recht erfahren war; und dieses war der Herr Johann Gottfried Arndt, gewesener Rector bey der Schule zu Arensburg auf Oesel und nunmehriger Conrector bey dem Kayserl. Lyceo zu Riga. Er gab es zu Halle in Magdeburg im Jahre 1747. unter dem Titul: Der Liefländischen Chronik erster Theil, in folio heraus.

Darbey ließ er es nicht bewenden, sondern er gieng den Strom der Zeiten nach und führte seine Leser in diejenigen merkwürdigen Jahrhunderte, in welchen diese Nation unter denen Erzbischöfen und Herrmeistern vom Jahre 1201 bis 1562 stand. Er gab es unter der Aufschrift: Der Liefländischen Chronik zweyter Theil, zu Halle in Magdeburg, im Jahre 1753 in folio heraus. Er suchet dem vorhergehenden in der Schreibart und Einrichtung zu folgen. Er handelt darinnen die 48 Ordensmeister in Liefland ab und berühret mit vieler Belesenheit und Gründlichkeit alles, was von ihnen merkwürdig ist. Allein alles darinnen enthaltene sind nur neue Vorbereitungen zu neuen und noch wichtigern Auftritten. Die Mauren brechen ein und richten diese Landschaft zu Grunde. Und jetzt hat der Geschichtschreiber die Leser bis zu den wichtigen Zeitpunct geführet, in welchem Liefland zu einer Provinz der Republick Polen ist gemacht worden, und unterhält die Neubegierde mit den wichtigsten und zugleich zuverläßigsten Nachrichten bis zum Abgang der Herrmeister.

Von nun öfnen sich neue Aussichten. Man erblicket ein Gewebe der feinsten Staatskunst in den mannigfaltigen Bemühungen der Polen, Schweden und Russen. Die Vorsehung, welche die Landschaften nach ihrem Gefallen austheilet, ließ sie die Erfüllung ihrer Wünsche sehen und Liefland gleichet von diesem Augenblick an einen Körper, der seiner besten Säfte beraubet und durch innere Krankheiten verzehret, allmählig absterbet. Dieses sind die Ursachen, warum der Herr Arndt, dessen Stärke in der ganzen Historie und in allen darzu gehörigen Hülfswissenschaften bekannt ist, auf Anrathen verschiedener Liebhaber entschlossen, die Fortsetzung zu übernehmen; ob sich gleich unterschiedene in der Landesgeschichte hervorgethan haben, die entweder ex professo solche abgehandelt oder nur ein und anderes Stück dem Publico davon geliefert haben. Um solche unsern Lesern bekannter zu machen, so wollen wir sie hier namhaft anzeigen. Dahin gehöret: Hermann Becker, Freyherr von Blomberg, Johann Heinrich Boecler, Timan Brakel, Johann Arnold von Brand, Mauritius Brandis, Tilemann Bredenbach, Johann Brever, Hermann von Brevern, Johann Brigmann, Johann Bülow, Carl Johann von Caspari, Caspar von Ceumern, David Chyträus, Carl Gustav Clodt von Jürgensburg, Daniel Eberhardt, Paul Einhorn, Immanuel Justus von Essen, Dionysius Fabricius, Johann Bernhard von Fischer, David Foerster, Melchior Fuchs, T** G**. Gregorovius, Christoph Hartknoch, Daniel Hartnaccius, Heinrich von Lettland, Jürgen Helm, Salomon Henning, Olaus Herrnelin, Thomas Hiärne, David Hilchen, Johann Horneius, Bernhard von Huickelhaven, Johann August von Hylsen, Christian Kelch, Elerd Kruse, Johann Gotthelf Lindner, Gustav von Lode, Johann Loder, Johann Menerius, Friedrich Menius, Laurentius Müller, George Mylius, Christian Nettelbladt, Franz Neustädt oder Niestädt, Nizrinus, Johann Phragmenius, Basilius Plinius, Samuel Rhanäus, Bernhard Risemann, Gerh. Kurich Rosenstrauch, Olaus Rudbeck, Balthasar Russow, Conrad Samuel und Heinrich Leonhard Schurzfleisch, Gabriel Stoeberg,

Johann Demetrius Sollikowsky, Matthias Strubicz, Joh. Svenburg, Aen. Sylvius, Carl Ludwig Tersch, Conrad Vetter, David Werner, Nicolaus Widemann, Johann Friedrich Willisch, Johann Witte, u. s. f.

Da aber die Kayserl. Stadt Riga der Hauptsitz des Landes jederzeit gewesen; so haben wir uns nach dem 37. Stücke der Rigischen Anzeigen, entschlossen: **die Beschreibung und Vorstellung der Kayserl. Stadt Riga**, auf Vorschuß drucken zu lassen, wie der Entwurf und Abriß zeiget. Wir gehen darinnen nicht nur bis zur ersten Quelle der Stadt hinauf; sondern wir folgen auch der Geschichte der Stadt bis aufs Jahr 1762. Hier schildern wir den Ursprung, den innern Verfall und die Aufnahme der Stadt mit einer Lebhaftigkeit, welche die ganze Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehet. Wir unterhalten die Leser auf die beste Art, indem wir die darauf erfolgte Begebenheiten mit einer Genauigkeit und mit sehr zuverläßigen Umständen beschreiben. Eine Stadtgeschichte von einem ansehnlichen Theil des menschlichen Geschlechts von dieser Art muß allemal Personen, welche an den Werken der Vorsehung und den Schicksalen der Menschen einen grossen Antheil nehmen, lesenswürdig vorkommen; zumal da kein einziges Haus und Familie der alten, mittlern und neuern Zeiten darinnen vergessen wird. Wir werden darinnen allenthalben wohl getroffene und nach der Natur gemahlte Portraits von den wichtigsten Personen aufstellen und bey der ganzen Erzählung aus der besten und glaubwürdigsten Schriftstellern und Denkmählern schöpfen. Wir werden alle wesentliche Vorzüge einer eben so interessanten als glaubwürdigen Erzählung in der schönsten Ordnung, in der fliessendsten und angenehmsten Schreibart vortragen. Kurz zu sagen, wir werden Wahrheit, Ordnung und Anmuth mit einander verbinden. Es ist demnach kein Zweifel, daß nicht die Geschichte der Kayserlichen Stadt Riga, welche in unsern Tagen der Schauplatz der merkwürdigsten Begebenheiten, den Beyfall des Publici vollkommen erhalten werde.

Weiln aber die Sammlung der Urkunden, nach dem 40 Stücke besagter Anzeigen, sich täglich vermehret, worunter viele alte und rare Stücke sind, welche von uns nur Auszugsweise können gebrauchet werden; als haben wir uns von einigen hohen Gönnern und Freunden dahin bewegen lassen, dann und wann diejenigen, so die Aufmerksamkeit der Leser verdienen, in den **gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen**, von Wort zu Wort mitzutheilen. Zu dem Ende machen wir

wir anjetzt damit den Anfang und theilen eine Urkunde, nebst ihrer Aufschrift vom Jahre 1666 mit, welche den 24. Septembr. in den Knopf auf der Marien- oder Domskirche ist geleget worden. Sie verdienet sowohl wegen ihres Alterthums, als auch wegen ihres merkwürdigen Inhalts hier aufbehalten zu werden. Wir aber haben dabey nichts gethan, als die Schreibart nach dem heutigen Stil, unsern Lesern zu gefallen, eingerichtet. Die Aufschrift derselben ist folgende:

„Relation und Erzählung einiger „in wenigen Jahren in dieser „Stadt Riga vorgegangenen „Veränderungen, als auch der „hiebey und theils vorher abgemerkten und wahrhaftig ersehenen Omnium Ostentorum, „Portentorum et Horrendorum, (aller Wunderzeichen, „Ungl'ücke bedeutungen u. Grausamkeiten,) welche ein Erb. „Rath der lieben Posteritæt, „(Nachkommenschaft) zur Nachricht verfassen und aufzeichnen „lassen. So geschehen den 24. „Septembris, anno 1666.

„So wir die lieben Vorfahren uns „ihren Nachkömmlingen, von ihrem „Zustande eine Nachricht zu haben, „nicht misgönnet, vielmehr aber bey „Gelegenheit einiger hieselbst aufgeführten Kirchenthurms und aufgesteckter Zierrathen an Hahn und „Knosen ihren befindlichen Zustande, „und was, wenn, um und beygangen, „urkundlich verbriefet. Also und nicht „minder hat uns anstehen wollen, in „gebührender Folge derselben auch unsern Nachfahren, den gegenwärtigen „Lauf der Zeiten und was etwan in den „nächsten Jahren, in hiesigem Lande, „vornämlich aber um der lieben Vaterstadt sich zugetragen, auffassen und „also diesem **Domsknopfe**, bey dieser „Renovation und neuen Befestigung „einverleiben zu lassen.

„Damit nun die liebe Posterität „hierunter angezeigtermaßen benachrichtiget seyn möchte; so hat diese „gute Stadt und deren Einwohner in „ganz kurzen und kaum 12 Jahren „zweyerley widerliche Dinge, als: „erstlich ihren grössesten Flor und dann „pro secundo (zweytens) einen ganz „schlechten Zustand, der täglich noch „zur Zeit mehr verfällt, als wächset, „erleben und erfahren müssen.

„Zu dem ersten hat nächst göttlichen beywohnenden Seegen, der 44„jährige Still- und Friedenstand den „Grund geleget, welcher diesem Lande „nach eingeführter christlicher Regierung, als: Anfangs unter den Erz„bischöfen und Herrmeistern, ziemlich; „und nachmals zu Zeiten der Könige „in Polen nicht, sondern bey der glor-

„würdigsten Könige, Gustavi Adolphi und Christina Zeiten, von anno „1621 bis 1654. beständigst erlanget.

„Zu dem andern, als: den jetzigen „schweren Zustande, ist der Weg gele„get durch den darauf entstandenen „Unfrieden in der Nachbarschaft, theils „zwischen Polen und Rußland, (*) „theils zwischen unsern allergnädigsten „Könige, Carolo Gustavo, in „Schweden und dessen damaligen Fein„den, der Krone Polen und dem Groß„fürsten in Rußland; wobey diese „Stadt und Bürgerschaft anders nicht, „denn Früchte des Unfriedens einernd„ten können, die so viel leichter und „eher zu erwarten gewest, als näher „ein Feind dem andern war. Gestalt „dann darauf Krieg, Sterben, Pest, „Hunger, Abgang des Handels, Ver„fall der liegenden Gründe und Ab„schlag der hiesigen Münze erfolget, so „alles Herr und Unterthan zugleich ge„troffen und publice und privatim „betreten hat.

„Denn nachdem der Großfürst in „Rußland, Alekfei Michailowicz, „wie eben unser oben höchstgemeldter „König, Carolus Gustavus, wider „die Krone Polen in blutigen Expedi„tionen begriffen, die nicht ohne für„treffliche Ausrichtungen von statten „giengen, den vorigen Frieden mit der „Krone Polen gebrochen; so ist er „auch darauf mit Heeresmacht die „Düna herab, dieweil er den Strom „iure belli von oben bis hieher sich „unterworfen hatte, überzogen, nicht „ohne einen mitgebrachten mächtigen „Vorrath an Kriegesmaterialien, in„sonderheit aber einer Menge grober „metallenen Stücke, derer zwanzig noch „jetzo hier an der Kaye liegen und nach „erfolgeten Schlusse der jetzigen Hand„lung zwischen Schweden und Rußland „gemeldten Großfürsten abgefolget wer„den dürfen. Mit solcher Menge Volks „und Kriegesvorrath hat er uns den 23. „Aug. Ao. 1656 zu belagern einen „Anfang gemacht und sofort durch gan„zer 6 Wochen, was ein Feind thun kön„nen, nicht unversuchet gelassen, bis er „endlich durch Gottes väterliche Hülfe „und Beystand dem wir solches allein „zuschreiben, den 5 Octobr. die Be„lagerung aufgehoben. Was sonsten „hieby in Tapferkeit, Defensionis we„gen, Zeit währender Belagerung von „der löblichen Schwedischen Soldates„que in Ausfällen und unser lieben Bür„gerschaft verrichtet, wird der lieben Po„sterität, in einer hiebey gelegten ge„druckten Relation communiciret.

„Es

(*) Im MSte stehet allezeit, Moscovien oder in der Moscow, anstatt Rußland.

„Es ist aber hiebey zu merken, daß „dieser Belagerung im Ao. 1649. eine „grosse Wasserflucht vorher gegangen, „welche den hintern Damm durchbro„chen und die ganze Stadt inundiret und „überschwemmet hat, so, daß man auch „mit Kahnen und Böten, ein zum an„dern fahren können. Es ist aber das „Wasser in die Stadt nicht gekommen u. „ist dieses gleichfalls eine Anzeige der „Belagerung gewesen, da der Feind „auch in der Vorstadt verblieben, und, „Gott sey Lob! in die Stadt nicht gekom„men ist. An diesem grossen Unfall, De„solation und Verwüstung der Stadt „Weichbildes und was in derselben Ter„ritorio, Mark und Grenzen, belegen, „und theils gemeiner Stadt, theils dem „Privato memor. zugestanden, ist es „unser schweren Sünden wegen dem er„zürnten Gott nicht genug gewesen, be„sondern er hat uns das folgende Jahr „Ao. 1657. mit einer giftigen Pestseu„che heimgesuchet, so gar, daß wegen der „Grausamkeit solcher hinfallender „Krankheit, Rath, Ministerium und die „ganze Bürgerschaft, dermassen an Per„sonen erlediget, die Leichenstäte aber und „Begräbnisse erfüllet worden, daß man „auch die öffentliche Versammlung aus „der Kirche nach der grossen Güldenstu„be nach einer frischen Luft verlegen müs„sen. Und ist hiebey gleichfalls zu ver„merken gewesen, daß durch den Schre„cken des feindlichen Ueberzugs und der „Belagerung die Gemüther und Leiber „der Menschen also zum Sterben präpa„rirt worden, daß mehr denn 16000 „Menschen in- und außerhalb der Stadt „und den Ringmauren dahin gefallen, „aus welchen insonderheit diejenigen so „aus dem Rathe und Ministerio tödlich, „damals, als auch nach der Zeit abgan„gen; wie imgleichen, wie der Rath und „Ministerium anjetzo bestellet, hierunter „registriret werden sollten.

„Diesen Sterbensläuften folgete „auf dem Fusse im selbigen 1657sten „Jahre zur Herbst und Ao. 1658. zur „Winterzeit eine Polnische Bloquade, „da der Litthauische Feldherr, Gonsiew„sky, diese Stadt berennet und von dem „5 Octobr. bis den 6 Januar. verschlos„sen hielte und zu dem Ende, sowohl dis „als jenseit der Düne Schanzen aufge„worfen und besetzet hielte, um also de„stomehr alle Zufuhre zu behemmen und „die Stadt also endlich zu bezwingen. „Gestalt von demselbigen die Stadt „Wolmar und das Schloß Riene„burg (Ronneburg an der Ronne) „bereits eingenommen, und die Pernaw „belagert gehalten wurde. Wir wurden „aber durch göttlicher abermaliger Be„wahrung und tapfern Ausfälle des da„maligen unsers Königl. Gouverneurn „und General-Majorn, anjetzo der Rei„che Schweden Zeugmeisters, Herrn „Siemon Gründel Helmfeldts, auch „von der Bloquade befreyet, daß also, „was des einen Tages vor Geld nicht zu

erhalten

„erhalten war, kes andern folgenden Ta„ges überflüßig an Victualien gekauset „werden konnte.

„Darauf wir die göttliche Allmacht „abermal zu ersehen hatten, der mitten „in dem Zorn und Züchtigung seiner „Güte und Barmherzigkeit auch eingedenk ist. Gestalt im Herbst dieses Jahres Ihro Königl. Majestät zu Schwe„den unter Dero Feldmarschall und „Grafen Douglas Commando uns „auch secundirten, und also die Polen „aus dem ganzen Lande und der Stadt „Wolmar ausgebracht wurden. Wor„auf gedachter Feldmarschall Ihme in „dem Herbste ganz Curland mit allen „Festungen unterthänig machte.

„Wie nun bey solchem Ueberzuge „das Land ganz kahl worden; so ist auch „insonderheit unter der Bauerschaft „grosse Armuth, Mangel, Hunger und „Kummer im A. 1659. entstanden, daß „sie wie die Fliegen dahin gefallen. In„sonderheit sind von unser Stadt in dem „Hospital zu St. Jürgen nach und nach „in die 12000 Seelen aufgenommen, „von welchen aber kaum 3000 wieder „genesen, die andern sind verstorben und „hier in der Vorstadt begraben worden.

„In diesem Sommer haben wir „auch allerhand Zornzeichen Gottes, „des Allmächtigen vermerket, als: da „am 31 Julii ein so mächtiger grosser „Hagel vom Himmel gefallen, daß er „in vielen Tagen auf der Erden noch „ungeschmolzen gefunden ist.

„Wie denn auch eine Menge Frö„sche sich verspüren lassen, welche in der „Vorstadt sowohl, als auf den „Wällen, insonderheit dem Jacobs„Walle, durch den Graben geschwum„men und den Wall angehüpfte, auch „also in den Ravelinen tod geblieben, beliegen.

„Auch ist in diesem Herbste den „23 Decemb. ein rasender Wolf über „die Wälle in die Stadt kommen, wel„cher in die 30 Personen Morgens „zwischen 4. 5 & 6 Uhren beschädiget, „die auch mehrentheils an solchen ver„gifteten Wunden gestorben und nicht „eben von der Beschädigung, die bey „wenigen sonsten tödtlich war. Er „wurde aber auf dem Walle von einem „Fähnrich gefället und stehet die Haut „auf dem neuen Hause der schwar„zen Häupter aufgestellet.„

(Die Fortsetzung künftig.)

M. Joh. Aug. Mascov.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Fortsetzung
der im XXI Stücke abgebrochenen alten Urkunde.

„Kurz vorher, als im Monat „November, am 27ten Tage „des 1659ten Jahres, hatten „wir auch ein dermassen mächtigen „Sturm, daß auch am 18ten einsd. „der Knopf, Stange und Wellbaum „vom St. Petersthurme herunter „gefallen a). Besagtes ungestümes „Sturmwetter, so beynahe 8 Tage „gewähret, hat so viel Wasser aus „der See aufgetrieben, daß es über „alle Wiesen, Holme und die gemeine „Stadtweide gegangen, und die Wälle „bey der Schloß- und Marstallpfor„te, als auch der Reumünderschanze „mächtig abgespielet, eingerissen und

a) Wir haben für nöthig erachtet, einige Anmerkungen zur Erläuterung dieser Urkunde insbesondre und der Rigischen Stadtgeschichte überhaupt beyzufügen. Sie sind gröstentheils aus einer Nachricht von der St. Petri-Kirche genommen, welche St. Magnificenz, der Herr Bürgermeister, Peter von Schievelbein, aus dem Archiv auf Befehl Sr. Kayserl. Majestät aller Reussen, Peters des Grossen, glorwürdigsten Andenkens, ausgefertiget hat und im Jahre 1721 am 17ten May dem Russisch-Kayserlichen General-Gouverneur aber Ihr Durchlauchten, dem Fürsten Repnin, durch den Burggrafen und worthalt enden Bürgermeister, von Benckendorff, ist eingereichet worden. Der beliebte Conrector am Kayserl. Lyceo, unser werthester Freund, Herr Johann Gottfr. Arndt hat sie dem zweyten Theile seiner liefländischen Chronik ganz einverleibet und ist auf der 119ten und folgenden Seite zu lesen. Wir haben das, was zu unserm Zwecke dienete, daraus geschöpfet, die Nachrichten aber an einigen Orten vermehret, welches unsern Lesern nicht anders, als angenehm seyn kan.

„erhalten war, kes andern folgenden Ta„ges überflüßig an Victualien gekauset „werden konnte.

„Darauf wir die göttliche Allmacht „abermal zu ersehen hatten, der mitten „in dem Zorn und Züchtigung seiner „Güte und Barmherzigkeit auch eingedenk ist. Gestalt im Herbst dieses Jahres Ihro Königl. Majestät zu Schwe„den unter Dero Feldmarschall und „Grafen Douglas Commando uns „auch secundirten, und also die Polen „aus dem ganzen Lande und der Stadt „Wolmar ausgebracht wurden. Wor„auf gedachter Feldmarschall Ihme in „dem Herbste ganz Curland mit allen „Festungen unterthänig machte.

„Wie nun bey solchem Ueberzuge „das Land ganz kahl worden; so ist auch „insonderheit unter der Bauerschaft „grosse Armuth, Mangel, Hunger und „Kummer im A. 1659. entstanden, daß „sie wie die Fliegen dahin gefallen. In„sonderheit sind von unser Stadt in dem „Hospital zu St. Jürgen nach und nach „in die 12000 Seelen aufgenommen, „von welchen aber kaum 3000 wieder „genesen, die andern sind verstorben und „hier in der Vorstadt begraben worden.

„In diesem Sommer haben wir „auch allerhand Zornzeichen Gottes, „des Allmächtigen vermerket, als: da „am 31 Julii ein so mächtiger grosser „Hagel vom Himmel gefallen, daß er „in vielen Tagen auf der Erden noch „ungeschmolzen gefunden ist.

„Wie denn auch eine Menge Frö„sche sich verspüren lassen, welche in der „Vorstadt sowohl, als auf den „Wällen, insonderheit dem Jacobs„Walle, durch den Graben geschwum„men und den Wall angehüpfte, auch „also in den Ravelinen tod geblieben, beliegen.

„Auch ist in diesem Herbste den „23 Decemb. ein rasender Wolf über „die Wälle in die Stadt kommen, wel„cher in die 30 Personen Morgens „zwischen 4. 5 & 6 Uhren beschädiget, „die auch mehrentheils an solchen ver„gifteten Wunden gestorben und nicht „eben von der Beschädigung, die bey „wenigen sonsten tödtlich war. Er „wurde aber auf dem Walle von einem „Fähnrich gefället und stehet die Haut „auf dem neuen Hause der schwar„zen Häupter aufgestellet.„

(Die Fortsetzung künftig.)

M. Joh. Aug. Mascov.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Fortsetzung
der im XXI Stücke abgebrochenen alten Urkunde.

„Kurz vorher, als im Monat „November, am 27ten Tage „des 1659ten Jahres, hatten „wir auch ein dermassen mächtigen „Sturm, daß auch am 18ten einsd. „der Knopf, Stange und Wellbaum „vom St. Petersthurme herunter „gefallen a). Besagtes ungestümes „Sturmwetter, so beynahe 8 Tage „gewähret, hat so viel Wasser aus „der See aufgetrieben, daß es über „alle Wiesen, Holme und die gemeine „Stadtweide gegangen, und die Wälle „bey der Schloß- und Marstallpfor„te, als auch der Reumünderschanze „mächtig abgespielet, eingerissen und

a) Wir haben für nöthig erachtet, einige Anmerkungen zur Erläuterung dieser Urkunde insbesondre und der Rigischen Stadtgeschichte überhaupt beyzufügen. Sie sind gröstentheils aus einer Nachricht von der St. Petri-Kirche genommen, welche St. Magnificenz, der Herr Bürgermeister, Peter von Schievelbein, aus dem Archiv auf Befehl Sr. Kayserl. Majestät aller Reussen, Peters des Grossen, glorwürdigsten Andenkens, ausgefertiget hat und im Jahre 1721 am 17ten May dem Russisch-Kayserlichen General-Gouverneur aber Ihr Durchlauchten, dem Fürsten Repnin, durch den Burggrafen und worthalt enden Bürgermeister, von Benckendorff, ist eingereichet worden. Der beliebte Conrector am Kayserl. Lyceo, unser werthester Freund, Herr Johann Gottfr. Arndt hat sie dem zweyten Theile seiner liefländischen Chronik ganz einverleibet und ist auf der 119ten und folgenden Seite zu lesen. Wir haben das, was zu unserm Zwecke dienete, daraus geschöpfet, die Nachrichten aber an einigen Orten vermehret, welches unsern Lesern nicht anders, als angenehm seyn kan.

„verdorben. Die Bedeutung dieser „Ostentorum omnium et portentorum (aller Wunderzeichen und „Unglücksbegebenheiten) ist dem allmächtigen Gott bekannt, der alles „ändern mag.

„Wiewohl man Ao. 1660 den „12ten Februar und also kurz hierauf, die allertraurigste Botschaft „empfangen, daß unser Haupt und „König, **Carolus Gustavus**, zu „Gothenburg in Schweden mit Tode „abgegangen, eben zu der Zeit, wie „die löbliche Krone mit vielen Potentaten zugleich in feuriger Kreysexpedition stunde, als mit dem „Römischen Kayser, **Leopoldo**; dem „Könige in Polen, **Johanne Casimiro**; dem Könige in Dännemark, **Friderico III**; dem Russischen Czaaren und Großfürsten, „**Alexsei Michailowicz**; dem „Churfürsten von Brandenburg, **Friderico Wilhelmo** und den Generals-Staaten der vereinigten Niederlande; daß also hiesiger Provinz „und unterthänigen Stadt kein geringes Leid zugestossen.

„Demnach hat der grundgütige „Gott in diesem und dem folgenden „1661ten Jahre mit allen oben „hochgemeldten Potentaten der Krone Schweden und den darunter „sortirenden Provinzen, auch bey den „allerschlechtesten Aspecten einen angenehmen lieben Frieden bescheret, „welchen der allwaltende Gott ferner „seiner lieben Christenheit erhalten „welle und gnädiglich bescheren, daß „Polen und Rußland gleicher Gestalt zur Ruhe kommen mögte. „Immassen bey solcher Unruhe der „Nachbarschaft, ob wir gleich diese „Jahre den Frieden gehabt, die „Stadt publice und privatim keine „Kräfte gewonnen, vielmehr aber „ohnkräftig geworden, und Handel „und Wandel von Tage zu Tage „verfallen. Hierüber ist auch die „nach Königlicher Majestät verordneten Schroot und Korn geprägete „Münzsorte an Schillingen aus Polen und Litthauen in diese Stadt „zurück geflossen, daß sie darüber „und insonderheit die alten, nicht „mehr gang und gebe geblieben; die „neuesten aber auch so gar am „Werthe verfallen, daß nunmehr 2 „auf 1 gegen grobe Münzsorten und „also anstatt 15 Rigische Mark, „30 Mark um einen harten Reichsthaler willig gegeben werden. Ja, „man giebt auch wohl 7 Gulden „dafür, daß wahrlich diese Münzplage Land und Stadt in viele „armselige Ungelegenheiten stürzet.

„Dieses Unglück nahm seinen „Anfang im Jahre 1664, im Herbste, so, wie eben sich am Himmel ein

„ein Comet, oder wie einige wollen, „zwey nach einander sehen liessen, „welche im besagten Jahre im Monat December und im Jahre 1665 „im Januar erschienen, und ihren „Lauf durch folgende Himmelszeichen, als den Orionem, Geminos, Taurum, Hydriam, Corvum, Craterem, Virginem, gehalten und im Februar sich verloren.

„Der Abfall aber gedachter „Münze wehret noch und verfällt in „diesem 1664ten Jahre mehr und „mehr, welches Jahr uns sowohl „deswegen, als andern schweren „Unfällen sonderlich notabel ist. „Insonderheit aber wegen des denkwürdigen in 73 Faden sich mit der „Spitze erstreckenden Thurms an der „St. Peterskirchen, welcher im besagten Jahre den 5ten Martii, am „Sonntage Reminiscere um 2 Uhr „Nachmittags mit dem Mauerwerk „und Spitze herum fiehl nach Süd-Süd-Osten, und so nach der Sünderstrassen, und zwar die Spitze über „eines Bürgers, **Gerdt Witten** „Hause, davon der Giebel und „Hausdach zerschlagen. In diesem „Hause wurde auch der Wirth selber und dessen Bruders Frau zerschmettert, daß sie in wenig Tagen „daran gestorben. Auch wurde in „selbigem Hause ein Knabe, desgleichen vor der Thüre auf der Gassen ein teutscher Junge und Pferdt „todt geschlagen. Ueber diese Menschen sind mit dem Thurm zugleich „drey Dienstboten, ein Junge, Knecht „und Magd eines Glockenläuters gesunken und im Grieß also lebendig „begraben und erstücket, die man „hernacher also todt gefunden. Es „ist aber merklich, daß bey solchem „hohen Werke dennoch alle Glocken „ganz und unverdorben geblieben, so „dahero geschehen, daß der Thurm „vor sich gesunken und über die „Halbe gefallen bey einer so schweren Last. Bey diesem grossen Unglück haben wir dem allmächtigen „Gott sonderlich zu danken gehabt, „daß durch fleißige Achtsamkeit und „Vorsicht der gefährliche Zustand „dieses Thurms und allerseits zerknirschtem Mauerwerk von **Einem „Hoch-Edlen Rathe** vorher gesehen und also, weiln deme nicht „vorzukommen gewesen, den Gottesdienst vorigen Tages darinn eingestellet, welches, wenn es nicht geschehen, um die Zeit am Sonntage „viel hundert Menschen hätte tödten „mögen. In dem Knopfe hat man „die Nachricht gefunden, b) daß „der Hahn auf dem Petersthurme „fünfmal aufgesetzet und dann und „wann erneuert worden, als: im

„Jahr 1491 in Vigilia Beati Laurentii zum ersten; im Ao. 1538 „zum andern c); im Ao. 1577 zum „dritten d); in dem Ao. 1578 auf „Margrethen zum vierten e); dieweil „er binnen Jahres wieder abgewe„het; und in dem Ao. 1660 den „26ten Julii zum fünftenmal f).

„Gott, der Allmächtige gebe, daß „wir den Tag erleben mögen, daß „wir nach wieder aufgeführten Thurm „und Spitzen, daß er auch zum „sechstenmal wieder aufgesetzet wer„den möge g); daran dann nach „Vermögen kein Fleiß gesparet wird. „Die Ursachen, warum der Thurm gefallen

b) Im Jahre 1406 wurde die steinerne Petrikirche zu Riga zu bauen angefangen und 3 Mark Rigisch gotten damals 9 Rosenobel und 1 Ferding; 1466 aber wurde der erste Thurm an der Peterskirche gebauet.

c) Nachdem er vom Winde vorhero war abgeworfen worden.

d) Der erschreckliche Sturmwind vom 2ten Octobr. 1576 bog ihm den Hals krum und der neue wurde das Jahr darauf von verguldeten Kupfer gesetzet und kam auf 50 Thaler zu stehen.

e) Er wurde vom Winde am 4ten October 1577 wieder umgewehet, da er dann am 11ten Julii 1578 wieder neu aufgesetzet und mit der Stange fester eingetrieben wurde.

f) Im Jahr 1651 nahm man den alten Hahn von der St. Peterskirche ab; die Kirche ist aber im Jahre 1656 bey der Rußischen Belagerung ziemlich schadhaft geschossen worden. Im Jahre 1659 am 7ten November fiel der ganze Knopf mit dem neuen Hahn herunter, dafür einige freygebige Bürger im Jahre 1660 einen andern Hahn zu 6 Rlb. 3 Pf. und einen neuen Knopf zu 6 Rlb. 7 Pf. aufsetzen liessen.

g) Im Jahr 1667 am 29ten Julii ward der erste Stein zum neuen Thurm der Peterskirche geleget und 677 bis an das Kirchendach um 34030 Thaler Alb. und 69 gr. aufgeführet. Im Jahr 1689 hatte der Thurm eine Höhe von 4 8 Fuß Rigisch, die 77 7 Thlr. 79 gr. Alb. zu stehen kam. Im Jahr 1690 am 10ten May Morgens zwischen 8 und 9 Uhr ward der Hahn und Knopf, in welchem 3 Tonnen Getraide gieugen, aufgesetzet und kostete 504 Thaler 15 gr.

„gefallen, hat man eines Theils den „langen Jahren, theils dem Grun„de und nicht wohl gelegten Funda„mente, theils aber auch dem vielen „Lauten mit den schweren Glocken, „wie insonderheit in der Pestzeit von „dem Morgen bis den Abend gesche„hen, theils der nahe an gelegenen „vielen Gräbern, auch wohl einer „in der Hauptmauren von Alters „her gemachten Treppe, welches den „Thurm sehr geschwächet haben soll, „zugeschrieben, durch welche die „Mauren nachgegeben, von oben bis „unten Risse bekommen und also fal„len müssen h).

„Dieser und demnach einiger an„dern publiquen Gebäude, als des „Kornhauses und Pulverthurms Fall „und Baufälligkeit, hat in der Stadt „im Jahre 1666 ein solches Schre„cken zuwege gebracht, daß die Ge„meine mit Furcht und Schrecken „in der Domskirche i) den Got„tesdienst nach der Zeit abgewartet, nicht

h) Im Jahr 1709 ward ein neuer Hahn von 9 Rlb. 9 Pf. auf die St. Peterskirche wieder aufgesetzet. Im Jahr 1721 den 10ten May, des Morgens zwischen 4 und 5 Uhr schlug der Blitz über dem Altar ein, wodurch in 2 Stunden alles in Trümmern lag, der Thurm aber sank zu gutem Glücke in sich selbst ein. Am 12ten Jan. 1724 wurde die Kirche wieder eingeweyhet. Im Jahr 1743 wurde der Thurmbau beschlossen. Am 30ten May 1745 wurde der Stern aufgelegt und bis den 24ten Sept. 1746 der Thurm zu einer Höhe von 400 Rheinländischen Füssen gebracht, der Knopf und Hahn aber wurde am 9ten Octob. 1746 aufgesetzt. Was bey Aufsetzung des Hahns für Ceremonien vorgegangen seyn, wollen wir in unserer Beschreibung und Vorstellung der Kayserl. Stadt Riga mittheilen. Die Unkosten des Thurmbaues und der Kirche sind bis jetzo noch nicht aufgemacht und wegen ihrer Importance vielleicht nicht zum Vorschein gebracht worden.

i) Hier wollen wir eine Nachricht von den Schicksalen der Domskirche beyfügen, welche wir den freygebigen Beyträgen Sr. Magnificenz, des Herrn Bürgermeisters, Peter von Schiefelbeins, unsers hohen Gönners zu danken haben. Die Marien- oder Domskirche ist allhier im Jahr 1200 zu bauen angefangen und im Jahr 1204 von dem dritten Bischofe, Alberto I. am Tage Jacobi Apostoli eingeweyhet worden. Im

F. S. Arndts Chronick Theil II. p. 8.

„nicht anders, als wann sie allezeit „auch den Fall sothanen Thurms „über sich erwarteten. Gestalt also „geschehen, daß am ersten heiligen „Ostertage in der Kirchen unter der „Nachmittagspredigt ein solcher Auf„lauf entstanden, daß viele Men„schen untertreten, ein Theil vom „Chore herunter gesprungen und „Frau- und Mannspersonen Mantel, „Muffen, Mützen, Röcke, Bücher „verloren, theils auch wohl in den „Unterkleidern bestehen geblieben. Mit „solchem Gedränge wollte ein jeder „der Erste aus der Kirche seyn. Und „rührete dieser Auflauf blosser Dinge „davon her, daß etwann ein kleiner „Stein die Thurmtreppe herunter „gewelzet seyn möchte.

„Nach der Zeit haben sich der„gleichen Aufstände noch zu drey „unterschiedlichen malen ereignet, „welche theils durch der Herren herz„haftes Zureden gestillet worden. „Und weiln bey sothanem Zustande „man auch ohne dem Ursache ge„habt, auch diese Kirche am Thur„me und Spitzen in einen verbesser„ten Stand zu setzen; so hat Ein „Hoch-Edler Rath, nebst den „Kirchen-Inspectoren und Vorste„hern, die Sorge getragen, daß in„wendig die Mauren des Thurms „an allen Seiten dieselben mit zu„sammen verbindenden Balken, Ei„senwerke und Bolzen, von oben „bis unten befestiget werden möch„ten, dieweil sothane Mauer bey „der Feuersbrunst im Jahr 1547 „bereits einigen Mangel und Scha„den bekommen; wie dann auch die „Mängel, so bey dem weisen Um„gange unten im Fundament des „Holzwerks der Spitzen, eben wohl „ausgebessert und also repariret sind, „daß neue Unterlagen an den Süd„West- und Nordseiten gemacht wor„den; desgleichen so ist der rothe „Umgang mit 8 doppelten Stendern „mit 8 Schwalpen befestiget; worü„ber 8 Stützen seyn gesetzet, die bis

„bis in die Spitze tragen; wie „dann auch zwey lange Stützen an „der Nordseiten ebenfalls zur Besse„rung hingemachet worden.

„Nach diesem allen hat man „auch den Hahn und Knopf herun„ter nehmen lassen, dieweil nicht „allein an der äußerlichen Zierde der „Schwanz sich verloren, besondern, „daß derselbige inwendig nicht genug „befestiget und also zu besorgen war, „daß er vom Winde leichtlich her„unter geworfen werden könnte. In „diesem Knorfe, welcher den 13ten „August abgenommen wurde, hat „man zwar auch ein Kästgen mit „einigen wenigen Schriften gefunden, „sie waren aber, weiln Luft und „Wasser darzu ekommen, ganz ver„faulet, so gar, daß das Perga„ment auch alle Buchstaben verloren „hatte. Man sahe aber so viel an „dem Kästgen, daß im Ao. 1595 „der Hahn und Knopf das letztemal „aufgesetzet worden, welches Ein „Hoch-Edler Rath anjetzo, die„weiln er sonsten stark, der Knopf „auch wohl und gut befunden, mit „dem Schwanz zieren und beydes „wieder vergülten, auch also am „heutigen 22ten September aufsetzen „lassen, da eben vorher in der „St. Peterskirche die Vesperandacht „zuerst angefangen, daß also des „Tages, als am 15ten Sonntage „nach Trinitatis die erste Predigt „und Introductions-Andacht daselbst „wieder verrichtet werden mögte. „Dann so lange hat es gewähret, „daß um der Kirchen der Grieß ab„geführet und die stehend gebliebene „Gewölbe ausgebessert und mit Bre„tern verkleidet werden können. Und „ist merklich, daß eben an diesem „morgenden Tage und Sonntage, „als am 11ten post Trinitatis, der „Gottesdienst aus der Güdenstube „nach der Pestseuche, sich so etwann „reinceriret, nach dieser Kirche wieder „verpflanzet und eingeführet worden, „als aus welcher sie nunmehro in „dieser kurzen Zeit zweymal versetzet „und verleget gewesen, als: einmal „nach der Güldenstube und nun zu„letzt nach der Domskirche.

„Die heilige Dreyfaltigkeit, Va„ter, Sohn und Heiliger Geist, die „uns nach verlornen götzischen Heiden„thume zum Christlichen Glauben „gebracht, also, daß wir auch nach „verworfener päbstlicher Finsterniß „das Evangelische Apostolische Licht „der lutherischen Lehre und Wahr„heit mildiglich erlanget, die wolle „uns auch dabey bis an das Ende „der Welt erhalten, damit nicht „allein in diesen beyden teutschen „Hauptkirchen, besondern in allen

andern

Im Jahre 1547 am 21ten May ist sie abgebrannt und den 25ten December des 1749'en Jahres der Gestalt in den Stand gesetzt, daß darinnen die erste Predigt gehalten worden. In eben diesem Jahre hat man angefangen die Spitze der Domskirche aufzuführen und im Jahre 1595 ist der Hahn und Knopf aufgesetzet worden; welches zusammen 9787 Rthlr. Alb. 3 Mark Rigisch gekostet. Im Jahre 1656 aber wurde der Dom in der Rigischen Belagerung ziemlich schadhaft geschossen.

„andern neuen unteutschen Stiftun-
„gen in der Vorstadt sowohl, als
„der Stadt Patrimonial-Kirchen, die
„theils nun, theils wieder erbauet,
„theils auch vom neuen erbauet sind,
„dessen Ehre erweitert und aller
„Menschen Seligkeit erbauet werde,
„worzu des Höchsten grundgütige
„Gnade erbeten wird, der wir uns
„gegenwärtige und nachkommende Po-
„sterität Herz inniglich befehlen. Ge-
„schehen, den 24 Septembris Ao.
„1666. da dieses dem Kasten ein-
„geleget und darauf selbigen Tages
„der Knopf und Hahn aufgesetzet
„worden.

Subscripsit nomine Amplissimi Senatus
BVRCHARDVS VINCELIVS, Proto-Notarius,
Mppria.

M. Joh. Aug. Mascov.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Bemerkungen
über die Pferde- und Rindviehseuche in Finnland.

Weil das Sterben unter Pferden und Rindern so gar unersetzlichen Schaden einem Lande zuwege bringt, und nicht genug Beobachtungen darüber gesammlet werden können; so wollen wir einen Aufsatz verkürzt anbringen, welchen der berühmte Herr Doct. Haartmann, Provincial-Medicus im Aboischen Lehn über die in Finnland gewütete Seuche eingegeben, und der uns in den Schwedischen Abhandlungen mitgetheilet worden. Sorgfältige Landwirthe möchten wohl einiges mit Vortheil daraus bemerken können.

Die Seuche war so allgemein, daß in zwey auf einander folgenden dürren Sommern, davon der letzte insonderheit ganz unerträglich trocken und hitzig gewesen, zum unglaublichen Verlust des Landmannes, eine solche Menge Rindvieh und Pferde umfiel, daß auf einigen Güteern kaum noch ein Stück nachgeblieben.

Der Herr D. Haartmann nahm wahr, daß die Seuche in den trockensten und brennensten Tagen am stärksten wütete, weil die fast unausstehliche Hitze die Säfte des Viehes scharf und zur Fäulnis geneigt machte, wie bey den Menschen. Vieh auf freyen Feldern, die kein Wald deckte; Vieh, auf sumpfichten Wiesen, wo es nur ein faules Wasser und ein thonigtes mit Schlam vermengtes Futter genoß, fiel desto schneller um, und weil einige Stücke

„andern neuen unteutschen Stiftun-
„gen in der Vorstadt sowohl, als
„der Stadt Patrimonial-Kirchen, die
„theils nun, theils wieder erbauet,
„theils auch vom neuen erbauet sind,
„dessen Ehre erweitert und aller
„Menschen Seligkeit erbauet werde,
„worzu des Höchsten grundgütige
„Gnade erbeten wird, der wir uns
„gegenwärtige und nachkommende Po-
„sterität Herz inniglich befehlen. Ge-
„schehen, den 24 Septembris Ao.
„1666. da dieses dem Kasten ein-
„geleget und darauf selbigen Tages
„der Knopf und Hahn aufgesetzet
„worden.

Subscripsit nomine Amplissimi Senatus
BVRCHARDVS VINCELIVS, Proto-Notarius,
Mppria.

M. Joh. Aug. Mascov.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Bemerkungen
über die Pferde- und Rindviehseuche in Finnland.

Weil das Sterben unter Pferden und Rindern so gar unersetzlichen Schaden einem Lande zuwege bringt, und nicht genug Beobachtungen darüber gesammlet werden können; so wollen wir einen Aufsatz verkürzt anbringen, welchen der berühmte Herr Doct. Haartmann, Provincial-Medicus im Aboischen Lehn über die in Finnland gewütete Seuche eingegeben, und der uns in den Schwedischen Abhandlungen mitgetheilet worden. Sorgfältige Landwirthe möchten wohl einiges mit Vortheil daraus bemerken können.

Die Seuche war so allgemein, daß in zwey auf einander folgenden dürren Sommern, davon der letzte insonderheit ganz unerträglich trocken und hitzig gewesen, zum unglaublichen Verlust des Landmannes, eine solche Menge Rindvieh und Pferde umfiel, daß auf einigen Güteern kaum noch ein Stück nachgeblieben.

Der Herr D. Haartmann nahm wahr, daß die Seuche in den trockensten und brennensten Tagen am stärksten wütete, weil die fast unausstehliche Hitze die Säfte des Viehes scharf und zur Fäulnis geneigt machte, wie bey den Menschen. Vieh auf freyen Feldern, die kein Wald deckte; Vieh, auf sumpfichten Wiesen, wo es nur ein faules Wasser und ein thonigtes mit Schlam vermengtes Futter genoß, fiel desto schneller um, und weil einige Stücke

ganz unverdeckt und nicht tief gnug begraben lagen, so ward die Seuche ansteckend.

Wo die Wiesen einen grossen Theil des Sommers unter Wasser stunden, wurde das Gras endlich mit einem Schleim und Moder überzogen, den man nach verschiedenen Beobachtungen so schädlich befand, daß das Vieh, welches zwey Tage davon gefressen, die rothe Ruhr bekam. Die sehr gemeinen Grasraupen und vielleicht ander Ungeziefer mehr, dessen Aas in den ausgetrockneten Pfützen liegen geblieben, steckten die Luft noch mehr an. Die Aphides oder Blatläuse gaben auch in der Ferne einen häßlichen Gestank fast wie der Abgang in dem Durchlauf oder der rothen Ruhr zu stinken pfleget, sie mochten entweder noch lebendig, oder von Regen schon ersäufet worden seyn.

War hingegen das Vieh den Winter zuvor nicht durch übeleingebrachtes und feuchtes Heu zur Krankheit disponirt worden; oder kamen die Vortheile eines guten Wassers und schattigten Ortes dazu, so war die Seuche in diesen Gegenden gelinder. Selbst die Anhöhen und Berge waren dem Vieh angenehm um frische Luft zu schöpfen.

Da die Feuchtigkeiten des grössern Viehs schärfer und hitziger, dasselbe auch von Durst und äußerlicher Hitze mehr geplaget wurde, als Kälber, Füllen und ander klein Vieh; so nimmt der Herr Doctor dieses zur Ursache an, warum die Kühe häufiger gefallen als die Pferde, die mehr Bewegung haben. Die besten und fettesten Milchkühe, die am meisten stille gelegen, unterlagen der Fäulnis des Bluts eher als die Schaafe, Ziegen, Schweine und Kälber. Je älter und fetter ein Stück Vieh war, desto eher nahmen seine Säfte bey anhaltender Dürre die üble Gährung und Fäulnis an.

In Oesterbothnien leitete man die Seuche von einem Insect her, das Cynips, die Hundesfliege heißt. Allein um Abo herum sahe man diese Fliege nicht, und warum würde sie das kleine Vieh nicht so gut, als das grosse angegriffen haben? Manches Vieh starb ohne Geschwulst, und ohne äußerliche Zufälle, an einem Fieber, das sich in den kalten Brand verwandelte.

Im ersten Anfang war die Krankheit nicht so ansteckend und tödlich, als nachgehends, wenn Hitze und Dürre lange anhielten, und die faulende Materie sich in der Luft mehr ausbreitete. Zuweilen bemerkte man keine Geschwulst, und da crepirte das Vieh noch denselben Tag, oder innerhalb zehn und weniger Stunden. Das Wiederkäuen hörte

hörte auf, die Augen sahen starr und verdreht, die Ohren waren heiß und hingen, der Körper zitterte, die Nasenlöcher bluteten, und ein stinkender oder blutiger Schaum trat zum Maul heraus.

An dem geöfneten Vieh traf man hier und da schwärzliche oder gelbbraune vom Brande angegriffene Stellen und Flecken an. Bey gelinderer Krankheit daurte es wohl drey bis vier Tage, und da bemerkte man nur verdrehte rinnende Augen mit aufgehörten Wiederkäuen; bey einigen hing der Kopf, die Ohren waren heiß und welk, der Odem ging blasend und schwer, sie lagen matt an der Erde, manchmal floß ihnen Schleim aus den Nasenlöchern, wobey sich eine Geschwulst eher oder später zu zeigen anfing, die allemal weich und nachgebend war, ohne daß man alle nur erwähnte Zeichen zuvor allezeit beobachtet hätte.

Also war die Krankheit manchmal ein sehr schnelles und tödtendes Fieber, wie die Pest, ohne alle Zeit zum Ausschlag zu kommen: dagegen aber, nachdem es weniger schnell ist, kommt auch die Geschwulst langsamer, die gemeiniglich einer flachen Hand groß, und noch grösser wird, und sich entweder an die Füsse setzt, wo sie am wenigsten gefährlich ist, oder an den Bauch, mit gröfrer Gefahr, oder an den Hals, Kopf und Vorbuge, da sie am ersten tödtet, wenn man nicht dienliche Hülfsmittel gebrauchet. Werden diese Geschwülste eröfnet, so fließt ein dünnes eiterichtes Wasser heraus, und das Vieh, das nach einer solchen Schwulst wieder aufkömmt, verliert an dieser Stelle gerne die Haut. An den Pferden um Tavasthus will man in dieser Geschwulst nur Luft gefunden haben. Beym Abziehen der Haut fand man die geschwollene Stelle, unter derselben schwarz, und das ganze Aas stunk gleich darauf gräslich.

Den Durchlauf mit dünnen, stinkenden und blutigen Unflathe sieht der Herr Doctor anfänglich für eine gute Wirkung der Natur an, die das faulende Gift im Magen und die zur Faulnis geneigte häufige Galle wegschaft. Er will aber, daß man ihn, wie bey Menschen, wohl in Acht nehme, ehe der Brand die Gedärme angreift. Auch der Odem solcher Creaturen ist von einem recht übeln Geruch.

Diese Viehpest steckte auch die Menschen an, die dem kranken Vieh eingegeben, oder das gefallene abgezogen hatten. Mit schnellem Frost überfiel sie ein Fieber im ganzen Körper, das alle Abend hefriger ward. Die Patienten bemerkten nicht lange nach dem er-

sten Froste an verschiedenen Stellen des Leibes ein Jucken, das sich in eine brennende Geschwulst und Röthe veränderte. Dabey liefen helle Wasserblasen auf, in Größe einer welschen Nuß und drüber. In 24 Stunden wurden diese Blasen schwarz und kündigten den Tod an. Herr D. Haartmann schickte einige Beobachtungen dieser Ansteckung der Menschen an das Königl. Colleg. medic. ein. Zwey davon sind insbesondre merkwürdig: Ein verwegener Kerl legte sich zum Trotze den Abend frisch und gesund in die Haut des verreckten Thieres, das er Abends zuvor abgezogen hatte. Den Morgen fand man ihn in solcher todt liegen. Der andre Fall ist dieser: Eine Hausmutter befahl dem Mädchen, dem kranken Vieh die Hausmittel einzugeben. Diese wollte es nicht thun. Die Hausmutter steckte also dem Vieh die Arzeney selbst in Hals, und mit derselben Hand fuhr sie dem Mädchen nach dem Busen. Das Mensch bekam so gleich ein schnelles Fieber mit Röthe und Blasen auf der Brust und starb.

Der Herr Doctor hält diese Pest bey Menschen der ähnlichen Zufälle wegen für den ehmals so bekannten Englischen Schweiß, der vor 300 Jahren in Engeland graßirte, und in Schweden unter dem Namen Digerdöden bekannt war, oder doch wenigstens mit diesem Schweisse verwandt. Linnäus nennt das Letusa, was bey andern Sudor anglicus, und beym Cajus Ephemera anglicana heißt. Die glückliche Art, ihr durch Schweistreibende Sachen zu begegnen, die viel im Lande mit ihm für die beste befunden, scheinet ihm das zu bestätigen.

Zur Präservativ-Cur des gesunden Viehs schlägt er ein Mittel vor, das bey der Sonnenhitze abkühle, die Fäulnis in dem Körper etwas hindere, und das Anstecken zurück halte. Er glaubt dieses in einem Pulver zu finden, das aus ½ lb. ungeläuterten Salpeter, 2 bis 3 Loth Salmiak und 1 Loth Campher bestehe, wovon man jedem Stück Vieh einen Fingerhut voll die Woche zwey, vier, bis sechsmal zu geben habe.

Ins besondere gefällt ihm die Methode eines gewissen Mag. Idmanns. Dieser gab im Frühjahre und Sommer zuweilen dem Vieh eine Lauge zu trinken, die aus Ameisenhaufen mit den lebenden Ameisen und ihren Eyern gekocht, bestand, worunter Salz oder Salzlake gemenget war, weil darinne nebst dem stärkenden Harze und dem Salze auch eine flüchtige, stärkende und erquickende Säure enthalten ist. Dis kan man durch

durch Zumischung junger Tannenreiser noch kräftiger machen. Wer die Ameisenhaufen in solcher Menge nicht haben kan, der kan Tannenreiser oder Wacholderreiser mit ihren Beeren dazu nehmen, oder noch besser die schwarzen Johannisbeeren-Blätter, die mit Stielen und allem zerstossen werden müssen. In dessen Ermangelung kan man 3 bis 4 Löffel von dem säuerlichen Wasser nehmen, das über dem Theer stehet, und solches mit andern Wasser vermengt dem Vieh eingiessen. Selbst das blosse Theerwasser, da man etwan ¼ Quartier Theer mit ½ Stof gekochten Wasser auflöset, und es dem Vieh die Woche zweymal oder öfterer eingiesset, verbessert die Feuchtigkeiten des Viehes, und widerstehet mit seiner balsamischen Eigenschaft der faulenden überflüßigen Galle mächtig. Man treibt auch wohl das Vieh auf waldichte und holzigte Wiesen, nachdem man ihm vorher die Nase mit Theer bestrichen hat; oder in der heissesten Tageszeit auf Höhen, gewöhnet es zum öftern Saufen, und läßt es am fliessenden Wasser lagern. Ist die Seuche in der Nachbarschaft, so giebt man ihm etwas Eßig oder Brantewein, oder Pontak, mit Pappelwürze und dergleichen vermischt, nebst der Lauge von Ameisen oder Fichtenreisern, welches alles das Vieh erquickt und die Ansteckung hindert. Das Leinöl oder Baumöl allein oder vermischt zu geben, hat er nicht gut befunden, außer bey einem zustossenden Durchlauf, weil das Oel die Galle vermehret, und das fette Vieh eher umfällt als das magere.

Gleichfalls hält der Herr Doctor für rathsam, dem Vieh im Maymonat etwas Abführendes in der Ameisenlauge einzugeben, um die alten Ueberbleibsel des schlechten Wintersutters aus den Gedärmen wegzuschaffen. Bey gesundem Vieh aber, wenn die Seuche schon herumgehet, wiederrathet er es aus der Erfahrung. Es gab jemand einem sehr fetten Pferde, das bey der Seuche in der Nachbarschaft frisch auf der Weide gieng, zur Verwahrung und Abführung zwey Loth Spiesglasleber (Hepar antimonii) zwey bis drey Tage nachher wurde das Pferd verscharret. Es hatte nicht einmal den Husten und Fluß der Nasenlöcher, mit dem fast alle Pferde der Gegend beschweret waren, doch ohne davon zu sterben, welche Krankheit man dem schlimmen Futter des vorigen Winters zuschrieb. Es ist ebenfalls gefährlich währender Krankheit den Pferden die Ader zu öffnen, und der häufige Schaden machte, daß die Leute das Aderlassen für ein Mittel

ansahen, welches das Umfallen beförderte.

Zur Cur selbst, wenn ein Vieh nach den angegebenen Zeichen krank war, wählte der Herr Doctor ein Mittel, das der Fäulniß hinlänglich widerstehen und den Schweis stark treiben sollte, ohne daß es zugleich hitzig wäre, und etwan die Fäulnis beförderte. Er ließ 1 Pfund ungeläuterten Salpeter, ½ Pfund Mayenblumen, ½ Pfund Camillen, 3 Loth Campher und 5 Loth Salmiak zu Pulver stossen und vermengen. Er brauchte, viele verwichene Sommer hindurch mit grossem Nutzen zwey bis dreymal des Tages bis einen Fingerhut voll, und nahm vorerwähntes Wasser mit zu Hülfe, wenn er nicht Blätter und Seiele von schwarzen Johannisbeeren und Camillenblumen haben konnte, um sie mit zu kochen. Durch die Kronsbedienten ward den Leuten auf Verordnung des Herrn Landshauptmanns dieses Pulver ausgetheilet, und man hörte, wenn es zulänglich gebrauchet worden, überall von dessen erwünschter Wirkung. Andern rieth der Herr Doctor in gleich kleinen Dosen fünf Theile Salpeter mit einem Theil Hirschhornsalze vermenget zu brauchen, und er fand, daß dieses noch besser thue.

Dieses Pulver ward bald in den benachbarten Orten bekannt. Vor drey Jahren kamen die Bauren von Nyland, Hülfe für ihr Vieh zu suchen. Er gab ihnen das Pulver von Salpeter, Salmiak und Campher, des Morgens 2 bis 2½ Fingerhüte nach einander zu gebrauchen. Ueberdem mußten sie Rußisch Oel (Ryßolja vermuthlich Deggor) mit der Helfte Hirschhornöl vermengt jeden Abend einem kranken Stück Vieh 50 bis 60 Tropfen geben. Den folgenden Sommer kamen andre Nyländische Bauren, die von den erstern zu ihm gewiesen waren, und verlangten dieses Pulver. Den letzten Sommer kamen wieder andre 18 Schwedische Meilen weit, welche bezeugten, daß kein einzig Stück Vieh gefallen wäre, welches das Oel und Pulver bekommen, und baten gleichfalls um dasselbe. Herr D. Haartmann schreibt diesen guten Effect außer dem Pulver, dem im Oel befindlichen Hirschhornsalze zu, das nach des Doct. Pringels Beobachtungen ein zuverläßiges Gegengift in allen bösartigen faulenden und Ausschlagsfiebern, auch zugleich ein herrlich Schweistreibendes Mittel sey.

Man rühmte auch im Lande folgendes Mittel: Man nahm von einem

nem gefallenen Vieh die Leber, die Milz und die Lunge, brannte sie im Ofen zu einem schwarzen Pulver, und gab davon dem Viehe ein, dem gesunden einen halben Löffel voll, dem kranken einen ganzen. Die Hülfe steckt vermuthlich in dem Salze des Pulvers, das in der Wirkung gegen die Fäulniß mit dem Hirschhornsalze übereinstimmt. Man sieht aber nicht die geringste Ursache, hier allein bey der Leber, Herz, Milz und Lunge zu bleiben, wenn es nicht deswegen geschicht, weil diese Eingeweide am blutreichsten sind. Vielmehr sollte man die Leute bereden, das ganze Vieh zu verbrennen, wodurch sie dem häßlichen Gestank zuvorkämen, den das Aas noch nach viel Jahren verursachen kan, wo es eingegraben ist, oder gar auf dem Felde liegen bleibet. Die Leute würden sich nicht der Gefahr aussetzen, bey Oefnungen des Aases angesteckt zu werden, die Luft würde gereiniget und ein flüchtiges Salz würde sie guten Theils anfüllen. Ueber dem bekäm man einen gröstern Vorrath von Pulver für das gesunde und für das kranke Vieh.

Der Ruß der Oefen stimmt mit diesem Pulver in Absicht auf die Ammoniakalischen Theilchen und die schweistreibende Wirkung überein. Dieserwegen rieth es der Herr Doct. vielen an, dem Vieh des Abends davon zu geben, und man fand es für nützlich. Das schwarze dicke Wacholderöl that auch gut, wenn aber die Fäulnis im Körper überhand genommen, war es ohne Nutzen, weil es zuhitzig ist, und kein flüchtig Salz enthält. Man fand auch Bielkens Elixir und das so genannte Hiernes Testament von guter Wirkung, sonderlich bey Menschen, wenn man es so gleich im Anfange brauchte, weil es den Schweiß befördert und nicht zuschnell lariret.

Zuletzt verwirft der Herr Doctor alle beyzende Sachen, die kein flüchtiges Laugensalz oder einen Theriak enthalten, weil sie die Hitze vermehren, und die Fäulniß befördern, z. E. das Terpentinöl, und die meisten gebräuchlichen Viehpulver, selbst des Doct. Sauvages angerathene Austern- und Schneckenschalen, die nur die Galle verderben, den Stinkspaat und dergleichen mehr.

Viele versuchten auch mit Nutzen die Geschwulst aufzuschneiden, oder zu schröpfen und zu scarificiren, daß sie zum Blute kam, legten in das Loch schwarze zerstossene Johannisbeer-Blätter, und verbunden die Wunde

mit

mit ungesalzenen und mit Ruß vermischten frischen Käse. Die Bauren bestrichen sie mit blauem zähen Thon aus frischen Quellen, oder mit gährendem Thone. Wurde dieser Thon mit der gepülverten Wurzel von der Britannica, oder mit Theer vermengt, so war es besser. Sehr vortheilhaft wär es, wenn jeder seinen Stall und sein Vieh-

haus mit Schwefel oder Pulver reinigte, oder Eßig darinnen kochte, weil dessen Dunst am gewissesten die Krankheit ausrottet. Die flüchtig riechenden Sachen, als Teufelsdreck, Knoblauch, Angelica sind nicht so hinlänglich, ob sie gleich zureichen, die Krankheit weniger empfindlich zu machen.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Von dem Scorbut.

§. 1.

Der Scorbut ist eine Krankheit, welche in den nordlichen Gegenden wohl bekannt ist, in Rußland nämlich, in Schweden, Dännemark, England, und in den Niederlanden, teutschen und holländischen. In Frankreich ist sie seltener, doch einsmal sehr heftig und einer Pest gleich gewesen. Desgleichen hat sie auch in Griechenland gewütet, welches die griechischen Namen bezeugen: ja wir werden unten finden, daß sich der Scorbut in allen Gegenden der Welt erzeugen könne.

§. 2. Der Name Scorbut ist aus dem lateinischen Scorbutus genommen. Den lateinischen Namen will man aus der Slavonischen, und einige aus der alten Vandalischen Sprache holen, und Scorb soll in diesen Sprachen so viel heissen als eine Krankheit, per excellentiam, und diese vor allen damit gemeinet seyn. Es ist aber nimmer richtig bewiesen, daß in diesen alten Sprachen das Wort zu finden sey. Ehe könnte das Wort chor, χορ, gor, das auch auf Slavonisch eine Krankheit bedeuten soll, hieher gezogen werden: weil wir aber in Rußland, worinne die Slavonische Sprache noch gröβten Theils zu Hause gehöret, dies Wort der Krankheit nicht beylegen, und der Scorbut bey uns mit einem ganz andern Namen, als in dem übrigen Europa betitelt, und Singotta genannt wird, so ist an der Richtigkeit der Derivation wohl zu zweifeln. Das Wort Singotta selbst ist von schwerer Derivation. Man findet wohl den Namen des Scorbuts Gingipedium, der Scorbut am Fuß bey den Alten, und beyder Wörter erster Sylbe erster Laut haben eine Gleichheit, so, daß nur eine Verstümmelung die Ungleichheit vielleicht gemacht, allein da man auch

mit ungesalzenen und mit Ruß vermischten frischen Käse. Die Bauren bestrichen sie mit blauem zähen Thon aus frischen Quellen, oder mit gährendem Thone. Wurde dieser Thon mit der gepülverten Wurzel von der Britannica, oder mit Theer vermengt, so war es besser. Sehr vortheilhaft wär es, wenn jeder seinen Stall und sein Vieh-

haus mit Schwefel oder Pulver reinigte, oder Eßig darinnen kochte, weil dessen Dunst am gewissesten die Krankheit ausrottet. Die flüchtig riechenden Sachen, als Teufelsdreck, Knoblauch, Angelica sind nicht so hinlänglich, ob sie gleich zureichen, die Krankheit weniger empfindlich zu machen.

Gelehrte Beyträge
zu den Rigischen Anzeigen
aufs Jahr 1762.

Von dem Scorbut.

§. 1.

Der Scorbut ist eine Krankheit, welche in den nordlichen Gegenden wohl bekannt ist, in Rußland nämlich, in Schweden, Dännemark, England, und in den Niederlanden, teutschen und holländischen. In Frankreich ist sie seltener, doch einsmal sehr heftig und einer Pest gleich gewesen. Desgleichen hat sie auch in Griechenland gewütet, welches die griechischen Namen bezeugen: ja wir werden unten finden, daß sich der Scorbut in allen Gegenden der Welt erzeugen könne.

§. 2. Der Name Scorbut ist aus dem lateinischen Scorbutus genommen. Den lateinischen Namen will man aus der Slavonischen, und einige aus der alten Vandalischen Sprache holen, und Scorb soll in diesen Sprachen so viel heissen als eine Krankheit, per excellentiam, und diese vor allen damit gemeinet seyn. Es ist aber nimmer richtig bewiesen, daß in diesen alten Sprachen das Wort zu finden sey. Ehe könnte das Wort chor, χορ, gor, das auch auf Slavonisch eine Krankheit bedeuten soll, hieher gezogen werden: weil wir aber in Rußland, worinne die Slavonische Sprache noch gröβten Theils zu Hause gehöret, dies Wort der Krankheit nicht beylegen, und der Scorbut bey uns mit einem ganz andern Namen, als in dem übrigen Europa betitelt, und Singotta genannt wird, so ist an der Richtigkeit der Derivation wohl zu zweifeln. Das Wort Singotta selbst ist von schwerer Derivation. Man findet wohl den Namen des Scorbuts Gingipedium, der Scorbut am Fuß bey den Alten, und beyder Wörter erster Sylbe erster Laut haben eine Gleichheit, so, daß nur eine Verstümmelung die Ungleichheit vielleicht gemacht, allein da man auch

im Griechischen den radix des Gingipedium nicht finden kan, so möchte das Wort eben wie Singotta gar aus der Schule des Avicenna oder anderer Persischer Aerzte seyn, welches vor alten Zeiten nach Rußland in die Nachbarschaft gekommen, und zugleich beweiset, daß der Scorbut auch in Persien nicht unbekannt gewesen.

§. 3. Das lateinische Wort Scorbutus, wird entweder Scorbut oder mit Verstümmelung Scharbock genannt; die Schweden, Dänen, Holländer und Niedersachsen nennen es auch beynahe so; auch wohl Schör-Scheerbuk, Scheürbiück oder Bek, von Scheüren, verletzen, den Bauch oder den Mund. Die Engländer nennen diese Krankheit Scurvy. Das platteutsche Wort Schorf oder Krätze gehöret auch wohl hieher. Wir wollen die griechischen Namen hie nicht vergessen. Man nennet sie entweder nach dem Schaden, den sie dem Munde zufüget, den bösen oder schadhaften Mund, Stomacace, die Mundfäule oder nach der Beschwerlichkeit, die sie an den Beinen bringet Scelotyrbe; Namen, die vor eine so grimmige Krankheit sehr gelinde sind, und die in eine Pestart sich zuweilen auswickelt. Doch sie stehet unter dem Namen Scorbut schon unter keiner guten Bedeutung, und da wir nicht so sehr um den Grund ihres Namens als um die Krankheit selbst wohl zu erkennen, und wie wir uns vor ihr bewahren mögen, uns bemühen wollen, so wollen wir solches in einer kurzen Abhandlung darstellen.

§. 4. Das Blut des Menschen bestehet aus einer Mischung von einem Wasser, das man Serum nennet, von einem Schleim, den man Lympha heisset, von einem subtilen Oel, und von einigen geistigen, elastischen, runden Kügelchen, die roth sind. Diese Theile müssen durch einen beständigen Umlauf durch die Adern des ganzen Leibes, sich selbst in ihrer festen Verbindung und dadurch dermassen das Leben unterhalten, daß erstlich von diesen Theilen der Leib genähret werde und wachse; zweytens aber, das schädliche, was in den Leib gebracht worden, und was an dem Blute selbst, und an den Theilen des Leibes, durch den Umlauf nach und nach abgenutzet und verdorben worden, aus dem Leibe heraus geschaffet werde.

§. 5. Wann dieser Umlauf bestehet, so kan das Blut nicht leicht in Schaden kommen, und die Gesundheit des Menschen bestehet alsdann auch. Wann es aber an dessen richtigen Umlauf fehlet, so fehlet es sowohl an der Nahrung des Leibes, als an der nothwendigen Herausschaffung der abgenutzten und verdorbenen Theile des Blutes und der

andern Theile des Leibes, worauf dann zu allererst ein Verderben des Blutes, wann nicht ein gänzliches, doch ein besonderes folget, welches das Verderben des Leibes nach sich ziehet.

§. 6. Das Blut fällt gemeiniglich in vier Arten des Verderbens, als: 1) Wann aus schlechter Kost, schlechter Wartung des Leibes, aus einer schädlichen Witterung oder von vorhergehenden Krankheiten, die Lympha verdicket wird, daß sich das Wasser des Bluts nicht wohl aus dem Blute absondern kan, und die Krätze davon entstehet. 2) Wann die Lympha allein aus verdorbenen Saamentheilchen in ein langsames Verderben gehet, welches auch die festen Theile angreifet, und die Venusseuche gebieret. 3) Wann die ganze Masse des Bluts in ein schleuniges Verderben gehen will, als da in der Pest, in Fleckfiebern, und in andern schweren hitzigen Fiebern geschiehet. 4) Wann die ganze Masse des Bluts nach und nach, und also langsam, es geschehe durch Veranlassung einer schädlichen Wartung des Leibes, schädliche Kost, schädliche Witterung, Ansteckung oder vorhergegangene Krankheiten, in ein Verderben gehet, das wir den Scorbut nennen.

§. 7. Die vorhergehenden drey letzten Arten des Verderbens des Blutes folgen oft eine auf die andere. Die erste aber, die Krätze, nähret sich von ihren Ursachen, kalter, nasser Witterung, schädlicher Kost, schlechter Wartung des Leibes, oft lange, ohne dem ganzen Leibe Gefahr und Untergang zu drohen. So lange als die Haut nur allein von dem scharfen Wasser angefressen wird, so lange ist die Krätze kein wahrer Scorbut. Weil aber die Krätze der vielen nassen und kalten Witterung der nordischen Luft zugeschrieben wird, und der Scorbut öfterer in nordlichen Gegenden einfällt, in den nordischen Ländern auch mehr an gesalzenem Fleisch und Fischen verzehret wird, als in den südlichen Ländern, so haben einige behaupten wollen, der Scorbut wäre in Norden einheimisch, endemisch; allein es hat sich sowohl die schwedische Akademie zu Lund in Schonen, als die Rostockische Akademie, jede in einer besondern Schrift dagegen gesetzet und bewiesen, daß das salzige an Fleisch und Fischen bey ihnen keinen Scorbut mache; obwohl sie nicht läugnen können, daß der Scorbut bey ihnen zuweilen auch einkehre, wie dann das öffentliche Zeugniß in den Ephemer. oder Actis Nat. Curios. von einem schweren Scorbut der schwedischen Armee in Schonen, darlieget, welches der schwedische Feld-Medicus Below denenselben

einverleibet hat, in welchem er das Sedum minus vermiculare, welches im Frühling, im sandigten Boden, in gelber Blüthe gefunden wird, rühmet.

§. 8. Daß die drey letzteren Arten des Verderbens des Blutes, deren im 6. §. gedacht worden, leicht auf einander folgen, haben schon längst aufmerksame Aerzte bemerket, und daß auf einen schweren Scorbut, die Pest zuweilen folge, haben wir in diesem Seculo, zweymal bey uns gesehen. Einmal A. 1710. in Riga, und zum andernmal zu Otzakov A. 1738. Es leben noch viele bey uns, welche A. 1710. in der Belagerung, ihr Leben vor den Bomben, in Kellern und Casernen bewahret haben, dabey aber die feuchte Luft dieser Wohnungen eingezogen, und vermöge der festen Mischung ihres Blutes die Gefahr überwunden haben, daß sie itzo davon noch Zeugniß geben können. Wie viel sind aber von dieser Gesellschaft damals vor Kummer, und eingeschränkter Kost und Getränke schlafen gegangen? Wie wenig sind von denen, welche sich ein Stück Pferdefleisch zum Braten nahmen, übrig geblieben? Die Anfüllung der Stadt mit mehr als zwanzigtausend Menschen, welche aus dem Lande, aus der Vorstadt, und von den Ueberdünschen eingeflüchtet waren, über die gewöhnliche Zahl der Einwohner; imgleichen die Verstärkung der Garnison mit zehntausend Mann, über die gewöhnlichen dreytausend Mann; Diese Anfüllung und Ueberfüllung der Stadt mit Menschen war alleine fähig, den Scorbut zu zeugen, welcher auch in aller Form sich zeigete, und sich bald in Form der Pest bey allen Einwohnern einfand, und die Stadt zur Einöde machte.

§. 9. Zu Otzakov gieng es nicht anders her. Um diese eroberte Stadt nicht in türkische Hände wieder kommen zu lassen, mußten acht Regimenter zur Garnison eingeleget werden. In dieser an sich selbst kleinen, nun von allen Gebäuden durch das Feuer leer gewordenen Stadt, mußten die Soldaten sich in der Erde Wohnungen machen, sich dabey hauptsächlich an Mehlspeisen halten, und dazu das Wasser aus dem Liman, der Mündung des Dniepers trinken. Dieses konnte nichts anders als den Scorbut nach sich ziehen, der bis in den Frühling, in den April von A. 1738. daurete. Es stellete sich aber in demselben Monat auch die förmliche Pest mit Beulen und Carbunkeln ein, welche täglich zunahm, und gegen die Mitte des Junius, am heftigsten war, so, daß täglich beynahe achtzig Mann befielen, mit des Junius Ende aber sich sehr

sehr minderte, und mit Anfang des Julius gar aufhörete; in der Ukraine aber zu gleicher Zeit sich bezeigete. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß bey Riga sowohl, als zu Otzakov die Luft an sich mit Pestdünsten angefüllet mag gewesen seyn, weil die Pest auch über die Zeit der Belagerung, und schlechter Wartung der Otzakovschen Garnison ohne Belagerung, in denen Gegenden graßirte, allein es war doch bey beyden eine Vorbereitung durch den Scorbut geschehen.

§. 10. Wir können uns von der Grösse dieser Krankheit kein besser Bild machen, als wann wir einige Fälle hersetzen, in welchen sie heftig gewütet hat, und dazu wollen wir diejenige, welche bey uns vorgefallen, zuerst und vor andern wählen. Der erste Fall soll derjenige vom Scorbut seyn, welchen die sächsische Garnison A. 1701. in Dünamünde erlitte, als sie von den schwedischen Truppen belagert war. Wir haben den Aufsatz davon, von dem damaligen sächsischen Garnisons-Medico, Doctor Büchner, nachmaligen Leib-Medico der Hochsel. Kayserin Anna, so lange als sie Herzogin von Curland war, welchen er in seiner, in Holland gehaltenen Disputation de Scorbuto Dunamundano nachgelassen hat. Der Scorbut heisset es, nahm im September-Monat, als die Schweden uns belagerten, seinen Anfang. Unser Proviant bestand aus gesalzenem und geräuchertem Fleisch, Peckelhering, Brod und Erbsen. Das Wasser zogen wir entweder aus denen in der Vestung vorhandenen Brunnen, oder aus der salzigen Mündung der Düna. Die Soldaten lagen zu 30 bis 40 Mann in einem Gewölbe, ohne Betten, an der Erde, und mit ihren Mänteln bedecket. Sie bekamen hierauf bald eine Mattigkeit, mit Lendenschmerzen, Schlafsucht, Mundfäule, Nasenbluten, Dampf, Lähmung, Contracturen der Sehnen, Aufblähung der Seiten, Blutspeyen und Wassersucht. Einige hatten schwere Verstopfungen des Leibes, worauf zuweilen ein Durchfall oder rothe Ruhr folgete. Einige bekamen täglich abwechselnde Fieber und die gelbe Sucht. Andere gar Beulen und Carbunkeln unter den Achseln und an andern Theilen. Schier allen fiel das Haar vom Haupte. Diejenigen, welche vormals Wunden an ihrem Leibe gehabt hatten, oder welchen gar ein Gliedmaß abgeschnitten worden war, denen fingen solche Wundenstellen bald an zu schweren. Bey allen wurden die Schmerzen gegen die Nacht heftiger. Wann man ihnen zur Ader ließ, so zeigte sich die Schärfe des Bluts dermassen, daß die meßingenen Becken davon mit

Grünspan angegriffen wurden. Die gesunkenen Krankenwärter wurden von demselben Scorbut innerhalb zwey Wochen angesteckt. Hiebey war ein gänzlicher Mangel an aller Arzney. Die Noht aber lehrete uns gleich wie wir uns von den wenigen Pferden, die wir hatten, Braten und Fricassen zubereiteten, so auch von dem Mark ihrer Knochen eine Arzney finden. Wir legten von dem Mark einen Löffelvoll zu einer guten Portion warmen Bieres, tranken dieses mit Appetit, und schmiereten die Beulen und grossen Flecken damit. Der innerliche Gebrauch dieser Arzney war gar deutlich von grossem Nutzen, dann man hatte kaum zwey bis dreymal es gebrauchet, so verloren sich die Contracturen mit den Schmerzen, und der Kranke konnte aufrecht stehen; sonderlich that es denen am besten, die darnach ofnen Leib, oder eine Art von Gicht bekamen. Diese Cur gerieht bey hunderten. Als die Vestung sich im Frühling ergab, wurden die übrigen durch die Arzney, die wir von Riga bekamen, als verschiedene Scharbuks-Kräuter, Essentia lignorum, Spiritus fuliginis, und andere Mittel unter Beyhülfe des Knoblauchs und Meerrettigs, welches letztere in Bier geweichet und getrunken, auch äusserlich zur Vertreibung der Flecken angewandt wurde, glücklich geheilet. Wir bedienten uns auch zum Schweiß der Badstuben, die wir in dem Kurischen Flecken Slosk, nahe bey Dünamünde fanden, mit grossem Nutzen.

§. 11. Der heilsame Gebrauch des Marks der Pferdeknochen wurde in selbigem Jahre, in der auch von den Schweden belagerten Stadt Thorn bestätiget. Die Belagerung daurete auch so lange, bis die Garnison an Lebensmitteln Mangel litte, und ihre Zuflucht zum Pferdefleisch nehmen mußte. Als nun der Scorbut sich auch mit Macht, zugleich wegen vorher gelittenen Mangels und grosser Einschliessung, einfand, und einige von der Garnison, die vorher in Dünamündischer Belagerung gewesen waren, sich erinnerten, daß das Mark der Pferdeknochen ihnen so heilsam gewesen war, so grif man auch zu dieser Arzney, und nachdem man von den Lenden die Bratstücke abgeschnitten, suchte man aus den Knochen das Mark, und brauchete es mit gleichem Glück, als zu Dünamünde oder Augustusburg, wie es die Sachsen damals auf eine kurze Frist umtauseten. Es wäre hiebey eine Frage zu thun, ob nicht diejenigen Völker, welche das Pferde- und ander rohes Fleisch essen, die besten wären, eine lange Bloquade auszuhalten, indem ihnen nur eine gute Anzahl Pferde und ein grosses Haber-Magazin nöthig wäre.

§. 12.

§. 12. Nach diesem grossen Scorbut wollen wir einen andern wichtigen anführen. Die Holländer und Engländer haben schon längst einen kürzern Weg, als den bisherigen, um die Spitze von Africa herum, nach China, und den Ostindischen Inseln und Japan gesuchet, um von daher den Thee, Porcellain, Rhabarber, Seide, Pfeffer, Zimmet und allerhand hundert andere Waaren, deren wir gröstentheils wohl entbehren, und so gut bey guter Gesundheit, alt werden könnten, als unsere Vorfahren vor der Entdeckung dieser Länder gewesen; und diesen haben sie in dem nordlichen Meere zu finden geglaubet; daher dann ein Versuch deswegen im vorigen Seculo schon geschehen, daß ein Holländisches Schiff zu dem Ende auf Nova Semla überwinterte, um bey dem angehenden Frühling den Weg ostwärts nach Japan und China zu finden. Allein sie sind daselbst alle am Scorbut gestorben, wie solches ihr nachgelassenes Tagebuch gelehret hat. Daß die Engländer auch noch vor sich solchen Weg in Nord-America, durch die Hudsonsbay suchen, ist bekannt. Wann aber eine Nation zu so einem kurzen Weg sich Hofnung machen kan, so ist es die Rußische, weil sie mit China, zu Lande, Gränzen und schon ein uraltes Commercium hat: ja vielleicht einmal durch eine Verbindung der zwischen diesen grossen Reichen fliessenden Ströme, innerhalb Landes, sich zu Commercien vereinigen kan. Unterdessen, so wurde A. 1735. auch eine Expedition vorgenommen, um durch die Nordsee einen Weg dahin zu suchen. Es wurde ein See-Officier mit fünf und funfzig Mann und einem Chirurgo beordert, den grossen sibirischen Lenastrom, in der Jakutskischen Provinz, hinab und hinaus zu fahren, um zu versuchen, ob nicht in der offenen See ein Weg rechter Hand, östlich, nach Kamtschatka, oder um dasselbe nach China führete, oder wohin ihre Instruction eigentlich gerichtet war. Von dieser Expedition wurde von dem dabey bestellten Chirurgo, in folgendem Jahre ein Bericht an die Medicinische Canzeley zu St. Petersburg gesandt, folgenden Inhalts:

Wir kamen im Augustmonat an die Mündung des grossen Lenastroms, fanden aber allda schon viel Trieb-Eiß vor uns, welches uns die Ausfahrt verhinderte. Das Ufer allhier war ein flaches Land, nach dem Augenmaaß von einigen hundert Wersten. Die Erde dieser Fläche war ein magerer Lehm, der doch auch nur von oben etwa eine viertel Elle weich, und zu stechen war. Unter diesem war alles ein gefrornes Eiß. Obgleich auf dieser grossen Fläche nichts grünes zu sehen war, so fand man doch grosse Hausen von Tannen und Lerchenbäumen, Listwenitza, die von andern

Gegen-

Gegenden bisher getrieben waren. Weil wir nirgends weiter hin konnten, so baueten wir uns von diesem Holze Häuser, und in deren Zimmern Oefen: weil aber der Lehm dazu sehr mager war, so mußten die Wände der Oefen beynahe eine Elle dick gemachet werden; weil wir aber dennoch von den Oefen nicht grosse Wärme, und doch vielen Dunst hatten, so baueten wir auch Kamine, an welchen wir uns besser wärmen konnten. Die Kost der Matrosen war monatlich 30 Pf. Roggen Mehl, 5 Pf. Habergrütze und 1 Pf. Salz. Das Wasser zu unser Speise und Getränke mußte von geschmolzenem Schnee genommen werden. Mit dem Ende des Octobermonats fingen unsere Leute an zu kränken. Sie wurden von einem scorbutischen Fieber mit einem Dampf ergriffen, wobey einige die güldne Ader, und einige dabey Blutharnen bekamen. Diejenigen, welche von ihren alten Wunden Narben behalten hatten, die bekamen zugleich Planzaus grosse Schmerzen daran. Einige fielen in die Schlafsucht. Andere waren dabey sehr verstopft, und hatten doch heftige Drängungen zum Stul: eine doppelte Dosis einer Purganz würkete ihnen kaum ein weniges. Im December war das gröste Sterben, und das Wetter dabey so stürmisch, daß niemand sich dabey aus dem Hause wagen durfte, weswegen wir auch unsere Todten eine ganze Woche lang unverscharret liegen lassen mußten. Mit dem Ende des Jahrs waren unserer nur acht am Leben, der Lieutenant, der Chirurgus und sechs Gemeine; welche, obgleich sie itzo nur alle einerley Proviant und Portions, wie oben gemeldt, zur Kost hatten, und dabey Verstopfung litten, sich am meisten zum Kaminfeuer gehalten, am wenigsten aber und zwar nur vier Stunden in Tag und Nacht, und dabey bey möglichem Wetter, sich an der Luft beweget hatten. Dem ohngeachtet fingen einige dieser acht Personen mit dem Anfang des Februars auch an krank zu werden; doch nun mit mehrer Erträglichkeit, weil zu selbiger Zeit die wiederkehrende Sonne uns erfreuete und stärkete: wir auch endlich im Märzmonate, auf einen weiten Weg von unserm Standquartier einige Tannen entdeckten, von deren Spitzen und Sprossen wir uns einen Trank kochten, um uns zu helfen. Unterdessen geschah es, daß einem unter uns, der auch schon geschwollene Beine hatte, mit welchen er herum lief, einer von denen, in diesen Wüsten zerstreuet wohnenden Jakuten begegnete, und als er diesen unsern Kranken sahe und betrachtete, ihn zu sich in seine Hütte führete, und ihn aus seiner Fischgrube mit einigen rohen Fischen beschenkte, die er nicht nur also wie sie waren, mit gutem Appetit zu grossen Erquickung selbst aß, sondern auch aus des Jakuten Freygebigkeit einige Portions für die andern Kranken nach Hause brachte; daß also vermittelst dieser Speise, und der täglich sich mehrenden Wärme der Sonnen diese acht Personen glücklich genasen, und ihr betrübtes Winterquartier gesund verliessen.

(Die Fortsetzung künftig.)

XXV. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Fortsetzung

Von dem Scorbut.

(Siehe XXIV. St.)

§. 13.

Die vorhergehenden scorbutischen Geschichte sind wohl allerdings für schwer und hart zu halten; und von dieser Art mögen wohl allemal diejenigen gewesen seyn, die auf der See, auf sechzig oder weniger Grade der Nordlich- oder Südlichen Breite vorgefallen sind, deren der Admiral Anson in seiner Reise um die Welt gedenket, (welchen wir auch bald anführen werden) sonderlich, weil beyde angeführte Scorbute an den Mündungen des Meeres vorgefallen sind, bey welchen die Seeluft den Schaden vergrössert, welchen der Mangel der guten Lebensmittel hauptsächlich verursachet hatte. Allein die Pariser Memoires von A. 1699. gedenken eines Scorbuts, der bey ihnen in einem temperirten Clima, und weit vom Meere, sich in gedachtem Jahre eingefunden, welcher viel erschrecklicheres in sich hält. Auf den sehr strengen Winter des gedachten Jahres, fand sich gegen den Frühling ein sehr strenger Scorbut, in Frankreich, am meisten aber um die Gegend von Paris ein. Es war um selbige Zeit eine grosse Theurung an Brod, sowohl des Krieges wegen, welcher keine Zufuhr von andern Orten erlaubte, als auch weil das Getreyde das Jahr vorher nicht wohl gerathen war; so, daß jedermann ein kummervolles Gemüth hatte. Der König hatte Glück in seinen Kriegen, und die Unterthanen schrien Victoire et Famine, nach einem damaligen gedruckten Aufsatz. Viel Menschen waren also genöthiget, währenden Winter, sich mit allerhand Speisen zu nähren, wann sie auch schädlicher Art waren, um

Gegenden bisher getrieben waren. Weil wir nirgends weiter hin konnten, so baueten wir uns von diesem Holze Häuser, und in deren Zimmern Oefen: weil aber der Lehm dazu sehr mager war, so mußten die Wände der Oefen beynahe eine Elle dick gemachet werden; weil wir aber dennoch von den Oefen nicht grosse Wärme, und doch vielen Dunst hatten, so baueten wir auch Kamine, an welchen wir uns besser wärmen konnten. Die Kost der Matrosen war monatlich 30 Pf. Roggen Mehl, 5 Pf. Habergrütze und 1 Pf. Salz. Das Wasser zu unser Speise und Getränke mußte von geschmolzenem Schnee genommen werden. Mit dem Ende des Octobermonats fingen unsere Leute an zu kränken. Sie wurden von einem scorbutischen Fieber mit einem Dampf ergriffen, wobey einige die güldne Ader, und einige dabey Blutharnen bekamen. Diejenigen, welche von ihren alten Wunden Narben behalten hatten, die bekamen zugleich Planzaus grosse Schmerzen daran. Einige fielen in die Schlafsucht. Andere waren dabey sehr verstopft, und hatten doch heftige Drängungen zum Stul: eine doppelte Dosis einer Purganz würkete ihnen kaum ein weniges. Im December war das gröste Sterben, und das Wetter dabey so stürmisch, daß niemand sich dabey aus dem Hause wagen durfte, weswegen wir auch unsere Todten eine ganze Woche lang unverscharret liegen lassen mußten. Mit dem Ende des Jahrs waren unserer nur acht am Leben, der Lieutenant, der Chirurgus und sechs Gemeine; welche, obgleich sie itzo nur alle einerley Proviant und Portions, wie oben gemeldt, zur Kost hatten, und dabey Verstopfung litten, sich am meisten zum Kaminfeuer gehalten, am wenigsten aber und zwar nur vier Stunden in Tag und Nacht, und dabey bey möglichem Wetter, sich an der Luft beweget hatten. Dem ohngeachtet fingen einige dieser acht Personen mit dem Anfang des Februars auch an krank zu werden; doch nun mit mehrer Erträglichkeit, weil zu selbiger Zeit die wiederkehrende Sonne uns erfreuete und stärkete: wir auch endlich im Märzmonate, auf einen weiten Weg von unserm Standquartier einige Tannen entdeckten, von deren Spitzen und Sprossen wir uns einen Trank kochten, um uns zu helfen. Unterdessen geschah es, daß einem unter uns, der auch schon geschwollene Beine hatte, mit welchen er herum lief, einer von denen, in diesen Wüsten zerstreuet wohnenden Jakuten begegnete, und als er diesen unsern Kranken sahe und betrachtete, ihn zu sich in seine Hütte führete, und ihn aus seiner Fischgrube mit einigen rohen Fischen beschenkte, die er nicht nur also wie sie waren, mit gutem Appetit zu grossen Erquickung selbst aß, sondern auch aus des Jakuten Freygebigkeit einige Portions für die andern Kranken nach Hause brachte; daß also vermittelst dieser Speise, und der täglich sich mehrenden Wärme der Sonnen diese acht Personen glücklich genasen, und ihr betrübtes Winterquartier gesund verliessen.

(Die Fortsetzung künftig.)

XXV. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Fortsetzung

Von dem Scorbut.

(Siehe XXIV. St.)

§. 13.

Die vorhergehenden scorbutischen Geschichte sind wohl allerdings für schwer und hart zu halten; und von dieser Art mögen wohl allemal diejenigen gewesen seyn, die auf der See, auf sechzig oder weniger Grade der Nordlich- oder Südlichen Breite vorgefallen sind, deren der Admiral Anson in seiner Reise um die Welt gedenket, (welchen wir auch bald anführen werden) sonderlich, weil beyde angeführte Scorbute an den Mündungen des Meeres vorgefallen sind, bey welchen die Seeluft den Schaden vergrössert, welchen der Mangel der guten Lebensmittel hauptsächlich verursachet hatte. Allein die Pariser Memoires von A. 1699. gedenken eines Scorbuts, der bey ihnen in einem temperirten Clima, und weit vom Meere, sich in gedachtem Jahre eingefunden, welcher viel erschrecklicheres in sich hält. Auf den sehr strengen Winter des gedachten Jahres, fand sich gegen den Frühling ein sehr strenger Scorbut, in Frankreich, am meisten aber um die Gegend von Paris ein. Es war um selbige Zeit eine grosse Theurung an Brod, sowohl des Krieges wegen, welcher keine Zufuhr von andern Orten erlaubte, als auch weil das Getreyde das Jahr vorher nicht wohl gerathen war; so, daß jedermann ein kummervolles Gemüth hatte. Der König hatte Glück in seinen Kriegen, und die Unterthanen schrien Victoire et Famine, nach einem damaligen gedruckten Aufsatz. Viel Menschen waren also genöthiget, währenden Winter, sich mit allerhand Speisen zu nähren, wann sie auch schädlicher Art waren, um

ihren Hunger zu stillen. Dieses so übel besorgete Blut konnte also nicht anders, als verdicket werden, und in eine scorbutische Fäulung gehen. Das grosse Pariser Hospital l'Hotel Dieu, das auf viel tausend Kranke eingerichtet ist, wurde von den Scorbut-Kranken bald angefüllet, und man mußte andere Hospitäler und Klöster zu Hülfe nehmen, um die Kranken zu bergen.

§. 14. Die Zufälle, welche diesen Scorbut begleiteten, waren heftiger als die gewöhnlichen, denn gleich wie es gewöhnlich ist, daß bey schwerem Scorbut die Knorpel der Knochen an Händen und Füssen so angefressen werden, daß sie ihre Schmeidigkeit verlieren, und ein Geräusche geben, wann man sie rühret und beweget, so war es bey diesem Scorbut ungewöhnlich, daß die Knorpeln des Brustbeins (des Sternum) ein Geräusche gaben, wann die Kranken Athem holeten, weil sich die Knorpeln von den Knochen der Ribben abgelöset hatten.

§. 15. Dies war auch kein Wunder, weil das inwendige Wesen der Ribben in solche Fäulniß gerothen war, daß wann man die Ribben zwischen den Fingern drückte, das inwendige wie ein Eiter heraus lief, und nur die knochigten dünnen Blätter nachblieben. Doch konnte man das Knochengeräusch an denen zur Bewegung gebräuchlichen Gliedern stärker hören, als das Geräusch des Brustknochens, weil an ihnen selbst der knöcherne Anwachs ganz vom Knochen abgelöset war, die Knochen aber schwarz und zernager, und die Bänder derselben vom scharfen gelben Blutwasser angefressen waren. Die Lympha der scorbutischen Leichen war so beissend, daß sie nicht allein die Hände derer, die die Leichen öfneten, anfraß, sondern der an ihre Gesichter schlagende Dunst der Leichen, machte auch an ihnen Entzündungen und Schwärungen. Einigen Kranken war das Athemholen so schwer, daß sie plötzlich starben, obgleich man nichts Wassersüchtiges an ihrer Brust fand. Es waren aber die Lungen mit dem Herzbeutel, dem Ribbenfell und dem Zwergfell dermassen zusammen, und in einander gewachsen, daß es eine Masse zu seyn schiene. Auf diese Weise konnten also die geschwächten und zusammen gedruckten Lungen die Luft weder einziehen, noch wieder auslassen. Es starben aber auch einige plötzlich, an denen man dieses nicht argwohnen konnte; und bey denen waren die Herzohren vom verdickten Blut Faustgroß ausgedehnet, wodurch sie unversehens schleunig sterben mußten. Ein junger Mensch, an welchem nichts gefährliches anzusehen war, starb plötzlich, und man fand

fand sein Herz rund um stark ulceriret. Obgleich einigen anfänglich nur das Zahnfleisch etwas schwürig wurde, so fanden sich doch auch bald Geschwülste, und dann blaue Mähler am Leibe, als Vorboten des Todes. Einigen wurden die Hüften, Arme und Beine ganz schwarzroth, als wann sie verbrannt wären, und darunter steckte schwarzes geronnenes Blut. Einigen waren die Musculn so hart wie Holz, von dem in ihnen verhärteten Blute, daher ihnen die Beine zusammen gezogen wurden, daß sie solche nicht ausstrecken konnten. Alle die Flecken und Mähler, sie mögen blau, roth, gelb oder schwarz gewesen seyn, waren nichts anders, als ein aus seinen Adern ausgetretenes Blut: die Farbe desselben war entweder von der Beymischung der Galle oder von der eignen Mischung des Bluts. Einige junge oder alte, manns- oder weiblichen Geschlechts, bekamen einen heftigen Durchfall, von welchem nur die starken Personen genasen, die Schwachen giengen darauf. Einige alte bekamen heftiges Nasenbluten, an welchem sie starben. Da das Blut der Alten ohnedem flüßiger und wässeriger ist, als das Blut der Jungen, so mußte solches, da es nun gar corroswisch geworden, desto leichter die Adern zernagen. Alle diese Leute hatten starken Appetit bis an ihr Ende: die scharfen Feuchtigkeiten, die sich auch in ihrem Magen sammleten, erregten in ihnen einen beständigen Hunger.

§. 16. Ein Mann hatte eine Art eines Karbunkels auf seinem Fußblat, und seine Lippen und Naselöcher waren dabey gespalten; aus seiner Nase aber floß ihm ein stinkendes Wasser. Er lebte in diesem sterbenden Stande eine lange Zeit; seine Leiche war zu fürchterlich um geöfnet zu werden. Es waren einige von 18 bis 20 Jahren, (wie dann meistens junge Leute von dieser grausamen Krankheit angegriffen worden sind) die an ihren Sinnen ganz betäubet waren, unempfindlich und ohne Bewegung: sie hielten den Mund offen, die Augen waren ihnen eingefallen, und sie waren mehr den Bildsäulen, als den Menschen ähnlich: an diesen sahe man schier nichts, als ein schwüriges Zahnfleisch; die Haut war an ihnen gesund und gut, ohne Flecken, ohne Härte. Dem ohngeachtet, so waren ihre Musculn vom kalten Brand und von faulen schwarzen Blut so erweichet, daß man, wann man sie angrif, ganze Stücke faul Fleisch in die Hände bekam. Einigen entstanden kleine Geschwülste am Leibe, die täglich grösser wurden: man schmierete zur Linderung erweichende Salben auf dieselben, und wann sie aufbrachen, so kam ein geronnenes Blut heraus:

man legte die Salbe wieder auf und darauf fand sich mehr solch Blut; dies wurde so lange continuirt, bis die Geschwulst kein verdicktes Blut mehr gab, worauf der Kranke genaß. Blasenziehende Mittel durfte man nicht brauchen aus Furcht eines gewissen kalten Brandes. Man fürchtete sich auch Brechmittel zu geben, vermuthlich, eines vielleicht schon angefaulten Magens wegen. Vielen entstand an den Backen ein weisses Geschwür, welches man gleich mit dem Vitrilspiritus wegbeitzen mußte, sonst wurde es bald blau, schwarz und stinkend, und fraß den Backen weg, daß man die Zähne sehen konnte. Welche über den ganzen Leib aufgeblasen waren, denen hat man abführende Sachen, Clystire und Julepen wider die Schärfe gegeben. (Dies ist alles, was in dem Bericht angeführet wird von denen Arzeneyen, die wider eine so grausame Krankheit gebraucher worden sind.)

§. 17. Im April bis zum Anfang des Junii besserte es sich mit vielen Kranken. Es verloren sich an ihnen die Flecken, Geschwulste und Härte, so, daß sich die meisten zum Ausgange aus den Hospitälern anfertigten: allein die darauf folgende grosse Sommerhitze brachte viele wieder auf das Bett, ihre Beine und Hüften wurden schwarz, es kam mit ihnen weder zum Schweiß, noch zum Urin, und die meisten starben. Das merkwürdigste bey dieser schweren Krankheit war dieses, daß das Gehirn dieser unglücklichen Kranken gesund und gut blieb. (Vermuthlich weil von dem faulenden Blut ein flüchtiges Salz entstanden, welches den Bau und die Fiebern desselben, die ohnedem von den groben Fiebern und Faden des Leibes ganz unterschiedener Art sind, erhalten hat.)

Wir finden unterdessen den Scorbut mit einer Pest in vorgehendem Bericht so genau verbunden, daß, wann uns Europäern der Scorbut mit allen seinen Eigenschaften nicht genau bekannt wäre, wir diesen Pariser Scorbut, gleich denen Griechen zu Athen, nach der Beschreibung des Lucretii, aus welchem die Pariser Memoires einige Verse der Gleichheit wegen anführen, für eine wahre Pest halten würden.

§. 18. Dies sind die Vorfälle des Scorbuts die zu Lande geschehen sind: denn obgleich wir den Dünamünder- und wann ichs so nennen darf, Lenamünder- und Dniepermünder-Scorbut bey Ozakow wohl zu einem See-Scorbut rechnen können, so war bey diesen doch der Vortheil, daß die Kranken mehrern Raum hatten, und weniger stinkende Luft ein-

einathmen durften, als die, welche auf der See, in dem faulenden Bauch eines Schiffs eingeschlossen sind. Wir wollen also kürzlich einige Nachrichten vom See-Scorbut liefern, und zuerst denjenigen, den der Admiral Anson, an seinem Schifsvolk erlitten, als er die Spanier in Süd-America bekriegte, und dabey Gelegenheit bekam, rund um die Welt zu segeln. Nachdem er vier Monat auf der Südsee gewallet, und auf dem 60sten Grad Süder-Breite kam, so starben ihm im April, am Scorbut viele Matrosen; die meisten aber im May und bis zur Mitte des Junius. (Eben wie in der scorbutischen Pest zu Ozakov §. 9.) Alle die vormals Wunden bekommen hatten, denen brachen die alten Wundenstellen auf, und viele, dem Ansehen nach, gesunde Menschen, fielen unversehens nach einer kleinen Bewegung, todt nieder. Man landete endlich an der Insel Juan Fernandez, und ließ sich, ehe alles auf die Insel austratt, vorher gemeines Gras und Fische ins Schiff bringen, welches ihnen allen zur Erquickung dienete. Nach einer kurzen Veranstaltung aber wurden die Kranken ans Land gebracht, von denen doch viele im Both schon starben, und als im Bothe des Charons ihre Seelen hinüber schickten. (Ein gleiches wurde von dem Ozakovschen Scorbut berichtet, wann man die Kranken aus den Böthen aufs Land tragen wollte.) Diejenige, welche lebendig hinüber kamen, fanden auf der Insel, außer dem gemeinen Grose, die Kresse, Rüben und andere Erdgewächse, dabey auch Ziegen und die schönsten Fische, wodurch sich viele Kranken erholten, viele aber noch bis zum zwanzigsten Tag kränketen und starben. Nachdem sie sich drey Monat auf der Insel aufgehalten, begaben sie sich wieder zur See, befielen aber nach einer langen Rückreise, im folgenden Jahre, im Maymonat, auf dem zwanzigsten Grade Norderbreite, wieder mit dem Scorbut, obgleich sie diesmal sowohl mit bessern Speisen, als auch bald mit Fluß- bald mit Regenwasser sattsam verforget waren. Doch als sie bald darauf wieder auf einer Insel ihre Kranken aussetzen könnten, so hat sie der Scorbut wieder verlassen.

§. 19. Wir wollen noch einen See-Scorbut aus unserer Gegend anführen. A. 1741. segelten im Maymonat, vier Kriegsschiffe aus dem Revalschen Hafen nach Archangel. Es hatte sich zwar der Scorbut schon im Hafen geäußert, als die Schiffe aber in See giengen, wurde er stärker unter den Matrosen. Man landete zwar zu Copenhagen, und versorgte sie mit frischem Fleisch, worauf die Krankheit auch

einigermaßen nachließ: als man aber zum Nordcap anlangete, und die daselbst beständigen nassen Nebel einathmete, so bekamen die Matrosen bald böse Flußfieber, Pleureste und Brustbeklemmungen, daß ihrer viele eilig starben. Der von denen Schiffs-Chirurgis, auf Erfordern der Medicinischen Canzeley, hievon eingegebene Bericht lautete dermassen: 1) Im May wären schon sehr kalte trockene Winde vorhanden gewesen. 2) Die Matrosen hätten dem ohngeachtet schon ihre Sommerkleider getragen. 3) Die meisten waren junge Leute, und nicht der Seeluft, vielweniger der Nordsee-Luft gewohnt gewesen. 4) Wegen der Kälte hatten sie sich, die meiste Zeit unten im Schiff und zwar in ihren nassen Kleidern halten und die stinkende Luft einziehen müssen. 5) Dieser Unbequemlichkeit wegen hätte man sie mit keiner Arzney zur Transspiration zu bringen wagen dürfen, sondern ihnen nur die gewöhnlichen Kräutertränke gegen den Scorbut gegeben, und Tannensprossen in Bier gekocht zur Bähnung gegen die Contracturen gebrauchet.

§. 20. Gleichwie im vorhergehenden §. über die Kälte und die dadurch verhinderte Transspiration geklaget wird, so klaget ein Engländischer Chirurgus Bisset, der vom Scorbut, zum Dienst der Schiffahrt, A. 1755. ein Buch geschrieben, über die grosse Transspiration, welche seine Landsleute zum Scorbut bringet, wann sie nach Jamaica reisen. Er sagt, wann sie von Madera (einer an der Africanischen, schon ziemlich warmen Luft, liegenden Insel) abreisen, so befinden sich die Schiffsleute in bester Gesundheit, wie bald sie aber auf dem Meer mehrere Sonnenhitze leiden, so wird an ihnen die Haut aufgelöset, die Hitze machet an ihnen das Fett flüßig, und sie sind in stetem Schweiß, sonderlich bey einer etwas starken Bewegung. Wann sie nun der Linie näher kommen, und die Sonne beynahe ihnen gerade über dem Haupt stehet, so nimmt solches zu, so gehen alle Feuchtigkeiten, böse und gute, durch die Haut, die Adern fallen dann ein, der Umlauf des Bluts gehet langsamer, der Schweiß höret auf, die Kräfte verfallen, und auf dem Fortgang der Reise fallen sie in hitzige Fieber. Wann sie nach 6 oder 7 Wochen zu Antigoa anlanden, so ist der Scorbut schon in aller Heftigkeit, und die Menge der Kranken vorhanden, bis sie endlich Jamaica auch erreichen. Die Krankheit nimmt eine verschiedene Art an, nach der Leute verschiedener Stärke, nach vorriger festen Gesundheit, verschiedener Speise und Trank, verschiedenem Quartier im Schiff, verschiedener Jahreszeit und Witterung. Wann sie

sie aber nur ein Jahr daselbst ausgehalten, und ihr Fleisch von der heissen Luft etwas härter geworden, so habe es keine Noth.

§. 21. Alles was im vorhergehenden bishero vom Scorbut angeführet worden, wäre nicht nöthig gewesen weit zu suchen, weil wir solches manchs Jahr in unsern Hospitälern erfahren: es ist aber doch dienlich hieraus zu sehen, wie mühsam auch in andern Weltgegenden dieser schweren Krankheit gesteuret werde. Der Landsoldat ist eben denen Ursachen unterworfen, denen der Seesoldat unterworfen ist. Da wir eben von dem heftigen Schweiß geredet, welcher die Seeleute entkräftet und dem Scorbut überliefert; wie oft wird nicht der Landsoldat durch Märsche und Kriegsübungen zu einem entkräftenden Schweiß, und oft bey kalter, nasser Witterung gebracht? Gleichwie die Matrosen oft in einem Schiff überfüllet liegen, so liegen die Soldaten in Belagerungen überfüllet. Ein Soldat ist starkem Frost mehr unterworfen, als ein Matros. Er verlieret oft seine Gliedmassen dabey. Es fällt zuweilen vor, daß der Proviant aufm Lande seine Güte so wenig hat, als der auf dem Schiffe. Wann die Luft aller Menschen Blut zum Scorbut verdicken will, sind sie nicht der Luft mehr unterworfen als andere? Von dem Fall, da ihnen eine abwechselnde gesunde Speise und gesunde Kräuterkost gefehlet, und sie ungewohnter Thiere Fleisch essen müssen, wollen wir schweigen, wie dann auch Gottlob ein solcher pestilenzialischer Scorbut, als die Pariser erlitten, nicht bey uns erhöret worden. Ein Landsoldat hat dennoch vor einen Seesoldaten, die Belagerungen und weite Feldzüge, in welchen es schlechte Lagerstätte gegeben, ausgenommen, vieles voraus. 1) Weil er zwischen der einfallenden bösen Witterung zuweilen eine gesunde Luft schöpfen kan, da jener allemal die dicke Seeluft einathmet. 2) Weil er sich der Wärme, Reinlichkeit und Badstube bedienen kan. 3) Weil er sich zuweilen frisches Fleisch, Fische, Lauch, Zwiebeln und andere Kräuter anschaffen kan. Doch wollen alle diese Vortheile nicht allemal helfen. Er fällt, sonderlich nach langen Wintern in den Scorbut, in eine Kranckheit, von welcher der Baur nicht weiß, und die er auch nicht kannte, so lange als er ein Baur war. Die Ursache lieget also in seiner veränderten Lebensart, die ihm ein Blut gebracht, welches dem Scorbut unterworfen ist. Er war vorher sein eigner Herr, ein Idiot nach griechischer reputirlicher Deutung; er kannte weder einen Corporal noch Sergeanten; er schlief so lange er wollte; er kleidete

sich

sich wie er wollte; er lebte wie ein ruhiger Idiot, wie sein eigner Herr.

§. 22. Wir haben vor weniger Zeit in dem beliebten Hamburgischen Wochenblatt, dem Arzt, gelesen, daß der Mangel der Bewegung daran Schuld sey, wann der Scorbut auf den Schiffen regiere, und solches hat man mit den Matrosen der Kriegsschiffe in Gegenhalt der Matrosen der Kauffartheyschiffe beweisen wollen, und zwar, daß, weil die Kriegsschiffe gemeiniglich viele Mannschaft führeten, die Regierung der Schiffe aber so viele Leute nicht erfodert, deswegen allemal viele derselben ohne Bewegung wären und sich dem Schlafen ergäben, davon aber ihr Blut in Fäulniß setzeten: da hingegen die Kauffartheyschiffe nur wenige Mannschaft führeten, die da wechselsweise öfters bey der Hand und in Bewegung seyn müssen. Allein es stecket unter diesem Satz eine mangelhafte Ueberlegung der Ursachen, darum ist der Schluß unrichtig. Ein Matros eines Kauffartheyschiffes ist auch ein Idiot, er nimmt freywillig den Dienst auf eine kurze oder lange Reise an, doch gemeiniglich lieber die kurzen. Er bringt ein fester Blut zu Schiff von der guten Nahrung, die er sich den Winter durch, zu Lande, in der Landschaft geschaffet, welches der Seeluft besser widerstehen kan. Er kleidet sich wärmer und reinlicher, und weil ihrer weniger sind als in einem Kriegesschiffe, so ist die Luft im Schiffe auch so böse nicht, und er hat also schon ein besser Quartier, als jene. Daß der Mangel der Bewegung der Kriegsmatrosen, die sich verstecken, am Scorbut nicht schuld sey, siehet man an den Officieren der Kriegesschiffe, welche ohne sonderliche Motion leben, und doch selten vom Scorbut leiden. Eben wie die Officiers zu Lande: sie verwahren alle aber ihr Blut besser wider den Scorbut, als die Matrosen und Soldaten es thun können, es wäre dann, daß sie auch kümmerlich lebten.

(Der Schluß nächstens.)

XXVI. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Schluß Von dem Scorbut.

(Siehe XXIV. St.)

§. 23.

Daß die Landluft denen, welche auf der See den Scorbut bekommen, sehr zuträglich sey, ist leicht zu erachten. Weil sie dünner als die Seeluft ist, so dringet sie besser ins Blut, und verhindert dessen Verdickung, welche die Seeluft bewirket. Wie stark sich aber die Seeluft mit dem Blut der Matrosen vereinigen kan, durch eine lange Reise, und wie schwer dieselbe heraus zu bringen sey, haben wir an des Admiral Ansons Matrosen gesehen, da das Sterben unter ihnen erst nach zwanzig Tagen der geschehenen Landung aufhörete. Es ist zwar allerdings die Seeluft alleine nicht Ursach an dem verdickten Blute im Scorbut, sondern es trägt ein vieles dazu bey der Aufenthalt der Matrosen in der stinkenden Luft des Schiffraums, denn sonst müßten alle Einwohner der kleinen Insuln, welche mehr See- als Landluft einhauchen, beständig am Scorbut liegen. Sie leben aber auch in einem Idiotismo, einem grossen Präservativ. Unterdessen kan man der Landluft im Frühling, bey anwachsendem Grase, und mehrerer Sonnenwärme, welche die gesunden Dünste zum Einathmen erhebet, auch zugleich eine gesunde Bewegung der innern Theile unsers Bluts wirket, den grossen Nutzen zur Beförderung der Gesundheit nicht absprechen, weswegen dann die am Scorbut kränkenden allemal so bald es möglich, aus der faulen Luft der Hospitäler unter Zelte gebracht zu werden pflegen.

§. 24. Es findet sich aber zuweilen auch der Scorbut ein, wann das Blut weder von einer dicken Luft,

sich wie er wollte; er lebte wie ein ruhiger Idiot, wie sein eigner Herr.

§. 22. Wir haben vor weniger Zeit in dem beliebten Hamburgischen Wochenblatt, dem Arzt, gelesen, daß der Mangel der Bewegung daran Schuld sey, wann der Scorbut auf den Schiffen regiere, und solches hat man mit den Matrosen der Kriegsschiffe in Gegenhalt der Matrosen der Kauffartheyschiffe beweisen wollen, und zwar, daß, weil die Kriegsschiffe gemeiniglich viele Mannschaft führeten, die Regierung der Schiffe aber so viele Leute nicht erfodert, deswegen allemal viele derselben ohne Bewegung wären und sich dem Schlafen ergäben, davon aber ihr Blut in Fäulniß setzeten: da hingegen die Kauffartheyschiffe nur wenige Mannschaft führeten, die da wechselsweise öfters bey der Hand und in Bewegung seyn müssen. Allein es stecket unter diesem Satz eine mangelhafte Ueberlegung der Ursachen, darum ist der Schluß unrichtig. Ein Matros eines Kauffartheyschiffes ist auch ein Idiot, er nimmt freywillig den Dienst auf eine kurze oder lange Reise an, doch gemeiniglich lieber die kurzen. Er bringt ein fester Blut zu Schiff von der guten Nahrung, die er sich den Winter durch, zu Lande, in der Landschaft geschaffet, welches der Seeluft besser widerstehen kan. Er kleidet sich wärmer und reinlicher, und weil ihrer weniger sind als in einem Kriegesschiffe, so ist die Luft im Schiffe auch so böse nicht, und er hat also schon ein besser Quartier, als jene. Daß der Mangel der Bewegung der Kriegsmatrosen, die sich verstecken, am Scorbut nicht schuld sey, siehet man an den Officieren der Kriegesschiffe, welche ohne sonderliche Motion leben, und doch selten vom Scorbut leiden. Eben wie die Officiers zu Lande: sie verwahren alle aber ihr Blut besser wider den Scorbut, als die Matrosen und Soldaten es thun können, es wäre dann, daß sie auch kümmerlich lebten.

(Der Schluß nächstens.)

XXVI. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1762.

Schluß Von dem Scorbut.

(Siehe XXIV. St.)

§. 23.

Daß die Landluft denen, welche auf der See den Scorbut bekommen, sehr zuträglich sey, ist leicht zu erachten. Weil sie dünner als die Seeluft ist, so dringet sie besser ins Blut, und verhindert dessen Verdickung, welche die Seeluft bewirket. Wie stark sich aber die Seeluft mit dem Blut der Matrosen vereinigen kan, durch eine lange Reise, und wie schwer dieselbe heraus zu bringen sey, haben wir an des Admiral Ansons Matrosen gesehen, da das Sterben unter ihnen erst nach zwanzig Tagen der geschehenen Landung aufhörete. Es ist zwar allerdings die Seeluft alleine nicht Ursach an dem verdickten Blute im Scorbut, sondern es trägt ein vieles dazu bey der Aufenthalt der Matrosen in der stinkenden Luft des Schiffraums, denn sonst müßten alle Einwohner der kleinen Insuln, welche mehr See- als Landluft einhauchen, beständig am Scorbut liegen. Sie leben aber auch in einem Idiotismo, einem grossen Präservativ. Unterdessen kan man der Landluft im Frühling, bey anwachsendem Grase, und mehrerer Sonnenwärme, welche die gesunden Dünste zum Einathmen erhebet, auch zugleich eine gesunde Bewegung der innern Theile unsers Bluts wirket, den grossen Nutzen zur Beförderung der Gesundheit nicht absprechen, weswegen dann die am Scorbut kränkenden allemal so bald es möglich, aus der faulen Luft der Hospitäler unter Zelte gebracht zu werden pflegen.

§. 24. Es findet sich aber zuweilen auch der Scorbut ein, wann das Blut weder von einer dicken Luft,

noch von böser Kost, noch vom Mangel der Bewegung, etwas leidet, dennoch aber sich gegen den Frühling am zarten Zahnfleisch, als dem zartesten Fleische, das von der Schärfe des Bluts genaget wird, zeiget. So'cher Scorbut ist alleine der verdickenden Winterluft, und dem sehr wenigen belebenden Sonnenschein, bey unsern langen Wintern und kurzen Tagen, und bey unsern mehrern Fleischspeisen, zuzuschreiben. Er kehret aber doch selten bey bequem lebenden Leuten ein, und wann es geschiehet, so wird solchem Scorbut leicht mit dienlichen Mitteln gesteuret, und die übrige Gesundheit bewahret. Es regieren dabey mehrmalen Tertian-Fieber. Die von solchem Scorbut leidenden bleiben zwar dabey auf, aber sie klagen über Spannen der Glieder, des Kopfs und der Kinnbacken; die Zähne werden ihnen auch wohl loß, oder fallen gar aus. Solche scorbutische Witterung kam A. 1737. im Frühling aus der Ukraine nach St. Petersburg, und machte auf wenige Tage, selbst am Kayserl. Hofe alles krank, wich aber durch geringe Schweißmittel und warme Kleidung balde. So'cher Scorbut ist auch vermuthlich derjenige gewesen, welchen nach dem Bericht der teutschen Naturforscher in ihrer Cent. I. II. nur die Frauensleute, und zwar jüngere, nach den kalten Frühlings-Fiebern erlitten.

§. 25. Wie der Scorbut mit allen seinen vielfältigen Zufällen zu heilen sey, würde wegen der Vielfältigkeit derselben, in einem Wochenblat zu weitläuftig fallen. Es mangelt auch nicht an guten Schriften, die solches lehren. Unterdessen so wollen wir doch das Hauptwerk der Cur hersetzen. Es ist derowegen nöthig, daß man die Ursachen, die den Scorbut gezeuget haben, so viel als man kan, meide; als da sind die gesalzenen und geräucherten Fische und Fleisch, alter Käse, und fürnehmlich stinkende Luft; dann obwohl gedachte gesalzene und geräucherte Speisen, bey einer bequemen Lebensart, und zwischen andern Speisen gesund und erquickend sind, so unterhalten sie doch den gegenwärtigen Scorbut. Und ob wohl mancher dennoch bey solchen schlechten Umständen erhalten wird, so bleiben doch die Contracturen viele Jahre, weil die Fiebern der Sehnen in ein ander gewachsen sind, wie man es an einigen Zwiebelblumen siehet, die statt runder Stengel, einen breiten in einander gewachsenen Stengel haben. Die Bewegung ist ihm nöthig, sonderlich wann der Mensch zum Schlaf geneigt wird, weil das Blut im Schlaf langsamer herum läuft, der langsame Lauf des Bluts aber zur Sto-

Stockung Gelegenheit giebet, die Stockung aber zur Fäulniß. Man wehre dieser mit allerhand Säure von Citronen, Saurampf, Berberis, Krahnbeeren, Stachelbeeren, Blau- oder Heidelbeeren, sauren Pflaumen oder auch mit Tamarindensaft, welche zugleich nützlich den Leib öffnen, sauren Wattig mit cremor tartari gemacht, oder von selbst gesaurt, sauren Schmant, Buttermilch, und dergl. Wann das Zahnfleisch vom stockenden Blut schwillt, so ist solches durch gelindes Schröpfen auszulassen. Hiebey sind die bittern Sachen nicht hintenanzusetzen, als vor allen das bittere Trifolium, Tausendgüldenkraut, Ehrenpreiß, Erdbeerenkraut, und andere, welche mit Molken geweicht, etwas gekocht und dann ausgepreßt, zu trinken sind. Für allen aber ist der Meerrettig zu allem Getränk zu mischen, weil sein flüchtiges Salz das Blut von den faulenden Theilchen durch den Urin und den Schweiß reiniget. Ein gleiches thut schon der Rettig, die Kresse, das Löffelkraut, das kleine scharfe Hauslauch, auch Mauerpfeffer genannt, dessen der Feldarzt Below in dem Ephem. Nat. Cur. gedenket wider den Scorbut der schwedischen Armee nützlich gebraucht zu haben. Ob es gleich im Sande wächset, so ist es doch das schärfste unter allen, und in geringer Dosi zu brauchen, daß es kein Erbrechen mache. Die Peruanische Rinde findet allhier auch eine wichtige Stelle.

§. 26. Wann aber der Scorbut mit Verfall des Appetits, kurzem Athen, Geschwulst der Beine, Schmerzen im Leibe, grossen blauen Flecken, Verhärtungen im Fleisch, und andern schweren Umständen, überhand nehmen will, so sind die Holztränke von Wachholderwurzel, Tannensprossen, Alantwurzel, Wachholderbeeren und dergl. zur Hülfe zu nehmen. An statt der harzigten Tannen aber kan ein guter Terpentin mit etwas Bitterdreyblatt-Extract und so viel Zucker als er fassen kan, zu einem Teig gemacht, und davon täglich ein oder zweymal gegeben werden.

§. 27. Am klügsten handelt man, wann man im Winter seine Gesundheit bewahret, und den Feind aus seinem Leibe abhält. Im Winter nistelt er bey den Menschen ein; es sey dann daß ihm vorhergehende Krankheiten auch zur andern Zeit gebähren. Wenn wir hiebey mit den Matrosen und Soldaten den Anfang machen wollen, so wird es am schwersten seyn den Scorbut von ihnen abzuhalten: hauptsächlich der Luft, daneben auch der Bekösstigung wegen. In unsern Gegenden ist der Matrose im Winter nicht viel zur See, dennoch genisset er bey unsern langen Wintern, in seinen eingeheiß-

ten Quartieren eine faule Luft: und wann er in einem kalten Frühling zur See muß, so findet er im Schiff abermal eine faule Luft. Die Landsoldaten haben zwar in ihren Winterquartieren manchmal eine nicht viel bessere Luft, aber sie sind von dieser Wiederholung frey; wann der Frühling kommt, so ziehen sie aus den Quartieren unter Zelte, oder bedienen sich so der freyen Luft ausserhalb den Quartieren: es sey dann, daß sie in einer Vestung belagert sind. Wann die Matrosen nicht vom Schiffe kommen können, so sind sie allemal denen belagerten Soldaten gleich. Obgleich sie nun eine ungesunde Luft beständig in sich ziehen, so muß man doch durch die Diät, durch die Beköstigung, und einige Präservir-Mittel den Scorbut abzuhalten suchen. Bisset, der engländische Schiffs-Chirurgus, den wir angeführet haben, rathet in seinem Buch vom Scorbut, man soll den Matrosen Reiß mit Wein und Zucker, statt der Zwiebacken, zu essen geben. Er rühmet den Reiß, daß er gut nähre, starkes Blut mache, und leicht zu verdauen sey. Dies möchte alles auch wohl wahr seyn; die Türken, die viel Reiß essen, sind starke Leute, und der Wein wird gewiß zur Verdauung helfen. Dies Korn ist fester, und nicht so verderblich als Mehl oder Grütze von andern Getreyde. Wann auch irgendwo in Europa, dieses eine Beköstigung der Matrosen seyn kan, so kan es bey den Engländern seyn, weil ihre Amerikanische Provinz Carolina den besten Reiß in Ueberfluß giebet. Der Wein erfrischet allemal das Geblüt, und bewahret es vor der Fäulniß, und der Zucker, als ein trockner balsamischer Wein desgleichen; und der Matrose lebet eines Theils nach der Diät seiner Officiere, in der Cajute. Es ist ihm ein Hochleben, laute viuere, welches selbst in der Pest gelobet wird. Dennoch wird die Habergrütze, die Erbsen und das Pockelfleisch vom Bisset nicht verworfen, nur daß bey der Grütze auch etwas vom schlechtesten Zucker, bey den Erbsen Pfeffer, und bey dem Fleisch Senf gegeben werde, und zum Getränk ein gutes Bier, und Brandwein mit zwey Theilen Wasser vermischet. Diese Diät würde denen Landsoldaten auch wohl zur Präservirung wider den Scorbut bekommen, sonderlich wann sie durch eine Belagerung eingeschlossen sind. Als Bergen op Zoom vor einigen Jahren von den Franzosen belagert war, so schien es, daß man auch des Scorbuts oder anderer Krankheiten wegen, um die Garnison bekümmert war, und man sandte aus England und Holland einen Ueberfluß von Wein, engländischen Bier, Cider, frischen Fleisch, vermuthlich auch von Reiß dahin, und die Vestung wurde,

de, bey vollkommner Gesundheit der Garnison, übergeben.

§. 28. Des Herrn Bissets Vorschlag mit dem Reiß scheinet unter diejenigen zu gehören, die der Kosten wegen im Kleinen angehen, aber nicht im Grossen. Als die Rußische Armee vor zwey und dreyßig und mehr Jahren, in Persien war, und daselbst sehr kränkete, urtheilte ein gewisser Feld-Medicus, das Oel, welches die Soldaten in den Fasten brauchten, verdürbe in dem heissen Clima, daher kränketen die Soldaten so sehr, und stürben; es würde ihnen die ölichte Cacoe Frucht besser bekommen, wann man ihnen davon eine Chocolade machte, und jedem Mann Morgens eine kleine Koppe gäbe, wann sie auch ohne die Vanille bereitet wäre: er wollte selbst der Livrant, der Podretschick seyn, und so viel aus Holland und aus Portugal, wo er Bekannte hätte, anschaffen. Weil man aber noch leichter eine Armee mit Reiß und Wein als mit einer Chocolade versorgen konnte, so bedankte man sich vor seinen guten Willen.

§. 29. Nächst Reiß, Wein, Zucker und Chocolade, möchte wohl zu Wasser und zu Lande ein gutes Präservativ gegen den Scorbut geben, erstlich ein gut gehopftes Bier, oder auch ein Bier, das auf geharzten Tonnen stehet, zu mäßigen Portionen täglich zweymal getrunken; zum Durst aber das gewöhnliche saure Getränk, mit den sauren Moos oder Krahnsbeeren, von welchen man auch eine eingekochte Masse vorräthig haben kan. Das Lebenswasser, aqua vitae, oder mit seinem rechten Namen, der Brandwein, müßte eine Essentia baccarum juniperi, eine Wachholderbeeren-Essenz seyn, zu dessen einem Theile doch zwey Theile Wasser zu mischen wäre, gleichwie auch der gewöhnliche Brandwein, auf den engländischen Schiffen getrunken wird, seit dem man eingesehen hat, daß der Mißbrauch des reinen Brandweins Millionen Menschen verzehret habe. Zweytens: Fleisch und fette Fische müßten allemal, (die gesalzenen mageren Fische sind auszuwerfen) mit sauren Senf oder Meerettig gespeiset werden. Der Kreß-Salat müßte den ganzen Winter durch eine tägliche Speise seyn. Der Hanfsaamen müßte vom Verderben wohl verwahret werden, um davon theils eine Milch, theils wöchentlich ein frisches Oel pressen zu können. Statt des Reisses würden die Tartuffeln bey uns wohl dienen, weil sie auch starke Nahrung geben, und statt des Zuckers würde der Honig helfen. Gott hat die nordlichen Gegenden mit einem grossen Vorrath von Beeren versehen, welche zur Bewahrung wider den Scorbut gebrauchet werden können, als da sind die Wachholderbeeren, die sauren

Moosbeeren, die Berberis, die blau- und rothen Heidelbeeren, die schwarzen Johannisbeeren, die Pilbeeren, Kalmen, welche alle gegen den Scorbut dienen, wenn man sie im Sommer zum Winter aufschüttete, und sich derselben reichlich bedienete. Derselben eingekochte Säfte müssen uns statt Bissers eingekochten Pomeranzensaft dienen. An Rettig, Meerrettig, Senf und Kresse, kan auch kein Mangel kommen; und wann wir die Wurzeln und das Kraut davon nicht haben können, so können wir uns derselben Saamen bedienen. Will man etwas arzeneyisches brauchen, so ist ein guter Terpentin mit etwas bittern Dreyblatts-Extract gemischet, und so viel Zucker beygethan, als es noch fassen kan, die bequemste Arzney, davon täglich ein halb Quentin oder etwas mehr zu nehmen. *

§. 30. Vermögende Leute, welche den Scorbut fürchten, mögen den Reiß mit gutem Wein und Zucker, und dabey die Chocolade nach Belieben nehmen, und da sich die meisten derselben des Idiotismi freuen können, so werden sie sich auch in der Kleidung nach der kalten oder nassen Witterung richten, und daneben solche Luft einathmen, welche von faulen Dünsten rein und gesund ist. Weil aber theils eine Witterung von besonderer Eigenschaft, wie auch der Genuß vieles Fleisches währendes Winters, unser Blut dennoch zu einer scorbutischen Fäulung zubereiten kan, woraus entweder solche Fäulung in seine gewöhnliche scorbutische Form gesetzet, oder wie öfterer geschiehet, ein Wechselfieber erreget werden kan, so ist dabey nöthig, daß in der Fleisch-Diät gute Maaß gehalten, und der Meerrettig, der Senf, die Kresse und der verdickte Saft der obgedachten sauren Beeren nicht hintangesetzet werde. Das Kauen des Tabacks, welches vor andern die Finnen im Gebrauch haben, ist auch nützlich. Eine reine, klare Winterluft, bey stillem Sonnenschein einzuathmen, ist dabey sehr ersprießlich, auch eine mäßige Portion Pontsch daneben unschädlich, die dünstige Frühlingsluft aber den im Winter gesammleten Zunder des Fiebers in Glut zu setzen sehr behülflich, als weswegen solche zu vermeiden nöthig ist.

Ver-

* Es hat Gott gefallen die grosse Feuermaur der Erdkugel, den Hekla, weit aus unsern Clima zu setzen, und die aus dessen Boden steigenden warmen mineralischen Quellen entweder zu der Isländer Gesundheits-Erhaltung, durch den Gebrauch des Bades, in denselben, bis gegen hundert Jahre, wie es die Geschichte berichten, zu erhalten; oder denen auf langen Seereisen, vom Scorbut contract gewordenen, zur Erschmeidigung der verhärteten Sehnen: dann von solchen mineralischen warmen Bädern, ist wohl gewissere Hülfe hierin zu hoffen, als vom Mark der Knochen der Pferde, welches doch in Ermanglung der Bäder, und bey Gelegenheit solcher habhaft zu werden, zu Hülfe genommen werden könnte.

Verwandlungen.

Die niemals müßige Einbildungskraft hat in den drey Reichen der Natur verschiedene Veränderungen ausgeklügelt, und ist, weil die Proben gelingen sollten, durch Einschleichungsfehler mehr als einmal berücket worden. Daß aus einem verfaulten jungen Ochsen ein Bienenschwarm erzeuget werden könne, schien in vorigen Zeiten eine ausgemachte Sache. Man schwängerte die Luft mit schweren steinern Donnerkeilen, oder auch mit Fröschen, und bewies solches aus Erfahrungen. Ein Rösel gieng gescheuter dabey zu Werke. Er zeigte, daß es dem Himmel nicht leichter sey, einen Froschregen, als einen Kälberregen hervor zu bringen.

Ich übergehe die vorgegebene Verwandelung in dem Mineralreiche, das grosse Goldmacherkunststück; weil noch viel Gelehrte und Vornehme daran glauben. Das ist aber wunderlich, wenn Männer sich mit der Hofnung plagen, aus Bley Gold zu machen, die bey aller angewandten Müh in dem Reiche der Pflanzen noch kein Gräschen haben verändern können. Wie lange hat das Vorurtheil gegolten, daß der Rocken in Trespe degenerire, und hingegen Trespe sich in guten Rocken verwandle, wenn sie in guten, fetten Acker und noch dazu im Nordwinde gesäet wird!

Herr Pastor Jansen * in Curland der mit dem Glauben an die metallischen

* Herr Johann Heinrich Denffer, genannt Jansen, gab als damaliger Pastor zu Frauenburg 1740. zu Mitau seinen Vernunft- und Erfahrungsmäßigen Discours heraus, worinne er die gute Sache des göttlichen Segens wider die Ankläger derselben vertheidiget, und die wahren Ursachen der Fruchtbarkeit, wie auch die Scheinursachen der Unfruchtbarkeit der Erden abhandelt. Dieses Buch enthält einen lehrreichen Unterricht von Verbesserung des Düngers, des Pfluges, von der einfachen Walze zur Zerschneidung der Erdklösse, von der zusammengesetzten Walze zur Wegschaffung der Steine, und von mehrern wirthschaftlichen Vortheilen. Die Zueignungschrift ist an Ihro Hochfürstl. Durchlauchten den Erbprinz Peter in Liefland, zu Curland und Semgallen gerichtet, worinne die fürtreflichen Eigenschaften dieses liebenswürdigen Prinzen mit Ruhm angeführet werden. Das Werkchen war in Liefland eine Seltenheit. Im Jahr 1755 entschloß sich Herr Schreber, Doctor der Rechte, weil er diesen Tractat zum Grunde seines Cameral- und Oeconomischen Collegii legen wollte, solchen zu Halle mit samt der lesenswürdigen Dedication von neuen in Druck heraus zu geben, und lies auch die saubern eigenhändigen Abzeichnungen des Herrn P. Jansen dazu auf 7 Tabellen in Kupfer stechen.

lischen Verwandlungen sein Leben durch zu kämpfen hatte, konnte im Gewächsreich nichts verwandlen, ob er gleich schon 1729 einen Versuch machte. Er nahm den besten Acker auf einem Berge, wo keine Feuchtigkeit haften konnte, und sonst kein Quellgrund war. Sein Vieh ließ er acht Wochen in den Hürden auf dieser Acker Stelle stehen. Das war einmal Zeit genug, das Erdreich zur Saat einzurichten. Er nahm einen Hut voll Trespe, und las Korn bey Korn mit so genauer Vorsicht aus, als ob seine ganze Wohlfahrt dran hienge, wenn nur ein einzig Körnchen Rocken dazu käme. Es würde ihn auch eine einzige Rockenähre in der ganzen Probe irre gemacht haben. Nunmehr wartete er auf den Nordwind, und der kam nach einigen Tagen stark genug an. Er säete seine Trespe glücklich aus, und verwahrte sie mit einem hohen Zaun, damit ja kein fremd Korn dazu käme. Er hatte das folgende Jahr die kostbarste Trespe, davon die kleinste 5 Schuh hoch war, und Halme wie Rohr hatte, mit solchen Büscheln versehen, daß er von einer einzigen eine Handvoll Körner zusammen brachte. Nicht eine einzige Rockenähre war dabey. Er dachte, die Zeiten ändern sich, und machte daher diese Probe noch zweymal, immer aber mit gleichem Effect. Er hat uns fünf Arten Trespe abgezeichnet, die alle unter sich die größte Aehnlichkeit haben, und die niemals zu Rocken werden wollen.

In unsern Zeiten hat der Herr M. Barkmann in Schweden diesen Versuch nachgemacht. Er wählte im Herbst 1756 auf dem Gute Näs bey Nyköping drey runde Flecken von harten Rasen, jeden anderthalb Elle breit, queer über, und eine Klafter von einander, und ließ den ausstechen. In einem derselben pflanzte er 100 Rockenkörner, in dem andern so viel Trespenkörner, in dem dritten von jeder Art gleich viel. Die Trespe düngte er mit einem halben Schubkarren guten verbrannten Mist, aber auf die andern Stellen führte er keinen Dünger. Bey der Erndte 1757 fand er 60 Stengel reinen Rocken und keinen Stengel Trespe. Auf der andern Stelle stand die Trespe sehr dichte und geil, ohne einen Rockenstengel. Auf der dritten Stelle stunden gleich viel Trespen- und Rockenähren vermengt. Diese Probe ist auf einem mittelmäßig trocknen Platz angestellet worden.

Wunde man nicht zu leichtgläubig seyn, wenn man der Aussage eines Bauren traute, der lauter Dödderſamen ausliest, ihn säet, und den besten keinen davon zu erhalten sich rühmet? Es ist doch immer ein Verdacht dabey, wenn zehne von geben, daß sie von Haber Rockenähren geschnitten, und hundert hingegen versichern, daß ihr Haber, ebenfalls methodisch tractirt, jedesmal Haber geblieben sey.

I. Stück.

Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1763.

Vom Caffe, Thee und Chokolade.

§. 1.

Der Anfang des vorigen Jahres war in unsern gelehrten Beyträgen, mit gar zu schönen Erinnerungen angefangen, als daß uns solche bey dem Wechsel dieses neuen Jahres nicht wieder ins Gedächtniß fallen sollten. Es wurde uns in denenselben, die Menschlichkeit und derselben Schwachheit und Unart vorgestellet, nach welcher wir oft das Gute, welches wir in dem verflossenen Jahre von Gott genossen, leicht zu vergessen, und das Böse, welches wir von Menschen, oder sonst gelitten, nicht zu vergessen pflegten. Unsere Leser mögen solche Abhandlung selbst nachsehen und sich an dieser schönen Sittenlehre erbauen, damit wir nicht ein Gerichte zweymal aufzutischen nöthig haben. Wir erinnern uns aber auch diesmal, der im zehnten Stück der Beyträge des vorigen Jahres daselbst Seite 87. angeführten Neujahrskuchen, welche die Franzosen mit dem sinnreichen Namen Oublies, gleichsam Vergessenheiten belegen, und wie dieselben Kuchen am Anfang eines Jahres, im Gebrauch und Genuß den Namen der Versöhnungskuchen zu heissen verdienten, und als ein Sinnbild des Friedens, und der Amnestie unter Freunden angesehen werden könnten. Es wurde noch im gedachten zehnten Stück, Seite 86, unter dem Zuckerbrod, der Wein- und Caffe-Sauger erwähnet, als bequeme Brodte in den Caffe zu tunken; warum sollten nun an diesem Tage, die Oublies, diese allegorischen Kuchen der Vergessenheit und der Versöhnung nicht dazu dienen können? dann ob sie wohl nicht begierig, wie ein lockeres Zuckerbrod den Caffe in sich saugen, und zum Munde bringen, so geben sie doch durch solche ihre Mäßigkeit, Anlaß und Rath, den Caffe selbst